

Venus vulgivaga

(Der letzte Schuß)

Ein Polizeiroman

von

Otto Schwerin

10. Tausend



Josef Singer Verlag Leipzig

1923

Vorwort

Lieber Leser! Der Untertitel, den ich der Ueberschrift nachzusetzen für notwendig erachtete, bedeutet eine Entschuldigung und gleichzeitig eine Erklärung.

Eine Entschuldigung, weil ich notgedrungen einen lateinischen Titel wählen mußte, und eine Erklärung für jene gewisse Sorte von Sittlichkeitschnüfflern, deren durch tonkave Brillengläser halb verdeckte Augen entsetzt auf dem Buchumschlag ruhen werden und die doch gleichzeitig ihre Freude durch ein kurzes, blitzschnelles Aufleuchten kaum verbergen können, denn der ominöse § 184 des Reichsstrafgesetzbuches erlaubt ihnen, das „notwendige Vergerniß“ zu nehmen; und dann Gnade dem Autor!

Diesen Herrschaften im Jägerhemd, wallenden Teutonenbart und Harmonikahosen, die sich malerisch auf klobige Zugstiefel herniederstrecken, diene zur Beruhigung, daß die „Venus vulgivaga“ der alten Römer nichts mit meiner modernen „Venus vulgivaga“ zu tun hat.

Jener römischen Venus vulgivaga, deren unmoralisches Treiben schon damals moralinverseuchten Pädagogen und Jugendbildnern ein schmerzender Dorn im züchtigen Auge war, soll hier kein Ruhmesdenkmal errichtet werden. Beruhigt Euch, Ihr Herren Professoren, Ihr Herrschaften vom Jugendring und Ihr holden fünfzigjährigen Jungfrauen, Vorstandsdamen von Limonaden-, Traktätchen- und Sodawasservereinen; in meinem Buch wird kein unzüchtiges Wörtchen fallen, es enthält weder eine Verherrlichung, noch eine Beurteilung der Prostitution, — es ist überhaupt in keiner Weise *seguell*, denn meine „Venus vulgivaga“ stellt

nichts weiter dar, als — — eine harmlose Statuette aus gewöhnlichem Gips, sie ist nichts als die (allerdings vorzügliche Kopie) eines deutschen Bildhauers nach dem berühmten französischen Original Pierre Delacostes, der zur Zeit des Roi Soleil in Ungers seiner Bildhauerkunst lebte.

Und um diese harmlose, gefühllose und daher durchaus züchtige Venus rankt sich ein wucherndes Gestrüpp mehrerer verbrecherischer Untaten, deren Aufdeckung meinem Freund Dr. Karl Egon Luz vorbehalten blieb.

Also keine Bange, Ihr Pächter und Verfechter der Moral! Es handelt sich um keine irgendwie geartete Pornographie, sondern um einen harmlosen, aber, wie ich hoffe, spannenden Kriminalroman.

Erstes Kapitel

Der Frühschnellzug D 123, Frankfurt—Hannover—Hamburg, war in den Bahnhof Friedberg (Oberhessen) eingefahren. Pünktlich, und ohne eine Minute Verspätung.

Der Personenzug nach Gießen, den der Schnellzug fahrplanmäßig überholen mußte, stand seit 10 Minuten wartend auf dem Nebengleis. Ein Duzend Reisende hatten in Friedberg den Schnellzug verlassen, ungefähr die gleiche Anzahl war zugestiegen. Der Zugführer und der Fahrdienstleiter standen hinter der schweren Schnellzugsmaschine, die fauchend und zischend auf das Zeichen zur Weiterfahrt, hinein in die fruchtbare Wetterau, gen Gießen und Marburg zu, wartete, als ein Mann in der Uniform der Telegraphenbeamten eiligst über die Gleise sprang. In seiner rechten Hand schwenkte er ein zusammengefaltetes Papier, anscheinend ein Telegrammformular, und während er über die Schienen auf den Schnellzug zueilte, rief er mehreremale einen Namen aus.

Der Name war nicht ganz verständlich, er schien vier-silbig, enthielt dem Laut nach zwei oder drei Vokale und klang dadurch rein phonetisch ein wenig exotisch, italienisch, spanisch, portugiesisch.

Halb neugierig, halb ärgerlich, denn das Ueberschreiten der Gleise war bahnpolizeilicherseits streng untersagt, wandten sich die beiden Bahnbeamten dem Rufer zu, der ohne sich um sie zu kümmern, den Zug wie suchend entlanglief, immer den gleichen Namen ausrufend.

Plötzlich klirrte ein Fenster herab. Ein noch jüngerer, gut gekleideter Herr, mit einem hellen, weichen Filzhut meldete sich.

„Ich habe ein Bahntelegramm für Sie,“ sagte der Depeschbote verschnaufend. „Können Sie sich legitimieren?“

Der Angeredete nahm mit sichtbarem Erstaunen prüfend die Depesche zur Hand.

„Der Name stimmt schon,“ sagte er ein wenig überrascht. „Das Telegramm ist wirklich für mich. Hier ist mein Paß!“

An den Fenstern der Nachbarabteile erschienen einige neugierige Gesichter, um jedoch, da die Neugierde nicht auf ihre Kosten kam, bald wieder zu verschwinden. —

Während der Depeschbote, nach Erledigung seines Auftrages, langsam die Unterführung zum Ausgang hinabging, blieb der Empfänger, das Telegramm ungeschlüssig, beinahe ein wenig mißtrauisch in der Hand wiegend, im Fensterrahmen stehen, als er plötzlich einen leisen, fast gehauchten Wehruf ausstieß, mit der linken Hand in die Luft griff und schwer in das Innere des Wagens zurücksank. Im gleichen Augenblick klirrte es in dem Abteil, wie von splitterndem Glas.

Die beiden übrigen Insassen des Abteils, die bisher teilnahmslos auf ihren Plätzen saßen, es waren zwei einfach gekleidete Frauen, sprangen in die Höhe, die ältere der beiden, wahrscheinlich die Mutter der anderen, beugte sich erschrocken über den am Boden liegenden Mann und stieß einen lauten Schreckensruf aus, denn — — — — — der Mann war tot. — — Oberhalb der Nase, mitten in der Stirn, war ein kleines, beinahe kreisrundes Loch, aus dem langsam das Blut in dicken Tropfen zu Boden sickerte und bereits eine kleine, braunrote Lache gebildet hatte.

Sowohl auf dem Gang des D-Zugwagens, als draußen auf dem Bahnsteig, wurde es nun lebendig. Ueberall erschrockene, neugierige, sensationshungrige und verstörte Gesichter.

Der Zugführer und zwei Bahnbedienstete stürzten ins Abteil.

Draußen auf dem Gang drängten sich ein Duzend Neugierige zusammen.

„Was ist denn passiert?“ fragte der Zugführer, gewichtig in seiner Autorität. „Donnerwetter“, rief er aus, seine Frage selbst beantwortend, „der Mann ist tot — erschossen! Niemand verläßt das Abteil!“, rief er schnell gefaßt und doch durch den Anblick des Toten ein wenig verwirrt. „Rufen Sie sofort den Bahnhofsvorstand, Häuser, und holen Sie auch die Polizei! — Der Zug wird nun Verspätung bekommen,“ fügte er mehr zu sich, als zu den Umstehenden gerichtet hinzu, nachdem er einen kurzen Blick auf seine Uhr geworfen hatte. „Wie ist denn das passiert? Haben Sie einen Schuß gehört?“ fragte er die beiden Frauen, von denen die Ältere fassungslos in einer Ecke zusammengekauert war, während die andere, die Jüngere, den Toten wie geistesabwesend anstarrte.

„Entsetzlich!“ stöhnte die Jüngere. — „Gehört? Nein — ich — ich weiß gar nichts. — Der Herr stieg mit uns zusammen in Frankfurt ein — ich kenne ihn nicht. — Draußen rief jemand — wer, weiß ich nicht. — Er ging ans Fenster und fiel plötzlich in den Wagen zurück. — Anscheinend erschossen. — Da drüben muß der Schuß hinausgefahren sein, denn die Fensterscheibe ist zertrümmert. — — —“

Der Bahnbeamte schien den Schaden erst jetzt zu bemerken. Er brachte der zertrümmerten, anscheinend durchschossenen Fensterscheibe, die als fiskalisches Eigentum seiner Obhut unterstellt war, beinahe größeres Interesse entgegen, als dem Unglücklichen, der, die Beine an den Leib gezogen, leblos auf dem kalten Boden lag.

Plötzlich ertönte von draußen aus dem Durchgang des Schnellzugwagens ein unterdrückter Schrei. Eine junge Frauensperson brach sich, ohne Rücksicht auf die Neugierigen zu nehmen, rücksichtslos Bahn und warf sich, laut schreiend, über den Toten.

„Gott steh mir bei, Franz!“ schluchzte sie auf. — „Allmächtiger! Was ist hier vorgefallen?“ — Der Bahnhofsvorstand in roter Mütze trat mit einem Polizisten in das Abteil.

Er war sofort Herr der Situation.

Ohne sich um den Toten vorerst zu kümmern, wandte er sich an die Passagiere des Wagens, die den Durchgang versperren.

„Meine Herrschaften!“ sagte er höflich aber bestimmt, „es hat sich hier ein Unglücksfall oder vielleicht auch ein Verbrechen ereignet. Ich bitte Sie, den Wagen, der abgekoppelt wird, zu räumen und Ihre Sitze in einem anderen Wagen einzunehmen. Dieser muß zur Verfügung der Staatsanwaltschaft hier bleiben.“

Diese beiden Damen und Sie, mein Fräulein,“ er wandte sich mit etwas gedämpfter Stimme an die junge Frauensperson, die sich immer noch heftig schluchzend über den Toten gebeugt hatte, — „muß ich bitten, sich als Zeuginnen zur Verfügung der Polizei zu halten.“

Die ältere Frau, die sich bisher zitternd und beinahe teilnahmslos in die Wagenecke verkrochen hatte, wurde nun lebendig.

„Unter keinen Umständen bleibe ich hier mit dem Toten allein,“ erklärte sie mit einer Energie, die zu ihrem bisherigen Benehmen in auffallendem Gegensatz stand. „Ich fürchte mich, und außerdem, ich muß heute mittag in Cassel sein, wir beide“ — sie deutete bei diesen Worten auf ihre jüngere Begleiterin, die schauernd neben ihr Platz genommen hatte — „werden dort erwartet.“

„Es tut mir leid,“ erwiderte der Bahnbeamte mit bestimmter Höflichkeit, „Sie können nicht abfahren. Sie beide sind die einzigen Zeugen des mysteriösen Vorfalles und müssen ihre Aussagen zu Protokoll geben.“

„Aber ich kann gar nichts aussagen“ — jammerte die Ältere, „ich habe gar nichts gesehen, ich will mit der Polizei nichts zu tun haben!“

Die junge Dame legte der älteren die Hand auf den zitternden Arm.

„Beruhige dich, Tante,“ sagte sie leise. „Wir werden der Polizei wiederholen, was wir wissen, und fahren mit dem 10 Uhr-Zuge weiter.“

„Dann darf ich Sie vielleicht bitten, mich in mein Zimmer zu begleiten, bis die Polizei zur Stelle ist. Ich

habe bereits telephonieren lassen. Und Sie Fräulein — — —!“ Er unterbrach sich erschrocken, denn die junge Dame, die sich über die Leiche des Mannes gebeugt hatte, war aus dem Abteil verschwunden. Der Bahnhofsvorstand unterdrückte einen leisen Fluch.

„Wo ist die Dame hingekommen!“ rief er auf den Gang hinaus. „Donnerwetter! Die Dame muß unbedingt hier bleiben. Erst jammert sie, daß es Gott erbarm, und nun, wo sie dringend gebraucht wird, ist sie verschwunden. Zugführer!“

„Herr Vorsteher!“

„Sie haben die junge Frau gesehen, die sich um den Toten bemüht hat. Sie muß sofort zur Stelle geschafft werden. Suchen Sie den Zug ab und fahren Sie dann in Gottes Namen los. Meldung hierher, — ich warte.“

Der Wagen hatte sich völlig geleert. Außer dem Polizisten, der sich vollständig passiv verhalten hatte, — so mochte ihn der „große Kriminalfall“ überrascht haben — und den beiden Frauen, blieb nur der Bahnhofsvorstand bei dem Toten.

Nach knapp zwei Minuten kam der Zugführer zurück.

Er legte die Hand an die Mütze und meldete: „Die Frau ist seltsamerweise nirgends aufzufinden.“

„Sonderbar,“ meinte der Vorgesetzte kopfschüttelnd. Dann sah er auf seine Uhr. „Donnerwetter! schon 20 Minuten Verspätung. Fahren Sie in Gottes Namen los. Das andere ist Sache der Polizei! —“

Im nächsten Augenblick zog mit einem schrillen Pfiff, einem letzten Gruß an den toten Mann, der auf dem nackten Holzboden des Abteils dritter Klasse den ewigen Schlaf schlief, die Maschine an, und der Zug rollte langsam aus dem Bahnhof.

Zwei Minuten später folgte ihm der Gießener Personenzug auf dem Nebengeleise.

Zweites Kapitel

Die Abteilung 7 des Frankfurter Polizeipräsidiums bestand im Jahre 191. aus fünf miteinander verbundenen Räumen. Sie war in den Zimmern 317—321 im zweiten Stock des modernen Polizeipalastes an der Hohenzollernanlage untergebracht, als Vorsteher fungierte der inzwischen pensionierte Kriminalinspektor Fischer, im internen Dienste, um Verwechslungen mit einem gleichnamigen Kommissar der Sittenpolizei zu vermeiden, Fischer I genannt. Ihm waren für den Ermittlungsdienst einige 130—150 Beamte unterstellt, darunter die Kommissare Rademacher, von Klend, Neumann, Redenthien und Hieronymus, sowie die Wachtmeister Muschal, Haberland, Ringling, Müller III, Gerlach und Lautensack. Ein Teil der Beamten der Frankfurter Kriminalabteilung sind für die Leser meiner Romane bereits alte Bekannte, vor allem die Herren Rademacher und Muschal, mit denen wir unsere Geschichte am Morgen des 1. Juli anno domini 191. fortsetzen.

Rademacher erschien am fraglichen Tage ein wenig zu spät in seinem Dienstzimmer, das die bekannt nüchterne stereotype Aufmachung aller preußischen Diensträume aufwies. Billige Tannemöbel, nicht viel wertvollere Oel-druckbilder der letzten preußischen Könige bezw. deutschen Kaiser, und selbstverständlich den obligaten Spudnapf aus weißem Email.

Sein Ablatus, Wachtmeister Muschal, der den Raum mit dem Kommissar teilte, erhob beim Eintritt seines Vorgesetzten den Kopf von seiner Schreiarbeit und begrüßte Rademacher mit jener respektvollen Vertraulichkeit,

die das tägliche Zusammenarbeiten im Innen- und Außendienst mit der Zeit geschaffen hatte.

Nademacher schloß langsam und umständlich seine Schreibtischschubladen auf und fragte sein Gegenüber, während er Bleistifte und andere Bürorequisiten auf der Tischplatte ordnete:

„Na, Muschal — was Neues?!“

„Nicht — von Belang, Herr Kommissar. Hier eine kleine Anzeige; Betrugsversuch eines möblierten Herrn in der Richardstraße, Fahrraddiebstahl in der Battonstraße, eine Messerstecherei in der Wirtschaft zum grünen Bod in der Saalgasse — — —“

„Tote —?“

„Ne. Nur ein Verwundeter, allerdings haben sie ihm ne gehörige Abfuhr verpaßt. Er liegt im Heiligen Geist ¹⁾ und ist noch nicht vernehmungsfähig. Uebrigens ist der Täter durch herbeigerufene Beamte des 37. Reviers verhaftet worden, nachdem ihn das Publikum vorher halbtot geprügelt hat. —“

„Gesund für ihn. Noch was?“

„Die Reviermeldungen sind noch nicht oben. Es ist hier nur noch 'ne gemeinsame Beschwerde einiger Geschäftsleute in der Fahrgasse, die sich über den Dirnenbetrieb dort beschwerten. —“

„Gehet uns nichts an. Geben Sie die Eingabe an die Sittenpolizei weiter.“

„Jawohl, Herr Kommissar, ich habe die Sache schon zur Weitergabe vorgemerkt, aber wenn ich Sie bitten dürfte, Herrn von Sinning von der Sittenpolizei — so gewissermaßen kollegial darauf aufmerksam zu machen, daß er dort mal mit fester Hand zugreifen läßt — —, es würde nichts schaden — —, Herr Kommissar. Denn — — unter uns gesagt — dort ist wirklich am helllichten Tag ein wahrer Schweinebetrieb — und dann — ich weiß zufällig — in der Fahrgasse wohnt ein Redakteur von der „Latern“, — und wenn erst das Gestänke in den Zei-

¹⁾ Krankenhaus in Frankfurt a. M.

tungen losgeht, — dann haben wir wieder den Salat. Sie kennen doch den Alten! —“

„Es gut, Muschal. Ich treffe Herrn von Sinning nachher beim Vortrag beim Regierungsrat und werd's ihm sagen. Sonst noch was?“

„Ja, Herr Kommissar!“ Muschal verzog seinen Mund unter dem roten, borstigen Schnurrbart zu einem breiten Grinsen. „Die zwei Diebstahlsfachen von vorgestern sind schon geklärt. Lautensack nahm gestern abend in einer Wirtschaft in der Schüppengasse einen alten Mattener¹⁾ hoch²⁾, unterwegs versuchte der Kerl sein Klamoniß³⁾ in einen Kanal zu pflanzen.⁴⁾ Doch Lautensack paßte auf und brachte mir den Kerl zum Verhör. Ich sagte ihm auf den Kopf zu, daß er und kein anderer das Ding in der Blücherstraße geschoben hatte. Natürlich, zuerst Leugnen; eine sofortige Durchsuchung seiner Bleibe⁵⁾ förderte aber den größten Teil der gestohlenen Wäsche wieder zu Tage, schließlich sch mußte er und gab sogar seinen Fehler an.“

„Wer ist denn der Fehler?“

„Der alte Heß in der Paradiesgasse.“

Ich stieg Heß natürlich sofort aufs Dach. Und nun kommt das Allerschönste, ich fand bei ihm nicht nur den Rest der gestohlenen Wäsche, sondern auch eine große Anzahl englischer Kleiderstoffe. Vorgestern früh meldete die Firma Gebrüder Rosenthal, Kaiserstraße, einen schweren Einbruch, Stoffe im Wert von 40 000 Mark. Ich ließ durch den Schukmann Heuser einen Angestellten der Firma Rosenthal herbeirufen — wie ich vermutet — es waren wirklich die gestohlenen Waren. — Heß drehte sich und wendete sich wie ein Mal, es nützte ihm nichts, erst vor 12 Tagen kam er aus dem Rittchen⁶⁾ und nun geht er schon wieder verschütt,⁷⁾ peinlich für ihn, sehr peinlich, aber gut für uns. — In einem schmierigen Heftchen fand ich die Namen einer ganzen Anzahl schwerer Brüder, zwei davon, den ‚Kürassierwilhelm‘ und den ‚Pastor‘,

¹⁾ Einbrecher. ²⁾ hochnehmen = festnehmen. ³⁾ Diebstahlswerkzeug. ⁴⁾ wegbringen. ⁵⁾ Schlafstelle. ⁶⁾ Rittchen = Gefängnis. ⁷⁾ verschütt gehen = eingesperrt werden.

hab' ich mir gestern abend noch gelangt. Der ‚Kürassier-wilhelm‘ sitzt drüben, — zum Verhör bereit — er ist der Schränker¹⁾ bei dem Stoffdiebstahl, er, und kein anderer. —“

Kademacher schmunzelte. „Dann lassen Sie den Kerl bitte gleich antreten, ich freue mich diebisch, meinen Landsmann Wilhelm wiederzusehen. Wie oft ist der Kerl wegen Schränken schon rückfällig?“

„Na — so sieben oder acht Mal. —“

Muschal hatte inzwischen durch das Telephon einen Befehl weitergegeben, den Inhaftierten vorzuführen.

„Ist der Alte schon da?“ fragte Kademacher leise, als der Wachtmeister den Hörer eingehängt hatte.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Muschal und sah unwillkürlich nach der Nebentür, die das Büro von dem Arbeitszimmer des Inspektor Fischer trennte. „Er wollte, wenn ich nicht irre, heute morgen mal zu Dr. Luz 'rüber gehen. Er sprach wenigstens gestern davon. —“

„Dr. Luz ist gar nicht in Frankfurt,“ erwiderte der Kommissar und fuhr auf den fragenden Blick des Wachtmeisters fort, „ich habe gerade vorhin seinen Sekretär Roderich gesprochen. Luz ist vorgestern mit seinem Auto, samt Chauffeur nach Köln gefahren und wird erst heute abend zurück erwartet.“

Es klopfte — und auf das Herein des Kommissars trat ein uniformierter Polizeibeamter ein, der einen großen, breitschultrigen Mann in mittleren Jahren eskortierte. Der Schuhmann blieb an der Türe stehen, während der Häftling mit einem halb verlegenen, halb vertraulichen Grinsen dem Kommissar eine linksische Verbeugung machte.

Dieser sah dem Mann freundlich lächelnd ins Gesicht und sagte gemütlich: „Morjen — Knettko — das is aber scheen, daß Se wieder mal zu mir kommen.“

Der mit Knettko Angeredete drückte seine Mütze zu einem unförmlichen Knäuel zusammen.

¹⁾ Einbrecher.

„Nu heer'n Se, Herr Kommissar,“ sagte er „kommen is jut. Ihre Treifer haben mer jestern hochjenommen, warum wees id nich, sonst wär id nich hier — von selbst such id det Gymnasium ¹⁾ nich uff. Darauf können Se schwören.“

Rademacher wies, immer noch lachend, auf einen Stuhl, der so gestellt war, daß der auf ihm Platznehmende im hellen Licht des großen Fensters saß. „Nu setzen Se sich erst mal jemütlich, Knettkle, ich weiß doch, was ich 'nem Landsmann schuldig bin, und dann erzählen Se, wie Se det Ding bei Rosenthal & Cie. geschoben haben, 's ist nur der Ordnung wegen. Personalien nehmen wir erst gar nicht lange auf, Knettkle, wir kennen uns ja schon so gut. — Daß Se das Ding bei Rosenthal gedreht haben, wissen wir bereits, Heß, der Gannef,²⁾ hat es gestern verslichent,³⁾ also ich brauche nur der Ordnung halber noch Ihr Geständnis, dann ist die Sache erledigt.“

Der mit Knettkle angeredete Dieb, welcher in Verbrecherkreisen den Spitznamen „Kürassierwilhelm“ führte, weil er bei den Halberstädter Kürassieren gedient hatte, ließ den Kommissar, ohne auch nur Miene zu machen ihn zu unterbrechen, ruhig ausreden. Er wußte schon im voraus, daß er verloren war und gab sich gar nicht erst die Mühe, den Diebstahl zu leugnen, wie es überhaupt eine bekannte Tatsache ist, daß die Polizeibeamten mit den rückfälligen Verbrechern verhältnismäßig die wenigste Arbeit haben. Sobald sie einmal festgenommen sind und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ihr Vergehen oder Verbrechen doch nicht mehr abzuleugnen ist, lassen sie sich auf langes Schwindeln gar nicht mehr ein. Das Leugnen hatte keinen Zweck, denn verknurrt wurden sie schließlich doch, und es erschwerte nur unnütz die Situation. Knettkle nahm es daher dem Kommissar auch gar nicht übel, daß seine Beamten ihm wieder einmal zu einem unfreiwilligen Quartier hinter schwedischen Gardinen verholfen hatten, das war Rademachers gutes Recht, und

¹⁾ Polizeiamt — Kriminalgefängnis. ²⁾ Gauner. ³⁾ verraten.

dazu war die Kriminalpolizei ja auch eigentlich da, aber der Fehler, dieser Schweinekerl von Heß, dieser Gauner, der für die ganze Schore ¹⁾ einen Pachinen ²⁾ zahlte und dann, sowie ihm das Messer an der Kehle stand, piff, dieser Lump sollte wenigstens auch gehörig dran glauben müssen, dem wollte er es diesmal schon eintränken. —

„Herr Kommissar,“ sagte er daher ruhig, „jut — id hab's jetan. Warum soll id's leugnen. Für meinen Dalles bin id nich verantwortlich, arbeiten jehn kann ich nich, denn en alten Gannef wie mich, nimmt keener mehr in Urweet. Also schieben wir wieder Knast.³⁾ So een bis zwee Jemmen ⁴⁾ wer id wieder uffjebrennt kriegen — nu scheen! Daran is niischt zu ändern. Aber det sag id Ihnen, Herr Kommissar, sobald id aus'm Knast bin — bekommt der Heß meinen Kant ⁵⁾ zu schmecken, so wahr id Willem Knettke heißen tu. Dem Jauner tränk ich's in. Verlassen Se sich druff. Und wenn's den Kopp kostet.“

„Das lassen Se man sin — Willem,“ beschwichtigte der Kommissar in väterlichem Tone, der ein wenig unnatürlich wirkte, da der Verbrecher seinem Alter nach eigentlich der Vater des Kommissars sein konnte.

„Mit'm Messer arbeitet en anständiger Maffener ⁶⁾ nich. Das lassen Se den andern zukommen, übrigens wird Heß voraussichtlich länger eingebuchtet werden, als Sie, denn er hat 'ne ganze Menge auf dem Kerbholz. Außer Ihrer Sache schwebt nämlich noch mehr gegen ihn.“

Knettke bemerkte den lauernden Blick des Kommissars nicht. Umso weniger, als dieser sofort wieder seine alte joviale Miene annahm.

„Dann is jut,“ sagte er. „Darf id vielleicht fragen, Herr Kommissar, wegen wat der Heß sonst noch hochjegangen is?“

„Na, beruhigen Sie sich Knettke — der hat allerlei ausgefressen — es genügt — ich kann Ihnen die Einzelheiten doch wirklich nich gut ausplaudern, seine drei Jemmen sind ihm aber sicher.“

¹⁾ Diebstgut. ²⁾ Kleinigkeit. ³⁾ Gefängnis. ⁴⁾ Jahre. ⁵⁾ Messer.
⁶⁾ Dieb.

„Jut, Herr Kommissar, sowat zu heer'n, is en anenehmet Gefiehl, dann will ick Ihnen aber noch en Tip jeben. Fragen Sie Heet mal, ob er nich weiß, wer die goldenen und silbernen Becher aus der katholischen Kirche in Mariabuchen verschärft ¹⁾ hat, fragen Se ooch mal, wo de Brilljanten, die se vorije Woche in de Beethovenstraße jeklaut ha'm, hinjekommen sin. Fragen Se ooch mal, — so janz nebenbei — nach der Jeschichte mit der roten Hanni, wo se neulich in Main an de Terbermühle herausgefischt haben — ick will weiter nischt jesagt haben, Herr Kommissar, aber wenn ick durch den Lumpen vashütt jeh, dann schon' ick den Kadetten nich, und wenn se'm olmusch Knast verpassen, ²⁾ bei mir heert jekt de Semietlichkeit uf. — Ick war man immer zu jutmütig! —“

Kademacher hatte Muschal nur einen kurzen, kaum merkbaren Augenwink zugeworfen, dieser verstand und machte sich sofort die nötigen Notizen. Der Kürassierwihelm erhob sich langsam und schwerfällig. „Haben Se sonst noch wat, Herr Kommissar?“ sagte er. „Oder kann ick jekt türmen?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Wenn Se mich noch en Gefallen tun wollen, Herr Kommissar, — Sie sehn doch, ick bin och en anstän'jer Kerl, wo Sie nich extra Urbeet verursacht, — dann lassen Se meine Kalle ³⁾ benachrichtigen, dat ick wieder vashütt jegangen bin. Ick bin nun schon en alter Knabe, den Rumpfutsch ⁴⁾ vertragt mein schwacher Magen nicht mehr, un trockenen Hanf ⁵⁾ picken, det paßt mer ooch nich. Sie soll einzahlen, damit ick in't Rittchen wat anständiges zu acheln krieje.“

Kademacher war mit seinen Gedanken schon wieder wo anders, dennoch sagte er mit einer gewissen gleichgiltigen Höflichkeit:

„S is gut, Knette, wer is denn Ihre Braut eben?“

„Immer noch de Miele Praet. Herr Scharmann von de „Sitte“ ⁶⁾ kennt se ooch. —“

¹⁾ verkauft. ²⁾ lebenslänglich Buchthaus. ³⁾ Geliebte. ⁴⁾ Gefängnisloft. ⁵⁾ Brot. ⁶⁾ Sittenpolizei.

„Gut, Knettko,“ meinte der Kommissar, weil Sie so vernünftig waren, wollen wir mal sehen, was zu machen ist, nun gehn Sie wieder ruhig ins Klapperfeld ¹⁾ zurück. Morjen, Knettko!“

„Gu'n Morjen, Herr Kommissar.“

Als der Verhaftete in Begleitung des Schutzmannes das Amtszimmer verlassen hatte, sah Rademacher seinen Untergebenen wortlos an und brach dann in ein kurzes, lustiges Lachen aus, in das Muschal kräftig einstimmte. —

„Den hätten wir mal fest“ — meinte der Kommissar. „Daß der alte Halunke so leicht gepfiffen hat, verwundert mich eigentlich. Sie haben sich die Aussagen wohl notiert, kontrollieren Sie genau, was davon zu verwenden ist, und ordnen Sie dann eine Vorführung des Täblers Heß an. Ich möchte dem Kerl nach den anscheinend wichtigen Andeutungen Knettkos doch noch mal selbst auf den Zahn fühlen. —“

Muschal nickte und begann sogleich ein entsprechendes Formular auszufüllen, als er sich plötzlich respektvoll von seinem Sitze erhob. Inspektor Fischer war vom Nebenzimmer kommend leise eingetreten.

„Morgen,“ sagte er freundlich, „behalten Sie bitte ruhig Platz, meine Herren.“ Dann ließ er sich selbst langsam auf einen Stuhl neben Rademachers Schreibtischfessel nieder und sagte:

„Sie müssen sofort nach Friedberg fahren, lieber Rademacher. Uebergeben Sie die laufenden Angelegenheiten Herrn Neumann und reisen Sie unverzüglich mit Muschal ab. Sie nehmen unser Dienstauto.“

Rademacher sah den Vorgesetzten fragend an.

Fischer schüttelte lachend den Kopf.

„Ich bin selbst nicht genau orientiert, was drüben los ist, ich erhielt nur eine kurze telephonische Meldung der dortigen Polizei. Es handelt sich anscheinend um einen mysteriösen Todesfall im D-Zug nach Hamburg, wenn es nichts Schlimmeres ist. Wie gesagt, ich weiß nichts

¹⁾ Untersuchungsgefängnis in Frankfurt a. M.

Genaueres, und der Friedberger Kollege anscheinend auch noch nicht. Er bat um Unterstützung. Na, schön. Die soll er haben. Fahren Sie los. In einer knappen halben Stunde können Sie an Ort und Stelle sein. Sie rufen mich dann sofort dienstlich an und nehmen auf alle Fälle auch den Photographen mit. Sie sind im Bilde?"

„Jawohl, Herr Inspektor!“ erwiderte Rademacher und begann sofort den Schreibtisch abzuschließen, während Muschal bereits nach seinem Lodenhut griff und den schweren Knotenstock, der neben seinem Arbeitstisch stand, zur Hand nahm.

Wenige Minuten später ratterte das Dienstauto der Frankfurter Kriminalpolizei die Hohenzollernanlage hinauf und verschwand in der Richtung nach Bockenheim.

Drittes Kapitel

Kommissar Rademacher stand im Dienstzimmer des Bahnhofsvorstandes von Friedberg. Neben ihm am Schreibtisch saß Muschal, mehrere Bogen Konzeptpapier vor sich, außerdem waren sämtliche Zeugen, wie die beiden Frauen, ein Friedberger Bahnbeamter, der sich zufällig zur Zeit des mysteriösen Vorfalles auf dem Bahnsteig aufgehalten hatte, der Polizist und der Vorsteher selbst, anwesend.

Rademacher fühlte sich. Derartige Ermittlungen, wo er außerhalb Frankfurts selbständig arbeiten und gewissermaßen als Repräsentant der vortrefflich organisierten Frankfurter Großstadtpolizei auftreten konnte, schmeichelten seinem Ehrgeiz.

Er war ein korrekter Beamter, dessen Fähigkeiten den Durchschnitt aber nicht überragten und vielleicht gerade deshalb legte er stets auf die äußere Betonung seiner Stellung den allergrößten Wert. Dem Friedberger Polizeikommissar, der wenige Minuten nach dem Verbrechen in Uniform erschienen war, imponierte die Sicherheit seines Kollegen außerordentlich, und der bei Entdeckung des Vorfalles zugezogene Schuhmann erstarb beinahe vor Hochachtung gegenüber der Routine und Tüchtigkeit des Frankfurter Kommissars. Muschal hingegen gähnte ein wenig gelangweilt hinter der vorgehaltenen Hand. Sein leerer Magen knurrte bedenklich und er dachte in wehmütiger Stimmung an sein Frühstück, das er in wohlwogener Borausicht vor der Abreise eingesteckt hatte, das in der Tasche seines Havelocks jedoch nicht den guten und nützlichen Zweck erfüllte, der ihm zgedacht war. Zu-

dem wollte Rademacher auch mit seinen langweiligen Ermittlungen nicht fertig werden. Er hatte die Zeugen, soweit sie noch erreichbar waren, der Reihe nach eingehend verhört, und nun wandte er sich in einem etwas gönnerhaftem Tone an den Friedberger Kommissar.

„Berehrter Herr Kollege, der Fall ist soweit klar und doch wieder nicht. Eine Diagnose, wie es in der Medizin heißt, kann ich eigentlich noch nicht stellen, ich muß erst selbst darüber klar sein, ob es sich hier um ein Verbrechen oder um einen Unglücksfall handelt. —“

„Ich nehme an, ein Verbrechen,“ wandte der Friedberger Kommissar bescheiden ein.

„Gewiß, ich vertrete diese Ansicht auch, und dennoch fehlt uns hierzu eigentlich noch jeder Beweis. — Voreilige Schlüsse fasse ich aber grundsätzlich nicht, man verirrt sich in einer Sackgasse, aus der ein Herauskommen dann immer außerordentlich schwierig ist.“

„Natürlich — jawohl,“ bekräftigte der Friedberger Kommissar.

„Was wir wissen“, fuhr Rademacher, lächelnd über den Eifer des Kollegen fort, „ist folgendes: Ich betone — was wir als einwandfrei bewiesene Tatsache festgestellt haben. — Ein Mann wird mit einem Kugelloch in der Stirne im D-Zug tot aufgefunden. Einen Schuß hat aber seltsamerweise niemand gehört. Die Identität des Mannes festzustellen ist vorerst unmöglich gewesen, er besitzt weder Legitimationspapiere, noch Gepäckstücke, die über ihn Aufschluß geben könnten, noch eine Fahrkarte. Eine Frau, die durch ihr Benehmen dokumentierte, daß sie dem Toten nahesteht, ist verschwunden, bevor eine Vernehmung möglich war. Das Letztere ist mehr als seltsam, Herr Kollege! Sagen Sie mal, Frau . . ., wie war doch Ihr Name?“

„Westermann, Gertrude Westermann“, erwiderte die angesprochene ältere Frau.

„Bitte schön, Frau Westermann. Sie haben mit dem Toten vorher wohl nicht gesprochen?“

„Nein, Herr Kommissar. Er befand sich bereits im

Abteil, als wir beide, meine Nichte und ich, eintraten und las die Zeitung.“

„Hm! Das Seltsamste ist das Benehmen jener Frau, die sich jammernd über den Toten warf, aber später, als es sich darum handelte, sie zu vernehmen, spurlos verschwunden war. — Können Sie eine Beschreibung dieser Frau geben?“

„Nein, ich war zu erregt, um auf die Frau zu achten.“

„Sie, Fräulein, haben die Frau auch nicht näher angesehen?“

„Nein, ich weiß nur, daß sie unauffällig dunkel gekleidet war, sie schien ziemlich klein und noch jung. —“

„Haben Sie den Namen verstanden, den der Depeschensbote auf dem Bahnsteig ausrief?“

„Nein, Herr Kommissar, ich wurde erst auf das Rufen aufmerksam, als unser Mitreisender an das Fenster trat. Wenige Sekunden später fiel er mit einem leisen Nschzen in den Wagen zurück und war tot — — erschossen — —“

„Bardon, verehrte Frau Westermann. Woraus schließen Sie, daß der Mann erschossen wurde?“, fragte Rademacher schnell.

„Ja — das — weiß — natürlich nicht — genau —“, gab die Zeugin zögernd zu und fuhr fort, „ich meinte nur, ich nahm es vielmehr an, weil im gleichen Augenblick, als der Mann in den Wagen zurückfiel, die Fenster Scheibe klickte.“

„Sie haben aber keinen Schuß, keine Detonation gehört?“

„Nein, Herr Kommissar.“

„Die anderen auch nicht?“, wandte sich der Kommissar fragend an die Nichte der Zeugin und die Bahnbeamten.

„Nein,“ erklärte der Vorstand für sich und seine Untergebenen.

„Hm —“ brummte Rademacher und horchte dann gespannt nach dem offenen Fenster, das auf den Bahnhofsplatz führte.

Draußen vernahm man das Surren eines Autos, das vor dem Bahnhof hielt. Im Fond des Wagens saß ein

älterer Herr, der im Wageninnern zurückblieb, während der Chauffeur, ein anscheinend noch jüngerer Mann, den Führersitz verließ und in den Bahnhof ging. —

Aber nicht dieser an und für sich selbstverständliche und häufige Vorgang, dem Vorfahren eines Autos, schenkte Rademacher seine Aufmerksamkeit, vielmehr wurde diese durch einige Detonationen wachgerufen, die schwach und weit aus der Ferne, wie ein verziehendes Gewitter herüberböten.

„Was bedeuten denn diese Detonationen?“, fragte er.

„Es sind Gewehrschüsse, Herr Kommissar“, erklärte der Polizist, anscheinend froh, auch etwas melden zu können. „Das erste Bataillon des hiesigen Infanterieregiments ist heute morgen zum Bataillonsscharfschießen nach dem Oststädter Schießplatz abgerückt.“ — In Rademacher's Gesicht suchte ein scharfer Blick auf.

„Über Menschenkind!“, rief er aufspringend, „mit dieser Nachricht kommen Sie erst jetzt? — Wissen Sie, daß Sie mir mit dieser Mitteilung die Aufklärung des geheimnisvollen Vorgangs anhand geben, daß sich der Tod des Mannes jetzt klipp und klar als ein bedauerlicher Unfall erweist!“

Der Schutzmann machte ein dummes Gesicht und verstand nicht.

„Entschuldigen Sie“, warf der Friedberger Kommissar zögernd ein, „ich verstehe Sie auch, offengestanden, nicht recht.“

„Tsch“, lachte Rademacher. „Verehrter Herr Kollege, nachdenken, kombinieren —, in der Kriminalistik heißt es das Gehirn anstrengen und Schlußfolgerungen ziehen. Wissen Sie, wann die Schießübungen heute begonnen haben?“

„Vormittags 9 Uhr, Herr Kommissar“, erwiderte der Schutzmann. „Ich weiß es genau, weil mein Sohn Gefreiter bei der 2. Kompagnie ist.“

„Sehr schön — ausgezeichnet“, sagte Rademacher befriedigt.

„Erinnern Sie sich, meine Herren, daß alle Zeugen

übereinstimmend ausagen, keine Schußdetonation gehört zu haben. Das stimmt doch wohl? Nicht?“

„Ja — gewiß, aber dennoch, ich verstehe nicht — —“

„Über meine Herren, die Sache ist doch furchtbar einfach. Der arme Kerl, der drüben in seinem Blute liegt, und dessen Identität festzustellen keine Schwierigkeit bereiten darf, ist durch eine verirrte Kugel, die entweder über die Sandböschungen des Schießplatzes hinausflog, oder die Deckung durchschlug, getroffen worden, der Mord oder das Verbrechen, an das ich schon halb und halb glaubte, klärt sich dadurch meines Erachtens als ein für den Betroffenen allerdings bedauerlicher, aber im kriminalistischen Sinne harmloser Unglücksfall auf. Es gilt nun, die Nachforschungen zuerst auf die Möglichkeit —, ich möchte auf Grund meiner Vermutungen bereits sagen, Wahrscheinlichkeit — eines Unglücksfalles durch eine verirrte Mausexfugel auszudehnen. Die Annahme, daß wir uns irren besteht zwar, ein Verbrechen kann nach wie vor, wie ich vorsichtigerweise bemerken möchte, im Bereiche der Möglichkeit liegen, aber die Wahrscheinlichkeit, daß meine Vermutung das Richtige trifft — — — — —“

„— — — — — ist eine außerordentlich geringe, Herr Kommissar Rademacher!“

Dieser im scharfen Tone gegebene Einwurf ließ den Kommissar erstaunt aufblicken, die anderen im Zimmer befindlichen Personen drehten sich nach der Türe um, von wo aus der Zuruf ertönte.

Dort stand, eine dunkelbraune Ledermütze auf dem Kopf und eine breite Autobrille vor den Augen, der Chauffeur des vor wenigen Augenblicken angekommenen Kraftwagens und machte den Anwesenden eine lächelnde, beinahe ein wenig ironische Verbeugung. Rademacher hatte für den Humor des Eingedrungenen aber nicht das geringste Verständnis. Wütend trat er einige Schritte auf den Chauffeur zu und brüllte ihn an:

„Wie können Sie sich erfreuen, Herr — —!!, hier ins Zimmer einzudringen und eine Amtshandlung durch Ihren blödsinnigen Zuruf stören — —!!“

Der Angeredete sah dem Kommissar lächelnd in das rote Gesicht.

„Beruhigen Sie sich bitte, lieber Herr Rademacher“, sagte er höflich, „meine Worte sind mir nur so herausgefahren, ohne jede kränkende Nebenansicht für Sie. Ich bin auch nicht gewillt, mich gegen Ihren Willen in die amtliche Untersuchung einzumischen. Ich hörte in der Stadt von dem sensationellen Verbrechen und, da ich zufällig am Bahnhof vorbeifahren mußte, wollte ich Ihnen nur ‚Guten Morgen‘ sagen. — Sonst nichts. —“

Der Kommissar wurde trotz seines Aergers ein wenig unsicher. „Guten Morgen sagen“, meinte er, „na ja schön — aber wer sind Sie eigentlich?“

Der Chauffeur stieß ein lustiges Lachen aus.

„Ach so, ich vergaß“, sagte er, „die Brille entstellt“, und mit einer leichten Handbewegung streifte er die Autobrille und einen kunstvoll an den Gläsern angebrachten kurzen Schurrbart ab.

Ein lächelndes, noch junges Gesicht eines glattrasierten dunkelhaarigen, etwa dreißigjährigen Mannes wurde sichtbar, die großen dunkelblauen Augen hefteten sich mit einer leichten Ironie auf das Gesicht des erst verduht, dann aber freudig überraschten Kommissars.

„Dr. Luß —!!!“, rief er aus, und reichte dem Eingetretenen herzlich die Hand. „An Sie hätte ich allerdings nicht gedacht. Wie kommen Sie hierher?“

„Mit dem Auto draußen“, antwortete Dr. Luß. „Ich bin auf der Rückreise von Halle. Von dem Unglücksfall habe ich in der Stadt erfahren, auch gehört, daß Frankfurter Polizeibeamte zur Aufnahme des Tatbestandes hergefahren sind, Sie werden es mir daher kaum verübeln, wenn ich Interesse daran nahm, festzustellen, wer als Vertreter der Frankfurter Kriminalpolizei heute hier amtiert. Wenn Sie es jedoch krumm genommen haben, daß ich Ihre Untersuchung mit meinem Zuruf recht unhöflich unterbrochen habe — Sie wissen, ich pflege mitunter ein wenig laut zu denken — eine scheußliche Angewohnheit übrigens, — so bitte ich Sie hiermit formell um Entschuldigung —“

Kademachers Aerger war sofort verraucht.

„Aber ich bitte Sie, lieber Herr Doktor“, sagte er, „Sie sind selbstverständlich willkommen. Haben Sie eine Stunde Zeit, um bei den Ermittlungen anwesend zu sein, oder noch besser, dieselben selbst zu führen und in die Hand zu nehmen?“

„Ja —“, antwortete Dr. Luz zögernd. „Zeit schon und Lust auch, denn . . . mein lieber Kademacher, ehrlich gesagt, ich halte den Fall nach alledem, was ich bisher davon in Erfahrung gebracht habe, für durchaus nicht so einfach und klar, wie Sie anzunehmen belieben. Sie beschreiten einen grundsätzlichen Weg, wenn Sie das Militär für den sogenannten Unfall, der sich wahrscheinlich als ein ganz ernstes Verbrechen entpuppt, verantwortlich machen wollen; ganz abgesehen davon, daß der wohlwollende Kommiß Ihnen diese grundlose Verdächtigung verdammt übelnehmen dürfte. Uebrigens Servus Muschal, Sie habe ich noch garnicht gesehen.“

Der Angeredete nahm die schlanke, wohlgepflegte Hand Luz' respektvoll in seine breite Pranke, während die übrigen Anwesenden den berühmten Detektiv mit einem Gemisch von Neugier und Hochachtung, mehr oder weniger unauffällig neugierig musterten.

Kademacher legte den Bleistift, den er während des bisherigen Verhörs spielend in der Rechten gehalten hatte, auf den Tisch und trat auf Luz zu.

„Ich halte es für einen glücklichen Zufall, daß Sie gerade im rechten Moment durch Friedberg kamen und wäre Ihnen herzlich dankbar, wenn Sie mir bei der Ermittlung des Tatbestandes zur Hand gehen würden.“

Wenn nämlich die Geschichte mit der verirrten Militärkugel nicht zutrifft, und nach einigem Ueberlegen neige ich jetzt selbst zu der Ansicht, daß sie nicht zutreffen kann, dann entpuppt sich der Fall tatsächlich als eines der sensationellsten Verbrechen, das mir in den letzten Jahren unter die Hände gekommen ist“, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, indem er Luz ein wenig zur Seite nahm: „Ich habe mich vor einigen Monaten mit dem Fall de

Kunster in Homburg derart blamiert, daß ich es für ratsam halte, mich ohne langes Ueberlegen Ihrer Meinung zu unterwerfen. — Gehört der Herr, der draußen im Wagen sitzt, auch zum Fach?“

„Nein, Donnerwetter,“ rief Luz aus, „Sie erinnern mich an ihn zur rechten Zeit. Es ist ein Bekannter, den ich aus Gefälligkeit ab Weimar in meinem Privatwagen mitgenommen habe und der heute vormittag unbedingt in Frankfurt sein muß. — „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Rademacher. Sie lassen den Herrn durch Ihren Kraftfahrer — ich sehe, daß Sie mit dem Frankfurter Dienstauto gekommen sind — nach Frankfurt zurückfahren. Der Kraftfahrer kann dort bleiben und gleichzeitig Inspektor Fischer melden, daß ich hier die Untersuchung in die Hand genommen habe. Ich selbst steuere Sie dann persönlich mit dem Dienstwagen nach Hause, sobald die Friedberger Untersuchung soweit abgeschlossen ist, daß wir sie beruhigt in die Hände der Staatsanwaltschaft legen können. Sind Sie einverstanden, Rademacher?“

„Mit tausend Freuden, lieber Doktor!“

„Gut, dann sind wir einig und jetzt ans Werk!“

Viertes Kapitel

Ohne für die Besichtigung des Tatorts Interesse zu ver-
raten, ließ sich Luz von Rademacher zuerst genauen
Bericht erstatten. Er unterbrach den Kommissar
durch keine Zwischenfrage, saß, die Arme über der Brust
verschränkt, ruhig auf seinem Stuhl, nur seine lebhaften
Augen bekundeten das Interesse, das er an Rademachers
Vortrag nahm.

Nachdem der Kommissar seinen Bericht beendet hatte,
verharrte Luz noch mindestens eine halbe Minute in
starrem Schweigen, dann erhob er sich lebhaft, fast wie ein
wenig brüskt, und sagte:

„Wir haben keine Zeit zu verlieren, meine Herren.
Der Vorfall dürfte sich als einer der raffiniertesten und
wohlausgeklügeltsten Verbrechen entpuppen, die in den
Annalen der modernen Kriminalgeschichte verzeichnet
sind.“

„Sie zweifeln also nicht, daß ein Verbrechen vorliegt?“
fragte Rademacher.

„Ich werde Ihnen sofort den Beweis liefern. Gestat-
ten Sie, Herr Vorsteher?“ und ohne eine Antwort abzu-
warten, ergriff Luz den Hörer des Telephons, das vor ihm
auf dem Dienstschreibtisch des Bahnhofsvorstandes stand.

Das Amt meldete sich. „Bitte, Fräulein,“ sagte Luz
liebenswürdig, „verbinden Sie mich sofort mit Ihrer Tele-
graphenabteilung. Hier ist die Fahndungsabteilung der
Frankfurter Kriminalpolizei.“

Raum eine Sekunde später meldete sich die Friedberger
Telephon- und Telegraphenzentrale.

Rademacher ergriff auf einen Wink Luz' den zweiten Hörer.

Luz führte das Gespräch. „Sie haben wohl schon von dem Vorfall gehört,“ fragte er, „der sich vor einer Stunde hier im D-Zug nach Hamburg abgespielt hat?“

„Jawohl, gewiß, das ganze Amt spricht davon.“

„Hier ist Dr. Luz im Auftrage des Frankfurter Polizeipräsidiums, Abteilung 7, ich wollte nur eine Frage an Sie richten. Sie wissen vielleicht, daß der Unglückliche ums Leben kam, im Augenblick, als er eine Depesche in Empfang nahm, die ihm einer Ihrer Beamten an den Zug brachte. Kann ich diesen Beamten sprechen?“

„Einen Moment, bitte. — Bleiben Sie am Apparat.“

Luz und Rademacher warteten am Telephon, man vernahm nichts, als das dumpfe Surren in der Leitung und das leise knatternde Geräusch des Apparates.

Jetzt meldete sich der Vorsteher wieder. „Ich kann Ihrem Wunsche leider nicht entsprechen, Herr Doktor,“ sagte er, „denn vom Friedberger Amt wurde kein Telegramm an den D-Zug bestellt.“

„Das wissen Sie ganz bestimmt?“

„Aber sicher, Herr Doktor, keiner unserer Beamten hat heute ein D-Zugtelegramm bestellt.“

„Mehr wollte ich nicht wissen, ich danke Ihnen bestens.“

Als Luz den Hörer einhängte, sah ihn Rademacher mit einem vielsagenden Blick an. „Donnerwetter!“ war alles, was er hervorbrachte.

Luz lächelte nur.

„Die Auskunft überrascht mich nicht. Ich habe dieses Ergebnis nicht nur vermutet, sondern bestimmt vorausgesehen.“

„Dann scheint der Mord allerdings erwiesen.“

Luz nickte. „Verstehen Sie jetzt den Hergang des Unglücksfalls, begreifen Sie nun, daß mindestens drei Leute an der Arbeit waren, den Unglücklichen um die Ecke zu bringen?“

„Drei?!“

„Jawohl, mindestens drei. Der Pseudotelegraphenbote, der mit einem fingierten Telegramm den Mann ans Fenster lockte, der Haupttäter, der ihn von irgend einem versteckten Orte aus erschoss und die mysteriöse Frauensperson, die sich jammernd über das Opfer warf, um ihm erstens die kompromittierende Depesche wegzunehmen und wahrscheinlich auch alle anderen Ausweispapiere, Briefftasche pp. zu entfernen, um die Feststellung der Identität zu erschweren. Schade, daß die Frau durch die Lappen ging. Wurde denn nicht sofort nach ihr gesucht?“

„Gewiß, sehr eingehend,“ erklärte der Bahnhofsvorstand, „das heißt,“ fügte er hinzu, „um ehrlich zu sein, so eingehend, wie es nach der Lage der Dinge möglich war. Vergessen Sie nicht, Herr Doktor, daß wir uns alle in einer begreiflichen Aufregung befanden, daß ich des weiteren für eine möglichst pünktliche Abfertigung des Zuges verantwortlich war und mich nicht allzu lange mit dem Frauenzimmer aufhalten konnte, außerdem war der Zudrang der zahlreichen Neugierigen ein derart starker, daß ich alle Hände voll zu tun hatte, um den Wagen, der sofort abgekuppelt wurde, vorschriftsmäßig räumen zu lassen.“

„Der Zug kann die Frau aber doch nicht verschlungen haben,“ warf Rademacher ein.

„Nein, gewiß nicht, ich kann mir nur denken, daß sie in der Aufregung und dem Gewühl, als sich niemand um sie kümmerte, das Weite gesucht hat und durch die Unterführung unangefochten das Bahnhofsgebäude verlassen konnte.“

„Sie irren,“ sagte Luß ruhig. „Die Frau hat meines Erachtens weder die Unterführung benutzt, noch den Bahnhof verlassen, wenigstens nicht zu Fuß.“

„Sie meinen?“

„Nein, ich vermute, aber ich glaube mich nicht zu irren. Der Personenzug nach Cassel stand auf dem Nebengeleis direkt hinter dem D-Zug, nicht wahr?“

„Jawohl, Herr Doktor!“

„Da liegt doch die Annahme nahe, — vergessen Sie

nicht, daß das Verbrechen anscheinend bis auf die kleinsten Einzelheiten vorher ausgedacht wurde, — daß sie den D-Zug auf der falschen Seite verlassen und den Personenzug bestiegen hat, mit dem sie dann unangefochten nach Norden dampfte.“

„Zum Teufel, ja, das kann sein — es muß so sein. Vielleicht könnte ein Bahntelegramm die Festnahme der Frau noch bewirken?“

„Vergebene Liebesmüh,“ wehrte Luz dem eifrigen Beamten, der bereits nach einem Telegrammformular gegriffen hatte, lächelnd ab —

„Die ist bereits in Gießen ausgestiegen, hat dort die Kleidung gewechselt und ist, falls sie überhaupt nach Norden weiter fuhr, für uns nicht mehr zu erreichen, wenigstens im Augenblick nicht. Wir haben hier auch wichtigere Fragen zu lösen. Ueber die Tatsache, daß ein Verbrechen vorliegt, sind wir uns wohl im Klaren, jetzt erhebt sich die erste Frage, wer ist der Täter, und mit welcher Waffe wurde der Mord verübt, außerdem von wo ist der Schuß gefallen? Weiter, welches sind die Motive zu dem Verbrechen und wer ist überhaupt der Ermordete? Ob wir alle Fragen restlos beantworten können, weiß ich noch nicht, aber auf einen Teil wird nach Besichtigung des Tatortes die Antwort gegeben werden können. Jetzt bitte ich Sie alle, mit mir nach dem Wagen zu kommen, auch Sie, meine Damen. — Sie, Herr Vorsteher, wollen mir vorher ungefähr die Stelle zeigen, wo der D-Zugwagen gehalten hat, als sich die Tragödie abspielte.“

Bei diesen Worten griff Luz schnell nach seiner Mütze und eilte, ohne sich um seine Begleiter zu kümmern, leichtfüßig über die Geleise nach dem Bahnsteig 2, wo die Züge aus der Richtung Frankfurt a/Main einfuhren. Er hatte, wie in jedem Kriminalfall, den er in die Hand nahm, auch hier nach wenigen Minuten die Führung ergriffen, und die anderen, vor allem die amtlichen Polizeiorgane, folgten ihm ohne ein Wort der Widerrede, vielleicht halb unbewußt, weil sie sich eben dem Genie gerne unterordneten.

Fünftes Kapitel

Als die Bluttat in der Stadt bekannt geworden war, beeilte sich alles, was Beine hatte, und sich, sei es durch den Besitz einer Bahnsteigkarte oder Fahrkarte oder einer Beschäftigung im Bahnhof, halbwegs legitimieren konnte, auf den Frankfurter Bahnsteig zu rennen. Zu sehen gab es zwar nichts, denn der D-Zugwagen mit dem Toten wurde sofort nach der Abkuppelung durch eine Rangiermaschine aus dem Hauptgleis gezogen und nach einem Güterschuppen gebracht, vor dessen verschlossenen Türen ein Polizist in Zivil Wache hielt. Die Neugierigen auf dem Bahnsteig kamen daher nicht auf ihre Rechnung, und nachdem die Menge den Fall auf alle Möglichkeiten hin erörtert hatte, bei welcher Gelegenheit die gewagtesten Behauptungen inbezug auf Ausübung des Verbrechens aufgestellt wurden (sonderbarerweise glaubte niemand von Anfang an an einen Unglücksfall), verließen sich die Sensationslustigen nach und nach, und die Polizei hatte, um den Tatort endgültig zu säubern, nicht mehr viel zu tun. —

Als Luz und seine Begleiter den Bahnsteig betraten, war dieser nahezu leer, lediglich zwei Herren, die auf einer Bank gewartet hatten, erhoben sich beim Näherkommen der Beamten, legitimierten sich als Vertreter zweier größerer Frankfurter Zeitungen und baten um die Erlaubnis, bei den Ermittlungen anwesend sein zu dürfen.

Auf einen Wink von Dr. Luz machte der Polizeiphotograph zuerst eine Aufnahme des Tatorts, inzwischen ließ sich der Detektiv von dem Bahnhofsvorsteher die Stelle bezeichnen, wo der Wagen ungefähr gehalten hatte. Der

Beamte war in der Lage, den Ort beinahe auf den Meter genau anzugeben, denn er kannte natürlich die Zusammensetzung des Zuges und auch die Stelle, die den Maschinen als Haltepunkt bei der Einfahrt vorgeschrieben war.

Luz zeigte sich äußerst befriedigt. „Dort drüben auf dem Gleis stand demnach der Personenzug?“ fragte er, „und hier ungefähr befand sich das Fenster, wo der Unglückliche die tödliche Kugel erhielt?“

Und ohne die zustimmende Antwort des Bahnbeamten abzuwarten, ohne sich um die Vorbereitungen des Photographen, der seinen Apparat einstellte, — eine an und für sich belanglose Tätigkeit, auf die sich aber begreiflicherweise das Interesse aller Anwesenden für den Moment konzentrierte, — zu kümmern, drehte sich Luz nach der Richtung um, aus der er gekommen war.

Der Bahnhofsvorsteher hielt sich neben ihm. „Gestatten Sie, bitte“, fragte Luz den Beamten, und deutete mit der Rechten in der Richtung vor sich. „Von dort muß wohl der Schuß gekommen sein, das Gebäude da drüben gehört zum Bahnhof und jenes größere Haus, dort rechts, was ist das?“

„Das Hotel Großherzog von Hessen, Herr Doktor.“

„Danke“, sagte Luz. „Bitte lassen Sie uns nun den Wagen und den Toten besichtigen. Der Photograph kann, wenn er hier fertig ist, nachkommen. — Herr Rademacher, wollen Sie bitte mitkommen? Auch die beiden Damen als Zeugen und den Bahnbeamten bitte ich um ihre Begleitung. Natürlich auch die Beamten aus Friedberg und die Herren von der Presse. Die anderen Herrschaften bleiben zurück, allzuviel unnütze Zuschauer stören die Untersuchung. — — —“

Der Polizist vor dem Güterschuppen öffnete auf einen Wink des Friedberger Kommissars die schwere Flügeltür und Luz betrat als erster den Schuppen, in dessen Hintergrund einsam auf einem blinden Gleise der ausrangierte D-Zugwagen mit der Leiche stand. —

Seine Begleiter folgten ihm in neugieriger Spannung, vor allem legten die Friedberger Polizeiorgane begreif-

liches Interesse an den Tag, das System des berühmten Kriminalisten kennen zu lernen. An der Türe bat Luz alle zurückzubleiben, nur Rademacher und den Friedberger Polizeikommissar forderte er auf, ihm in das Innere des Wagens zu folgen. —

„Ich bitte Sie, meine Herren, hier an der Türe des Abteils warten zu wollen,“ sagte er mit höflicher Bestimmtheit, „und mich in keiner Weise zu unterbrechen oder auch nur etwas zu fragen,“ dann konzentrierte sich seine ganze Aufmerksamkeit in intensivster Weise auf die Person des Toten, der noch in der gleichen Stellung, wie er gefunden worden war, am Boden lag. Das eine Bein hatte er halb an den Leib gezogen, das andere hing langausgestreckt. Der Erschossene lag auf dem Rücken, die beiden Hände zu Fäusten geballt.

Mit einer geradezu wunderbaren Geschicklichkeit begann Luz den Unglücklichen, nachdem seine Augen einige Sekunden auf dem wachsgelben Gesicht geruht hatten, zu entkleiden, wobei er bestrebt war, dessen Lage in nichts zu verändern. Dann suchte er in den Taschen nach einem irgend brauchbaren Hinweis auf die Identität des Toten oder seiner Mörder. Die wenigen Gegenstände, die er vorfand, legte er behutsam neben sich auf die Bank.

Die Durchsichtung der Leiche war eine außerordentlich minutiöse, besonders lange betrachtete Luz die Schußverletzung, die er mit einem Vergrößerungsglas beinahe eine volle Minute lang prüfte. Das Projektil hatte nur ein kleines, fast kreisrundes Loch mit festen, dunkelroten, fast schwarzen Wundrändern gerissen. Der Ausschuß am Hinterkopf war natürlich bedeutend größer, die Kugel, die den sofortigen Tod herbeigeführt haben mußte, hatte geringe Hirn- und Knochenteile mit herausgerissen und war durch die offene Türe und das Fenster ins Freie gesaußt. Das Fenster war glatt durchgeschlagen, es wies ein kleines rundes Loch auf, von dessen Mittelpunkt aus strahlenförmig einige wenige Sprünge verliefen.

Die Durchschlagkraft des außerordentlich feinkali-

brigen Geschosses mußte allem Anschein nach eine sehr starke gewesen sein.

Das Gesicht des Toten wies nicht die geringste Verzerrung oder den entstellten Ausdruck eines Todeskampfes auf. Es zeigte klare, regelmäßige, fast hübsche und edle Züge eines Mannes von ungefähr 38—40 Jahren. Er hatte volle, dunkelbraune, an den Schläfen ein wenig angegraute Haare, die in einen Scheitel geteilt waren, das Gesicht war völlig glattrasiert. Die Kleidung, die einen sauberen, gepflegten Eindruck machte, bestand aus einem gut sitzenden grauen Sportanzug mit Kniehosen und schwarzen Wadenstrümpfen.

Luz untersuchte jede Tasche und jedes Täschchen der Kleidung, ab und zu einen Gegenstand findend, den er neben sich auf die Bank legte. Es war nicht viel, was er fand. Eine einfache silberne Taschenuhr, mit einer Chate-laine aus schwarzem Nipsband und einem Medaillon, das jedoch weder ein Bildchen, noch eine Photographie enthielt. Luz öffnete die Uhr und legte sie dann zur Seite, des weiteren fand sich eine kleine Nagelfeile, ein kurzer Bleistift und ein kleines Buch in Westentaschenformat, ferner ein Taschentuch aus weißem guten Leinen mit den Buchstaben L. M. gezeichnet vor. Erstaunlich war die Tatsache, daß weder ein Portemonnaie noch eine Brieftasche zu finden war, auch eine Fahrkarte, die der Reisende doch logischerweise hätte besitzen müssen, fehlte in den Taschen und war nirgends zu finden. In einer Ecke des Abteils lag ein breitrandiger, grauer Filzhut mit dem Stempel einer italienischen Firma, auch er trug die Buchstaben L. M. in das Schweißleder eingestanz. Ein Gepäckstück, das dem Toten hätte gehören können, war in den Gepäckneben nicht zu finden; auch ein Gepäckschein fehlte. —

Kademacher und der Friedberger Kommissar traten vorsichtig bis an die offene Türe des Abteils und sahen Luz interessiert bei seinen Untersuchungen zu. Dieser beachtete die beiden nicht, er hatte den Unglücklichen freigelegt und aufs eingehendste jedes Glied untersucht. Der gutgepflegte und reinliche Körper des Mannes, der auch

mit guter, fast eleganter Unterwäsche bekleidet war, zeigte sportgestählte Muskeln, vor allem die Schenkelmuskeln und die Beinmuskulatur waren, wie die scharfen Augen des Detektivs schnell feststellten, stark entwickelt.

Nichts verriet an Luz' ernststen Mienen, was sein Innerstes bewegte, niemand konnte ihm äußerlich anmerken, ob ihn das Resultat der Untersuchung befriedigt hatte oder ob es ein Negatives war. Lediglich die großen lebhaften Augen, in dem ruhigen, und bei dieser Untersuchung beinahe harten Gesicht zeigten, daß der Geist Dr. Luz' umso lebhafter arbeitete, je ruhiger sich Dr. Luz' äußerlich gab.

Plötzlich zuckte der Detektiv doch leise zusammen und beugte sich schnell über den Kopf des Toten, dessen Mund und Lippen er mit dem Vergrößerungsglas einer ganz eingehenden Besichtigung unterzog. Darauf entblößte er nochmals den rechten Arm des Toten und für einen Augenblick, aber auch nur für den Bruchteil einer Sekunde, zuckte ein ganz flüchtiges Lächeln der Befriedigung über seine Lippen, er begann den Toten wieder langsam und vorsichtig anzukleiden und erhob sich dann vom Boden.

„Ich bin fertig, meine Herren“, sagte er ruhig.

Kademacher kannte Luz und seine Arbeitsmethode seit Jahren gut genug, er wußte, daß er keine Fragen stellen durfte, dennoch konnten seine Züge die Spannung und Neugierde kaum unterdrücken und Luz, dem dies natürlich nicht entging, nickte dem Kommissar leicht zu. Kademacher hatte verstanden, er glaubte zu wissen, daß der Detektiv den Ariadnesfaden bereits gefunden hatte, der ihn aus dem Labyrinth, das die Untat mit ihren sensationellen Zusammenhängen bisher noch darstellte, herausführen sollte.

Dr. Luz hatte sich inzwischen mit der Untersuchung der Fensterscheibe befaßt, was aber nur wenige Sekunden in Anspruch nahm, dann bat er den Kommissar aus Friedberg, den Photographen und die beiden Zeuginnen herbeizurufen.

Während er die zwei Frauen nochmals nach den

näheren Umständen befragte, vor allem für die junge Frau, die ihren Schmerz an der Leiche des Mannes in seltsamer Weise geäußert hatte, ein größeres Interesse an den Tag legte, machte sich der Photograph an die Reproduktion des Tatortes. Da das Tageslicht nicht stark genug war, um eine kurzfristige Zeitaufnahme von notwendiger Schärfe gewährleisten zu können, wurden einige Magnesiumpatronen im Rücken des Apparates aufgestellt und mehrere Blizlichtaufnahmen des Gesamtbildes von verschiedenen Seiten und Richtungen hergestellt. Der photographische Apparat, den die Polizei für den Ermittlungsdienst verwendete, war derart konstruiert, daß sich die Kamera auf einem, bis zu einer Länge von zwei Metern ausziehbarem Stativ nach unten klappen ließ, so daß das Aufnahmeobjektiv direkt senkrecht zum Boden stand. Diese sinnreiche Anordnung ermöglichte es, einen am Boden liegenden Toten, ohne dessen Lage zu verändern, und ohne eine Verzerrung des Bildes zu bewirken, aufnehmen zu können. Dr. Luz hatte vor Verlassen des Abteils noch einen kurzen Blick auf das wachsgelbe Gesicht des Mannes geworfen, dann nahm er dessen Filzhut zur Hand, und fuhr wie spielend, als wolle er die Qualität des Filzes prüfend, über Krempe und Hutband. Plötzlich griff er zwischen Band und Hut, und zog ein kleines braunes Kartonblättchen ans Tageslicht.

„Die fehlende Fahrkarte!“ sagte er und reichte sie nach kurzer Prüfung Rademacher zur Besichtigung.

„Von Frankfurt a. Main nach Hamburg —“ sagte der Kommissar. „Der Mann hatte die bekannte Angewohnheit vieler Reisender, die Fahrkarte im Hutband unterzubringen. Sehen Sie doch mal bitte nach, Herr Doktor, ob Sie dort auch noch einen Gepäckschein vorfinden.“

„Nein —!“ erwiderte Luz. „Davon ist nichts zu sehen. Den Gepäckschein hat, falls überhaupt einer vorhanden war, so sicher wie zweimal zwei vier ist, das Frauenzimmer mitgenommen.“

„Haben Sie sonst noch etwas entdecken können, was uns die Feststellung der Person des Toten erleichtern könnte?“

„Ja —“ meinte Luz gleichmütig. „Nicht allzuviel zwar, aber immerhin manche Indizien, die aufgegriffen werden können. Den Namen des Mannes weiß ich noch nicht, glaube ihn aber heute nachmittag zu kennen. Von Beruf ist der Tote Artist. Dies scheint ohne alle Zweifel, und zwar ist er kein dritt- oder viertklassiger Artist, sondern in seinem Fach wohl ein Künstler. In welchem Fach er arbeitete? Darüber kann ich im Augenblick mit Bestimmtheit noch nichts sagen, Sänger ist er nicht. — Athlet auch nicht, auch bestimmt kein Musiker, wahrscheinlich — ich möchte sogar als sicher behaupten, haben wir es mit einem Bildhauer, Maler oder etwas Ähnliches zu tun. Weiterhin behaupte ich als bestimmt: Der Tote ist als das anzusprechen, was man gemeinhin einen gebildeten Menschen nennt und hatte das Unglück, sich in der allerletzten Zeit mit Lues zu infizieren. —

Keine großen Dinge — keine sensationellen Ueber- raschungen, die mir die erste Untersuchung verraten hat, aber immerhin einige greifbare Anhaltspunkte zur Weiter- führung der Ermittlungen. — Daß der Mann in Frank- furt gearbeitet und ab heute in Hamburg engagiert ist, scheint die gefundene Fahrtarte zu beweisen. Wir haben heute den ersten Juli. Mit den Frühzügen pflegen die Artisten — insofern sie keine allzugroßen Strecken zurück- zulegen haben, meist erst nach ihrem neuen Engagements- ort zu fahren. Sie sind am Ultimo durch die Schlußvor- stellung mitunter noch bis in die Nacht hinein beschäftigt und benutzen die letzten Nachtzüge nur dann, wenn weite Entfernungen ein Opfern der Nachtruhe unbedingt er- fordern.

Daß der Mann tatsächlich Artist ist, beweist seine Kra- wattennadel. Das runde, blaue Emailschildchen mit den goldenen Buchstaben I. A. L., Internationale Artisten- Loge, ist das Verbandsabzeichen, das die organisierten Ar- tisten alle in irgend einer Form sichtbar tragen, sei es als Krawatten- oder Busennadel, oder als Plakette im Knopf- loch. —

Der Mann war in seinem Fach bestimmt kein Stümper,

denn er ist viel gereist und zwar auch — was für die Beurteilung dieser Frage das wichtigste ist — im Ausland. — Zweit- und drittklassige Artisten kommen aber über die Grenzen des Deutschen Reiches kaum hinaus. Die ganz neue Krawatte trägt das Firmenetikett ‚Chicago-Klub Zürich‘, der Hut die Verkaufsfirma Fratelli Matti in Milano, auf den Schlaufen seiner Schnürstiefel finden Sie den Namen eines bekannten Geschäftshauses in Frankfurt, der Kragen trägt den Aufdruck: Wenzel Czutak & Co. in Prag, sein Sportanzug ist in Kopenhagen angefertigt worden. — — —

Fahren wir fort. Der Mann ist kein Athlet, denn seine Arm-, Bauch- und Rückenmuskulatur ist zu wenig entwickelt, trotzdem die Bein- und Schenkelmuskulatur in ihrer starken Durcharbeitung bestimmt auf einen Reiter schließen lassen. Zu einem Sänger ist der Kehlkopf nicht genug ausgebildet und für einen Musiker sind die Hände nicht gepflegt genug. Die Nägel sind zwar sauber beschnitten, auch sonst nicht schmutzig, nichtsdestoweniger erkennt man deutlich Farbflecken. Die Möglichkeit, daß wir es mit einem jener Schnellmaler zu tun haben, die häufig auf unseren Spezialitätenbühnen auftreten, kann daher als immerhin wahrscheinlich angesehen werden. — Die Annahme, daß der Tote als gebildeter Mensch gelten konnte, gewinnt Gestalt durch Betrachten des Buches, das ich in seiner Rocktasche gefunden habe. — Sehen Sie — her! Eine gebundene Ausgabe des „Urfaust“ in Westentaschenformat, im allgemeinen keine Lektüre für geistige Proleten. Auch die saubere Unterwäsche und der gepflegte Körper des Mannes sprechen für meine Theorie. —

Wir verlassen jetzt das Abteil. Der Photograph ist mit seiner Arbeit ja auch zu Ende. — Hat einer von Ihnen noch eine Frage?“

„Ja gewiß Herr Doktor!“ warf Rademacher ein. „Sie stellten vorhin die Behauptung auf, der Mann habe sich kurz vor seinem Tode mit Syphilis infiziert — — —!“

„Ach ja — richtig!“

„Ich habe nämlich“ — fuhr Rademacher schnell fort — „irgendwelche Anzeichen an seinem Körper nicht entdecken können.“

„Doch“, erklärte Luz bestimmt. „Die sind wohl vorhanden. Die Infektion ist wie gesagt noch zu frisch, um bereits über den sogenannten Primäraffekt hinausgegangen zu sein. Sie werden daher nach Pusteln oder anderen mehr oder weniger typischen Hautausschlägen, die erst im sekundären Stadium aufzutreten pflegen, vergeblich suchen. Hingegen finden Sie bei Betrachtungen der Unterlippe ein deutliches Ulcusgeschwürchen, zwar schon in der Rückbildung begriffen, aber immer noch sichtbar. Der Mann hat sich anscheinend sofort in fachärztliche Behandlung begeben und bekam auch bereits drei oder vier intravenöse Salvarsan- oder Mexturinjektionen. Die Einstiche der Injektionspritze sind deutlich in der rechten Oberarmvene sichtbar, und noch ganz frisch. —

Die Entdeckung dieses Umstandes freut mich besonders, da durch eine Nachfrage bei Frankfurter Spezialärzten die Ermittlung der Identität des Toten vielleicht nur geringe Schwierigkeiten erfordert.“

Rademacher schien noch eine Frage auf den Lippen zu haben, aber Luz, der dies wohl bemerkte, wehrte lächelnd ab.

„Nachher — lieber Rademacher!“ Wir haben augenblicklich zur Erörterung unserer Theorien keine Zeit. Manches wissen wir bereits, vieles noch nicht. Wir müssen weiter arbeiten. —“ Und ohne eine Antwort des Kommissars abzuwarten, trat Luz vor das durchgeschossene Fenster, prüfte nochmals das Kugelloch.

„Schade!“ meinte er bedauernd. „Nach dem tödlichen Projektil zu suchen, wäre überflüssige Arbeit. Das Ackergerümpel in einem Umkreis von 1000 Metern stempelt ein derartiges Bemühen zu einer Sisyphusarbeit. Wirklich schade! Die Kugel wäre ein Beweisstück von nicht geringer Bedeutung gewesen, denn — —!“, er prüfte nochmals das Loch in der Fensterscheibe, „die Durchschlagkraft des Geschosses war eine außerordentlich starke, das Kaliber auf-

fallend klein. Aus einem Militärgewehr oder einem der bekannten Jagdmodelle, wurde das Geschöß nicht abgefeuert. Das kleine Kaliber ließe auf ein Tesching oder Flobert schließen, aber diese, an und für sich harmlosen Puffer haben, wenn Sie unter Umständen einen Menschen auch tödlich verwunden können, doch keinesfalls eine derartige Durchschlagkraft — —!“

„Seltsam ist auch“, warf Rademacher ein, „daß niemand einen Schuß gehört haben will.“

„Die Befundungen der Zeugen wollen gar nichts bedeuten.“

„So nehmen Sie wahrscheinlich an, daß der Täter sich einer sogenannten Airrifle, einer Luftbüchse, bediente?“

„Nein!“, meinte Luz nachdenklich, „eigentlich nicht. Diese amerikanischen Windbüchsen haben ein größeres Kaliber und tragen kaum weiter als 100—150 Meter. Ich glaube, daß die Kugel aus einem wenig bekannten Gewehrmodell mit richtiger Pulverladung abgefeuert wurde. Daß keiner der Zeugen eine Schußdetonation gehört haben will, besagt meines Erachtens gar nichts. — Vergessen sie nicht, daß zwei Bahnzüge neben einander auf den Gleisen stand. Der Lärm der beiden unter Dampf stehenden Maschinen, das Hasten und Rufen der Passagiere und des Bahnpersonals konnten bequem eine Schußdetonation, die an und für sich nicht allzu laut gewesen sein braucht, übertönt haben, außerdem ist der — übrigens mit einer fabelhaften Treffsicherheit abgegebene Schuß aus einer Entfernung von mindestens 350—400 Metern abgefeuert worden, ein Beweis für die Güte der Waffe und Treffsicherheit des Schützen. — Unsere Untersuchungen sind hier beendet —! Sie wissen, Herr Kommissar!“, wandte sich Luz an den Friedberger Beamten, „daß alles unverändert bleiben muß, für Staatsanwaltschaft und Gerichtsarzt. Lassen Sie nach unserem Weggehen den Schuppen wieder fest verschließen und durch einen zuverlässigen Schutzmann bewachen. Unsere Ermittlungen erstrecken sich jetzt auf den mutmaßlichen Ort, von wo der Schütze seinen tödlichen Schuß abgefeuert hat.“

„Sie haben das Hotel Großherzog im Auge?“ fragte der Friedberger Kommissar.

„Ja!“, erwiderte Luk kurz und begann vorsichtig die steilen Treppen des D-Zugwagens wieder hinabzusteigen. Unten angekommen, fuhr er fort: „Meines Erachtens kommt kaum eine andere Vertlichkeit in Frage. Die oberen Zimmer des Stationsgebäudes liegen zwar ungefähr in der gleichen Richtung, aber doch zu weit nach rechts und sind auch zu niedrig, so daß die Abteilsfenster der Züge von der Bahnhofshalle halb verdeckt werden. Außerdem weist die verlängerte Schußrichtung mit mathematischer Sicherheit nach einem Fenster des zweiten oder dritten Stockwerks im Hotel Großherzog von Hessen — —!“

Die Polizeibeamten und Luk verließen den Schuppen, draußen schlossen sich die Zeugen an. Während Luk, gefolgt von Rademacher, eilfertig über die Gleise sprang, gab der Friedberger Kommissar die notwendigen Anordnungen zur Sicherung der Tatstelle. Dann folgte er.

Sechstes Kapitel

„Nehmen Sie meine Frage nicht übel, Herr Doktor,“ sagte Rademacher, vielleicht aus dem unbestimmten Gefühl heraus, auch etwas tun zu müssen, zum mindesten eine Meinung zu äußern. „Ich halte es, wie die Dinge liegen, für einen Fehler, nicht sofort im Hotel Großherzog recherchiert zu haben. Der Täter ist, falls er sich überhaupt dort befunden haben sollte, was ich für meine Person auch annehmen möchte, selbstverständlich längst ausgeflogen —“

Luß sah Rademacher belustigt von der Seite an. „Das stimmt,“ meinte er gutgelaunt, „nur wäre es unbedingt notwendig gewesen, sofort nach Abfeuern des Schusses das Hotel durchsuchen zu lassen. Glauben Sie mir, lieber Rademacher, der Täter verschwand im gleichen Augenblick aus dem Hotel, als er sich von der Wirkung seines Schusses überzeugt hatte. Ich halte es für durchaus wahrscheinlich, daß wir im Hotel noch manches erfahren werden, was uns auf die Spur des Mörders bringt, denn kein Verbrechen wird verübt, ohne Spuren zu hinterlassen, aber den Täter selbst finden wir nicht mehr, der ist längst über alle Berge. Nichtsdestoweniger haben wir aus anderen Gründen keine Zeit mehr zu verlieren.“ —

Der Besitzer des neuerbauten Hotels Großherzog von Hessen kam den Polizeibeamten bereits unter der Türe entgegen. Er begrüßte den ihm natürlich wohlbekannten Friedberger Kommissar und machte Luß, der neben dem Kommissar stand, eine höfliche Verbeugung.

„Steinhäuser,“ sagte er vorstellend.

Auch Luz nannte seinen Namen. „Können wir Sie einen Augenblick allein sprechen, Herr Steinhäuser?“ fragte er.

Der Hotelier öffnete die Türe zu seinem im Hotelvestibül liegenden Privatzimmer und bat die Herren einzutreten.

„Ich werde sofort für eine kleine Erfrischung Sorge tragen,“ sagte er zuvorkommend.

Luz wehrte dankend ab. „Ich habe erst einige wichtige Fragen an Sie zu richten. Von dem Verbrechen, dem ein Reisender des Frankfurt—Hamburger Schnellzuges zum Opfer fiel, haben Sie ja schon gehört. Ist Ihnen aber auch bekannt, daß die Spuren des Täters in Ihr Hotel weisen?!“ — —

Der Hotelier verfärbte sich leicht. „Allmächtiger!“ rief er aus. „Da werde ich schöne Unannehmlichkeiten haben!“

„Ich glaube nicht,“ beruhigte ihn Dr. Luz. „Wir kommen vorerst nur in der Absicht, einige Fragen an Sie zu stellen. Haben Sie zur Zeit, als der D-Zug einfuhr, also genau um 10 Uhr 5 Minuten, einen Schuß aus einem Ihrer Hotelzimmer fallen hören?“ —

„Nein, Herr Doktor, bestimmt nicht,“ antwortete Herr Steinhäuser aufatmend. „Das kann ich beschwören!“ —

„Gut!“ sagte Luz. „Nun eine weitere Frage. Ist Ihr Hotel augenblicklich stark besetzt?“

„Nein, Herr Doktor. Leider nicht. Mein Hotel kommt nur für Passanten in Frage. Geschäftsreisende, also die ständigen Jahresgäste, gehen, trotzdem mein Haus neuer und die Verpflegung bestimmt besser ist, aus alter Gewohnheit ins Hotel Treppe in die Stadt.“

„Wieviel Leute wohnen gegenwärtig in Ihrem Hotel, bzw. sind seit gestern oder vorgestern abend eingezogen?“

„Knapp ein halbes Duzend. Die Namen kann ich Ihnen natürlich aus dem Gedächtnis hersagen. — Herr Schiemann, Referendar am Amtsgericht. Er wohnt schon seit zwei Monaten bei mir.“

„Weiter!“ —

„Herr Sally Jacob mit Frau!“ — —

„Seit wann wohnt er bei Ihnen?“

„Seit sechs bis sieben Tagen. Er gebraucht die Kur drüben in Bad Nauheim, wohnt aber bei mir in Friedberg und geht morgens zu Fuß hinüber, weil die Logispreise in Friedberg bedeutend niedriger sind!“ —

„Schön. Welche Gäste haben Sie noch?“

„Herrn Max Grünebaum, Geschäftsreisender aus Frankfurt a/Main. Er kommt schon seit sechs Jahren zu mir und war schon in Schotten, wo ich den Hessischen Hof besaß, mein Gast!“ — —

„Weiter!“ —

„Fräulein Kläre Hedemann aus Goslar, eine junge Dame, die seit zwei Tagen hier wohnt!“ — —

„In welchem Stockwerk?“

„Im ersten Stock, Herr Doktor. Fräulein Hedemann ist die Verlobte des jungen Besitzers der Apotheke zu den drei Schwertern, und weilt hier zum Besuch ihrer Schwiegereltern, will aber aus Gründen des Takts nicht im Hause ihrer Schwiegereltern logieren.“

„Sehr lobenswert von der jungen Dame,“ meinte Luz. „Aber Fräulein Hedemann interessiert mich nicht. Wohnt noch jemand bei Ihnen?“

„Nein. Ein Gast, der gestern abend ankam, ist heute morgen mit dem Personenzug 10 Uhr 14 nach Gießen weitergereist.“

„Gerade dieser Gast interessiert uns, Herr Steinhäuser. Welches Zimmer bewohnte er?“

„Nr. 24 im dritten Stock.“

„Hatten Sie einen besonderen Grund, ihn im dritten Stockwerk unterzubringen, wo Sie doch beinahe das ganze Haus leerstehen haben?“ —

„Es geschah auf besonderen Wunsch von Herrn Müller — so hieß der Gast. Er wünschte ruhig zu wohnen und glaubte auch, daß die Zimmer im dritten Stock billiger seien, als in der ersten oder zweiten Etage.“

„Haben Sie den Fremdenzettel noch hier?“

„Jawohl. Er sollte erst heute nachmittag zur Polizei gebracht werden.“

„Wie nannte sich der Herr?“

„Fritz Müller, Schauspieler aus Frankfurt a/Main.“

„Wie alt war er ungefähr?“

„Noch jung, Herr Doktor. 25—30 Jahre vielleicht, ein schlanker, hübscher, zierlicher Bursche. Er kam gestern abend mit dem Schnellzug 9 Uhr 20 aus Frankfurt a/Main, ließ sich das Abendessen auf dem Zimmer servieren und ging sofort zu Bett. Heute vormittag beglich er nach dem Kaffee seine Rechnung, weil er mit dem 10 Uhr-Zug weiter fahren wollte.“

„Er reiste auch mit dem Gießener Personenzug ab?“

„Ja, aber er mußte sich in der Zeit versehen haben. Denn obgleich er den ganzen vormittag wartend im Hotel blieb, verließ er es doch erst im letzten Augenblick, als der Zug bereits eingelaufen war.“ — —

Luz und Rademacher wechselten einen schnellen Blick.

„Erinnern Sie sich an die Kleidung des Herrn Müller?“ fragte Dr. Luz den Hotelier.

Dieser dachte einen Augenblick nach. „Ja,“ sagte er. „Herr Müller trug einen eleganten, gut sitzenden grauen Sommeranzug aus sogenanntem Pepitastoff und einen weißen Panamahut, mit rotweiß gestreiftem Band. Mir fiel das Band besonders auf, weil es die hessischen Landesfarben hatte.“

„Besatz Herr Müller Gepäck?“

„Nur eine kleine, braune, rindlederne Handtasche, die er selbst zur Bahn hinübertrug.“

„Hatte er einen Stoß, oder ein Futteral, das ein Gewehr enthalten haben könnte?“

„Nein, Herr Doktor. Ich weiß bestimmt, daß er außer der kleinen Tasche, die etwa 50—55 Zentimeter lang war, nichts, keinen Schirm, keinen Stoß, und vor allem kein Gewehrfutteral bei sich trug. Ich lasse aus geschäftlichen Gründen keinen Gast aus meinem Hotel weggehen, ohne ihm freundlich Lebwohl gesagt zu haben, ich stand in der Türe und sah Herrn Müller nach, der schnell und leichtfüßig nach dem Bahnhof eilte, und im Stationsgebäude verschwand.“ — —

Luz rief Muschal herbei und erteilte ihm leise einen Auftrag. Der Wachtmeister verließ sofort das Zimmer. Luz sagte zu dem Hotelier:

„Der Raum, wo Herr Müller aus Frankfurt genächtigt hat, ist doch wohl noch frei?“

„Zawohl Herr Doktor. Ich werde Sie sofort selbst nach oben begleiten.“

„Später, Herr Steinhäuser. Vorher möchte ich noch gerne das Mädchen sprechen, dem die Bedienung im dritten Stock untersteht.“

Einige Sekunden später stand ein junges, frisches Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren vor den vier Männern. Es mochte in der Nähe gewartet haben. Ein wenig befangen, aber offen und voller Erwartung sah es Luz, der das Gesicht der Kleinen wohlwollend, prüfend betrachtete, in die Augen.

„Fräulein,“ sagte er, wir sind von der Frankfurter Kriminalpolizei und haben einige Fragen an Sie zu richten. Wie heißen Sie?“ —

„Lisbeth Werker!“

„Sind Sie aus der hiesigen Gegend?“

„Ja Herr, aus Wölfersheim im Kreis Friedberg.“

„Sie machen den Eindruck eines klugen Mädchens und wissen wohl, daß Sie der Polizei die reine Wahrheit sagen müssen. Sie dürfen nichts vergessen und nichts selbst hinzufügen, denn Sie werden Ihre Aussagen wahrscheinlich vor Gericht zu beschwören haben und die Heiligkeit des Eides ist Ihnen sicher bekannt. Es interessiert mich, von Ihnen etwas Näheres über den Schauspieler Müller, der gestern nacht im Zimmer Nr. 24 gewohnt hat, zu erfahren. Sahen Sie diesen Gast und sprachen Sie mit ihm?“

„Ja — ich hab' ihm abends das Eße gebracht, und da hat er e bißche mit mir poussiere wolle, so wie sie's schließlich alle mache. Aber zudringlich ist er net geworden.“

„Haben Sie irgend etwas Auffälliges an Herrn Müller wahrgenommen. Ist Ihnen vielleicht eine gewisse Erregtheit aufgefallen, gestern abend oder heute früh?“

Das Mädchen zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Erregtheit?!“ — — wiederholte es langsam. „Nei, davo hab' ich nig gemerkt, aber daß er uns alle geuzt hat, der Herr Müller, das muß ich nun doch sage!“

„Geuzt? Also betrogen?“ fragte Luz. „Wie soll ich das verstehen?“

Das Mädchen strich verlegen an seiner weißen Schürze auf und nieder. „Ich weiß net,“ sagte es zögernd, mit einem Blick auf Herrn Steinhäuser, „ob ich alles sage derf!“ —

„Über selbstverständlich derse Se!“ rief Herr Steinhäuser, nun auch in den oberheßischen Dialekt verfallend, aus. „Sie müsse sogar alles sage. Die Herre hier hawwe das Recht, Sie sofort eizusperre, wenn Se net die reine Wahrheit sage. Also los! Was is mit Herr Müller?“

Das Mädchen sah Luz mit einem halb ängstlichen, halb verlegenen Lächeln ins Gesicht, konnte aber in dessen freundlich lächelnden Mienen keine für sich gefährliche Absicht entdecken.

„Wir sind nicht so schlimm,“ sagte Luz auffordernd. „Junge Mädchen wie Sie, wenn sie brav die Wahrheit sagen, kommen nicht ins Gefängnis, also reden Sie ruhig. Was ist Ihnen an Herrn Müller als verdächtig aufgefallen?“

„Daß es kein Herr Müller, sondern eine Frau Müller war!“ — —

„Was?!“

„Jawohl!“ antwortete das Mädchen mit einem gewissen Triumph, es war e Frau in Männerkleider.“

„Cherchez la femme!“ — sagte Rademacher leise.

„Das ist aber außerordentlich seltsam!“ meinte Luz mit stark unterstrichener Bedenlichkeit. „Wie kamen Sie auf diese sensationelle Entdeckung?“

„Mir fiel eigentlich schon die helle Stimm von dem Mann auf,“ sagte das Mädchen, das jetzt alle Schüchternheit verloren hatte, „und dann merkt ich, als ich ihm das

Esse gebracht hab, daß er e Perück trug. Dabei hab ich mer allerdings zuerst nig gedacht, denn Herr Müller war ja Schauspieler. Aber später!" — — —

„Nun?“

„Gegen neun Uhr wollt ich das Zimmer für die Nacht herrichte. Ich konnt aber ins Zimmer net rein, weil Herr Müller net rauskomme wollt, und der Chef hat uns streng verbote, die Gäst zu belästige, vor allem möglichst wenig in die Zimmer zu komme, solange se net leer sind. — Ich hab mich deshalb auf mein gewöhnliche Platz an der Trepp gesetzt und den Generalanzeigerroman gelese. Als Herr Müller auf die Toilette ging, hab ich im Zimmer das Bett abgedeckt. Und — — —!“ Das Mädchen zögerte und eine leichte Berlegenheitsröte färbte sein Gesicht.

„Gestehen Sie's nur ehrlich,“ meinte Luz und lachte, „Sie haben ein wenig spioniert. Sie können Ihre an und für sich verzeihliche Neugierde hier ohne Befürchtung eingestehen, umso mehr, als Sie der Untersuchung damit wahrscheinlich einen großen Dienst geleistet haben. Stimmt meine Vermutung? Haben Sie das Gepäck des Gastes ein wenig revidiert?“ —

„Ja Herr — aber ich hab nig Unrechtes tun wolle. Ich hab mich nur gewundert, daß der Gast sein Toilettezeug wie Seif, Waschlappen und so weiter noch net ausgepackt hat, und da hab ich emal in sein Koffer reingeguckt.“

„Nun?“ fragte Luz belustigt aber gleichzeitig doch ein wenig gespannt. „Was fanden Sie?“ —

„En Schlafanzug, en Manikürkaste, e Puderbox und e Puderquast un — — —“

„Nun und — — —?!“

„Noch en Büstehalter und — — — frei herausgesagt — — en angebrochenes Paket Damenbinden. Und da hab ich gedacht — — —“

„Daß Herr Müller nicht gut männlichen Geschlechts sein konnte!“ fiel Luz lachend ein.

„Ja,“ erwiderte das Mädchen lächelnd, „das hab ich auch gedacht. Daß ein Mann sich pudert, hat mich net

gewundert, das kommt doch grad bei Schauspielern schon vor, aber — — — — wege dem andere — —“

„Ich weiß schon!“ fiel Luz lachend ein. „Daß ein Mann ausgerechnet einen Büstenhalter und Monatsbinden mit sich herumschleppt, mußte Ihnen logischer Weise recht seltsam vorkommen. — Was sagen Sie nun?“ wandte sich Luz wieder außerordentlich ernst an Rademacher. „Die Geschichte wächst sich zu einem Kapitalverbrechen heraus und wird immer komplizierter. — Wenn der Mann eine Frau war — — —!“

„Es war bestimmt eine Frau!“ fiel das Mädchen ein.

„Haben Sie noch weitere dahingehende Beobachtungen machen können?“

„Ja. — Ich war natürlich neugierig geworden, und hab später, als Herr Müller sich ausgezogen hat, um schlafen zu gehen, durchs Schlüsselloch geguckt. Viel hab ich net sehen könne, weil er gleich schlafen gegangen is und das Licht ausgedreht hat. Aber vom Schlüsselloch aus konnt ich direkt auf den Waschtisch sehen, und da sah ich ihn stehen, wie er sich frisirt. Sei Perück hat er abgenommen und auf den Stuhl gelegt, und darunter war langes Frauenhaar in ein Knote aufgesteckt.“

„Welche Farbe hatte das wirkliche Haar?“

„Ganz dunkelbraun, beinah schwarz!“ —

„Tja!“ machte Luz, „das ist alles wirklich hochinteressant. Nun noch etwas, mein Kind. Haben Sie im Gepäck des Herrn Müller, der eine Frau war, vielleicht ein Gewehr entdecken können?“

„Gewehr?!“ wiederholte das Mädchen erstaunt. „Nein, ein Gewehr hat se kein gehabt, bestimmt net.“

„Außer dem vorhin bereits aufgezählten Inhalt haben Sie in der Handtasche nichts mehr gefunden?“

„Doch, noch e Paket in Packpapier, aber was drin war, weiß ich natürlich net.“

„Haben Sie Herrn Müller heute morgen noch gesprochen.“

„Ja, ich bracht ihm um 9 Uhr den Kaffee. Er war

schon vollständig angezogen, hat sein Panamahut aufgehakt und saß am Tisch mit der Zeitung. Um 10 Uhr wollte er abreisen, er gab mir drei Mark Trinkgeld für die Bedienung, dann hab ich ihn net mehr gesehe. —“

„Jetzt, Fräulein Lisbeth, habe ich noch eine letzte, aber vielleicht die wichtigste Frage an Sie zu stellen. Haben Sie gegen zehn Uhr im Hause einen Schuß fallen hören?“

„Rein, Herr. Bestimmt net.“

„Dann, liebes Kind,“ sagte Luz und reichte dem Mädchen freundlich die Hand, „danke ich Ihnen. Sie haben mir mit Ihrer Aufmerksamkeit und guten Beobachtung einen großen Dienst erwiesen. — — Darf ich Sie nun bitten, Herr Steinhäuser, das übrige Dienstpersonal hereinzurufen.“

Der Kellner namens Hermann und August, der Hausdiener, waren nicht in der Lage, etwas auszusagen zu können. Der Kellner hatte den Pseudo-Müller überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Einen Schuß hatte keiner gehört.

Muschal betrat das Zimmer wieder.

„Der Bahnbeamte an der Sperre,“ rapportierte er leise, „erinnert sich genau an einen Reisenden, der kurz vor Abgang des Gießener Personenzugs durch die Sperre eilte. Er hat die Person des Mannes aus zwei Gründen im Gedächtnis, erstens, weil er eine Karte zweiter Klasse besaß, die für die Personenzüge auf kurze Strecken hier selten ausgegeben werden, zweitens fiel ihm der Panamahut mit dem farbigen Band in die Augen.“

„Nach welcher Station war die Karte ausgestellt?“

„Dessen erinnert sich der Mann nicht mehr, Herr Doktor.“

„Schön. Das ist ja vorerst auch ziemlich gleichgiltig. Ich möchte jetzt gerne das Zimmer des mysteriösen Herrn Müller besichtigen.“

Die Stube Nr. 27 im dritten Stock wies die übliche schablonenmäßige Eleganz der Hotels zweiten Ranges auf. Da das Mobiliar jedoch fast neu war, wirkte das Zimmer

in seiner Frische und Sauberkeit nicht unfreundlich. Den größten Raum beanspruchte das noch nicht wieder zurechtgemachte Bett, außerdem fanden sich an Möbeln vor: eine billige Chaiselongue, ein Kleiderschrank mit Spiegel- einlage, ein Tisch und zwei Stühle, sowie der Waschtisch und der obligate Bod zum Aufstellen des Gepäcks.

Luz hatte, ohne lange zu zögern, zuerst das Bett einer näheren Besichtigung unterzogen, schien aber nichts gefunden zu haben, dann suchte er systematisch das Zimmer ab.

Er kroch unter das Bett, blickte unter den Schrank und Waschtisch und untersuchte die Wasserflasche und das Glas auf Fingerspuren, fand aber nichts. —

Die mit einer mehr oder weniger kühnen Phantasie begabten Kriminalschriftsteller aller Länder sind nun gezwungen, ein Indizium zu erfinden, das in einer derart heiklen Situation der armen Fahndungspolizei auf die Spur helfen kann.

Hoch lebe der Hosens- und Manschettenknopf, sowie die Haarspange der weiblichen Verbrecherin!

Die Herrschaften vergessen aber, daß das meist zufällige Abreißen eines Knopfes, (den die Polizei selbstverständlich mitten auf dem Teppich liegend sofort findet) schon ein recht verbrauchtes Requisit bedeutet, ganz abgesehen davon, daß es wenig glaubhaft wirkt, wenn der Täter immer einen Knopf, sein Taschenmesser mit eingravierter Adresse, oder, falls es eine Frau ist, eine kostbare Schildpattspange ausgerechnet am Tatort verliert. Die Karre ist verfahren, die Untersuchung sitzt fest, aber der arme Roman- oder Filmdetektiv muß weiter kommen, und so wartet denn der Leser mit einer schmunzelnden ironischen Reugier auf den obligaten Hosens- oder Handschuhknopf. Der Kriminalfachmann, falls er derartige phantasievolle Elaborate liest, hat aber zu einem Erstaunen keine Veranlassung, weiß er doch, daß ein Roman- oder Filmdetektiv keine Mißerfolge erleiden darf, daß es seine Pflicht ist, nach mehr oder weniger kühnen Verwicklungen den Täter zur Strecke zu bringen. Diese Lösung ist der

Autor dem Leser und der Filmregisseur dem Kinopublikum schließlich schuldig.

Aber leider pflegt es im nüchternen, praktischen Fahndungs- und Ermittlungsdienst nicht immer und überall nach roman- oder filmdramaturgischen Gesichtspunkten zuzugehen, und wenn der Romandektiv oder Herr Stuart Webbs im Film stets einen Gegenstand auf dem Tatort findet, der ihn mit Sicherheit auf die Spur des Täters führt, so ist der praktische Kriminalist in den seltensten Fällen derart vom Meister Zufall oder der Göttin Fortuna begünstigt, aus welchem Grunde wir es hier auch leider ablehnen müssen, unserem Freund Dr. Luz einen Hosentknopf mit der Firma des Schneiders oder gar die Visitenkarte des Täters mit der exakt gedruckten Adresse „zufällig“ in die Hände zu spielen.

Luz fand an der Tatstelle im Zimmer Nr. 27 des Hotels Großherzog von Hessen in Friedberg nichts, aber auch gar nichts, was einen Rückschluß auf die Person des Täters zulassen konnte, wenn man von einem kleinen Büschel dunkler Frauenhaare absehen will, die er aus dem Toiletteneimer herausfischte.

Dr. Luz trug auf allen seinen Dienstgängen eine kleine Ledertasche um den Leib, (unter der Kleidung) die außer anderen für eine Kriminaluntersuchung notwendigen Dingen auch stets ein kleines Taschenmikroskop enthielt, ein Umstand, der ihm eine sofortige Prüfung der gefundenen Haare ermöglichte. — Er stellte unschwer fest, daß sie einer 25—30 jährigen Frau angehört haben mußten, womit ihm aber nichts Neues gesagt wurde. Als Bestätigung der Aussagen des Stubenmädchens schien diese Entdeckung allerdings von einer gewissen — wenn auch verhältnismäßig geringen Bedeutung.

Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte Luz der Fensterpartie des Zimmers. Er untersuchte mit einer starken Lupe die verschiedenen Scheiben, wo ihn einige wenige wasserklare Spritzerchen derart interessierten, daß er eines dieser Tröpfchen vorsichtig mit einer Pinzette ab-

hob und unter das Mikroskop brachte. Einen gleichen Tropfen fand er auf dem Boden vor der Fensterpartie.

Nach Beendigung der Untersuchung schob er ruhig das Mikroskop zusammen, schnallte die Kommissionstasche zu und schlüpfte in seinen Ueberrock, den er bei der Untersuchung als hinderlich empfunden und auf den Tisch gelegt hatte.

Ob die Untersuchung des Zimmers ein praktisches Ergebnis gezeitigt hatte, konnte man seinen gleichmäßig ruhigen und ernststen Mienen nicht ansehen. Er nahm gelassen seine Sportmütze, reichte dem Friedberger Kommissar die Hand und sagte zu Rademacher:

„Lassen Sie bitte ankurbeln, wir fahren nach Hause.“ — —

Siebentes Kapitel

Doktor Luz bewohnte in der St. Margarethenstraße unweit des Polizeipräsidiums eine geräumige 6 Zimmerwohnung.

Wer ihn als Freund oder Klient erstmalig besuchte und durch kitschige Detektivfilme ein grundfalsches Bild von der Tätigkeit eines Kriminalisten, und vor allem aber von der Einrichtung einer „Detektivwohnung“ erhalten hatte, war erstaunt, gediegen und solide eingerichtete Räume vorzufinden, wo nichts sichtbarlich auf die Tätigkeit seines Bewohners hinzuweisen schien.

Besonders das Arbeitszimmer wirkte mit seiner einfach-vornehmen Ausstattung wie die Studierstube eines stillen Gelehrten, ein Eindruck, der noch durch die zahlreichen Bücher, die die Wände bis an die Decke ausfüllten, gehoben wurde. Einige physikalische und chemische Instrumente, wie Mikroskope, Retorten und Destillierballons, standen auf einem Glastisch im Hintergrund des Zimmers, ein breites Ruhebett mit zahlreichen Kissen, ein orientalischer Rauchtisch und ein breiter „Diplomat“ aus dunkelgebeiztem Mahagoniholz vervollständigten die Einrichtung.

Die üblichen Requisiten des schlechten Detektivfilms, wie Totenköpfe, Skelette und Falltüren, sowie versenkbare Schränke und Truhen und ähnlichen, einem beschränkten Filmregisseursgehirn entsprossenen Unsinn suchte man in der Wohnung Karl Egon Luz' vergeblich.

Am Abend des 1. Juli lag Luz in einem leichten Hausrock auf der Chaiselongue, vor ihm saß, bequem in

einen Klubsessel gelehnt, die Beine faul von sich gestreckt, sein Freund, der Inspektor Fischer von der Kriminalpolizei.

Fischer war gegen 15 Jahre älter als Luz, und seit 22 Jahren in den Diensten der Frankfurter Kriminalpolizei. — Hinter dem behäbigen großen und breitschultrigen Mann mit dem langen, blonden Vollbart, den gutmütigen blauen, durch eine goldene Brille halbverdeckten Augen, vermutete niemand den tüchtigen und gefürchteten Kriminalisten, der Fischer anerkanntermaßen war. Er besaß eine stoische Ruhe, dabei eine zähe Energie und verstand es, mit der größten Liebenswürdigkeit, aus dem schwersten Jungen alles das herauszuholen, was er zu wissen wünschte.

Er erfreute sich, wenn man so sagen darf, selbst bei den größten Gaunern, die seine regelmäßige „Rundschaft“ bildeten, einer gewissen Beliebtheit, denn er konnte, so scharf er sonst im Dienste war, hin und wieder bei kleineren Vergehen ein oder auch beide Augen zudrücken, und er war der letzte, der einen armen Plattmächer wegen einer Bagatelle gleich hochgehen ließ.

Fischer kannte als geborener Frankfurter seine Vaterstadt, wie die Schublade seines Schreibtisches, und sprach gerne ein unverfälschtes Frankfurter Deutsch, das ihn, schon dem Klange nach, von den meisten seiner Kollegen im Exekutiv- oder Kriminaldienst unterschied, die sehr zu Mißvergnügen der wenig preußenfreundlichen, alten Reichsstadt Frankfurt zumeist die Mark Brandenburg, Pommern, Ost- oder Westpreußen ihre Heimat nannten.

Mit Luz war er seit vielen Jahren befreundet, und da dieser gewissermaßen inoffiziell die Ermittlungstätigkeit des Friedberger Falles, dem zwar sehr korrekten und gewissenhaften, aber alles andere als besonders fähigen Kommissar Rademacher aus der Hand genommen hatte und sofort die üblichen greifbaren Erfolge verbuchen konnte, beeilte sich Fischer seinen Freund Karl Egon nach Dienstschuß aufzusuchen, um die einzelnen Phasen der Ermittlungen nochmals persönlich mit ihm durchzuarbeiten.

Fischer blieb dann, sans facon — Luz machte keine großen Umstände — zum Abendessen und jetzt nach Tisch bei einer Zigarre besprachen die beiden Männer die weiteren Schritte, die die Untersuchung erforderte.

Während Fischer interessiert, ohne sein Gegenüber zu unterbrechen, zuhörte, entwickelte Luz seine Theorie.

„Es handelt sich“, meinte er lächelnd, „wie Rademacher schon richtig vermutet hat, auch hier wohl um die alte Binsenweisheit, die ein Franzose in drei Worten ‚Cherchez la femme‘ zusammengefaßt hat. Meines Erachtens ist der Fall nicht auf die leichte Achsel zu nehmen, sondern als ein geradezu kapitales Verbrechen anzusehen.“

Ein Mord, der in allen seinen Einzelheiten genau ausgedacht war und dessen Ausführung auch bis in die kleinsten Details hinein klappte.

Unser alter Professor Courvoisier in Lausanne pflegte in seinen Vorlesungen zu sagen:

„Wenn einer von Ihnen später in die Lage kommen sollte, polizeiliche Ermittlungen persönlich vorzunehmen, dann merke er sich folgenden altbewährten Vers und handle danach:

Wer, was, womit, mit wem, wann,
Warum, wo und wie —?“

Diese Fragen auf unseren Fall angewandt, können teils restlos, teils auch nur im vermutenden Sinne beantwortet werden.

Wer? Wer ist der Täter? — —

Diese erste aber wichtigste Frage ist nur teilweise zu beantworten. Wir wissen bereits folgendes: Der Täter ist eine Frau mit dunkelbraunen, beinahe schwarzen Haaren, im Alter von 25—30 Jahren. Sie ist von ziemlich großer Figur, mindestens 168—170. Ihr Name sowie die übrigen Personalien sind noch nicht bekannt.

Wer ist der Getötete?

Diese Frage ist bereits restlos geklärt. Der Tote ist der Artist Leopold Marguth, genannt Lugos Marway, geboren am 17. September 1880 in Donauwörth. Auf Grund

meiner Diagnose, daß der Tote frisch mit Lues infiziert wurde, gelang es Polizeiorganen heute nachmittag innerhalb zweier Stunden bei dem Spezialarzt Dr. Hoffmann, Schillerplatz 78 festzustellen, daß er einen Artisten dieses Namens, auf den auch die äußere Beschreibung des Toten zutraf, seit vierzehn Tagen an frischer Lues behandelt hat und ihm bereits vier intravenöse Silbersalvarsaninjektionen verabreichte. Marvay wohnte nach Aussage des Arztes in der Georg Speyerstraße und war im Monat Juni als Schnellmaler am hiesigen Albert Schumanntheater engagiert. Für Juli hatte ihm die hiesige Agenturfirma Siegfried Sinzheimer ein Engagement am Hamburger Tivoli-Theater vermittelt.

Herr Sinzheimer jr., sowie der Regisseur des Schumanntheaters, Herr Winterberg, sind heute nachmittag mit meinem Sekretär Roderich im Auto nach Friedberg gefahren und haben den Toten einwandfrei als den Artisten Lugos Marvay identifiziert. —

Die Frage *Was?*, das heißt, welche strafbare Handlung liegt vor, nämlich Mord, ist ebenso schnell beantwortet, wie die Frage *Womit?*, mit welcher Waffe wurde der Mord ausgeführt?

Meine Vermutung, daß ein Kompressionsgewehr neuester Konstruktion in Frage kommt, fand bald ihre Bestätigung. Die starke Durchschlagkraft, das auffallend kleine Kaliber, sowie die mangelnde Detonation ließen diese Vermutung aufkommen, den Beweis fand ich an einigen Spritzern am Fenster des Zimmers 27 im Hotel Großherzog, die ich durch sofortige Untersuchung als eine chemische Substanz diagnoszierte, die in Verbindung mit komprimierter Luft eine Spitzkugel auf ungefähr 1000 Meter hinauszuschleudern vermag. Das Stubenmädchen fand im Koffer der Täterin ein Paket, das voraussichtlich die einzelnen Gewehrteile der Mordwaffe enthalten haben dürfte.

Mit wem? Oder deutlicher ausgedrückt: Wer hat mittelbar oder unmittelbar mitgeholfen?! Antwort, mindestens drei Personen. Zuerst der Mörder selbst, dann der falsche

Depeschentträger, der das Opfer ans Fenster lockte, und, nach Aussagen mehrerer Zeugen, eine kleine, schmale, junge Frau, die sich unter der Maske einer mitleidigen Angehörigen jammernd über den Toten warf und unauffällig seine Taschen leerte. Die Vermutung, daß der Schütze und die Frau, die Marway beraubte, ein und dieselbe Person sein könnte, muß als nicht stichhaltig fallen gelassen werden, denn als eigentlicher Täter wurde eine große Frau festgestellt, während die andere nur klein gewesen sein soll. Ich gebe zwar auf die Aussagen der Zeugen nicht viel, aber es scheint unmöglich, daß der Schütze unmittelbar nach dem Mord bereits im Abteil des Frankfurter Schnellzuges sein konnte.

Es folgen die Fragen Wann? und Wo? — In einem Abteil dritter Klasse des Schnellzuges D 123 Frankfurt a. Main—Hamburg, um 10 Uhr 6 Minuten, während des fahrplanmäßigen Aufenthalts auf der Station Friedberg.

Warum wurde die Tat ausgeführt? Hierauf läßt sich nur in vermutendem Sinne eine Antwort erteilen. Es sprechen verschiedene Momente, das heißt, eigentlich die ganze äußere Aufmachung des Verbrechens für eine Familientragödie, deren Aufdeckung noch manche Schwierigkeit verursachen dürfte. Meine dahingehende Hypothese wird auch durch die Tatsache nicht umgestoßen, daß man den Toten beraubt hat, denn wäre lediglich ein Diebstahl beabsichtigt gewesen, um irgend etwas bei dem Toten zu holen, so hätte sich, um diesen Zweck zu erreichen, auch ein einfacherer, vor allem weniger blutiger Weg finden lassen, als ein so fein inszenierter vorzüglich vorbereiteter Mord.

Die letzte Frage, Wie wurde die Tat ausgeführt?, ist wieder restlos geklärt. Der Täter bezw. die Mord-G. m. b. H. brachte in Erfahrung, daß das Opfer Marway den D-Zug nach Hamburg zu benutzen gedachte, der um 10 Uhr 6 in Friedberg ankommt. Er fuhr den Abend zuvor nach Friedberg, logierte sich im Hotel Großherzog ein und wartete am kommenden Morgen auf das Erscheinen

des Zuges. Der zweite Täter lockte Marvay mit seiner fingierten Depesche ans Fenster, dort wurde er durch einen sicheren Schuß, von dem hinter dem Fenstervorhang stehenden Schützen niedergestreckt. Mit dem Opfer fuhr ein dritter Mitwisser des Verbrechens, eine junge Frau, im gleichen Zug ab Frankfurt mit. Sie warf sich in der WASTE der entsetzten und vor Schmerz aufgelösten Familienangehörigen über den Toten, raubte ihn kunstgerecht aus, dann benutzte sie die entstandene Verwirrung, um aus dem D = Zug zu verschwinden. Während die Friedberger Polizei rat- und tatlos dem sensationellen Verbrechen gegenüberstand, bestieg die Frau den auf dem Nachbargleis wartenden Gießener Personenzug und dampfte, wahrscheinlich in Gesellschaft der eigentlichen Mörderin nach Norden — — —“

Dr. Luz wurde in seinen Ausführungen unterbrochen, denn es hatte leise und distret an die Türe geklopft. Auf „Herein“ des Detektivs betrat Roderich das Zimmer.

„Eine Depesche, Herr Doktor!“

Luz riß das Formular rasch auf und reichte es nach Kenntnissnahme Fischer. „Es betrifft unseren Fall,“ sagte er. „Hier die Mitteilung der Gepäckabfertigungsstelle Hamburg, daß das Gepäckstück 45 856, aufgegeben auf eine Fahrkarte dritter Klasse Frankfurt—Hamburg D = Zug Nr. 123, gezeichnet L. M. und dem Dienstvermerk ‚Artisten-gepäck bevorzugt zu befördern‘, bereits drei Minuten nach Einlaufen des Zuges von einem Dienstmann abgeholt worden ist. Mein Avistelegramm kam, um sage und schreibe, zehn Minuten zu spät, sonst hätten wir den Abholer und damit wahrscheinlich auch den Täter fest. Die Hamburger Bahnhofspolizei war auf ihrem Posten, kam aber zu spät. Pech —!! Aber nicht zu ändern. —“

Fischer las die Bahndepesche und unterdrückte einen leisen Fluch.

„Die Chose fängt schon faul an“, brummte er ärgerlich. „Ich befürchte, das Frauenzimmer wird uns noch manche Nuß zu knaden geben, bevor wir es fest haben.“

„Geduld, lieber Fischer, die Frau läuft mir schon ins Garn. Der Fall beginnt eigentlich erst jetzt mich so richtig zu interessieren, es wäre doch ein mehr als banaler Ausgang gewesen, wenn wir einen halben Tag nach der Entdeckung die Täter oder Urheber schon gefasst hätten.“

„Mahlzeit!“ erklärte Fischer trocken. „Ich hätte diese banale Lösung der interessanten langwierigen Arbeit, die jetzt beginnt, unter allen Umständen vorgezogen. Dem Renommée einer gutgeleiteten Kriminalpolizei dient es auch weit mehr, wenn ich meiner vorgesetzten Behörde und der Öffentlichkeit melden kann: Aufklärung der Tat bereits nach zwei Stunden erfolgt, Festnahme der Mörder noch am gleichen Abend.“

„Stimmt,“ erwiderte Luz lachend. „Daß ein Außenseiter, wie Dr. Luz, die Kiste eigentlich allein geschautelt hat, braucht die vorgesetzte Behörde ja nie zu erfahren.“

Fischer klopfte dem Freund gutgelaunt aufs Knie.

„Werden Sie nicht auch noch malitiös. Ihnen macht die Jagd auf das Frauenzimmer ja selbst am meisten Spaß.“

„Zugegeben, sonst ließe ich auch bestimmt meine Finger davon.“ —

„Lieber Luz, wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie die Sache in die Hand genommen haben. Rademacher ist ein ganz netter Kerl, aber er hat keinen Kopf und verkorst mir den Zimmt unter Garantie. Von Klend hat mir die Sitte auf zehn Tage abgeschnappt, und Neumann is auch nicht der richtige Mann für derartige Großfälle. Ich kenne einen, dem die Jagd nicht minder Spaß machen würde wie Ihnen, er hat den Vorzug, hier in Ihrem Zimmer zu sitzen, aber er kann heute als Inspektor nicht mehr so weg, wie früher als Kommissar.“

„Sparen Sie Ihre langen Ausführungen, Fischer,“ sagte Luz und erhob sich langsam und übertrieben faul aus seiner halbliegenden Stellung. „Ich tue, was notwendig ist. — Langen Sie mal die Flasche mit dem Danziger Goldwasser herüber und zwei Gläser bitte, wir

wollen noch schnell die weiteren Schritte besprechen, und dann lege ich mich in die Falle, ich bin rechtschaffen müde.“

Fischer war sofort der Aufforderung nachgekommen und schenkte andächtig den schwerflüssigen Likör in die hohen Kelchgläser. Dann wischte er sich seinen dichten Schnurrbart und sagte:

„Bei den bisherigen Ermittlungen sind noch die Antworten auf die Fragen: Wer ist der Täter? und Warum ist das Verbrechen begangen worden? — nebenbei bemerkt zwei Kardinalfragen, — noch ausständig. Hier heißt es ansetzen, und zwar müßten meines Erachtens in erster Linie die Recherchen nach dem Täter aufgenommen werden. Haben wir diesen erst, erfahren wir das an und für sich unwichtige Motiv von selbst.“

„Möglich,“ meinte Luz trocken, und trank sein Goldwasser aus, „aber auch der umgekehrte Weg führt vielleicht zum Ziel. Wenn wir nämlich das Motiv kennen, ist die Ermittlung des Täters vielleicht — ich betone nur vielleicht — die selbstverständliche Folge, und hier heißt es wohl zuerst anpacken, denn wie und wo im Augenblick des Täters habhaft werden, weiß keiner von uns beiden. Sinegen können uns Aufklärungen über die Person des Toten möglicherweise von großem Nutzen sein, und mein erster Gang morgen früh ist ins Schumanntheater, — das weitere wird folgen. — Und jetzt Schluß der Debatte, ich sehe, daß Sie mit der Steinhägerflasche drüben liebäugeln. In punkto alkoholische Flüssigkeiten kenne ich Ihren ausgeprägten proletarischen Geschmack zur Genüge, und ebenso wenig wie ich mich an Euer entseßliches Frankfurter Nationalgetränk, den saueren Apfelwein, wovon Sie auf einen Hieb sechs Schoppen trinken können, gewöhnen werde, ebenso wenig begreife ich, wie man einen scharfen Wachholder oder Korn, hochwertigen Edellikören vorziehen kann, aber de gustibus non est disputandum, holen Sie sich den Steintrug und schenken Sie sich meinetwegen ein ganzes Wasserglas voll, es ist Ihnen gegönnt.“

Und als Fischer schweigend, nur leise in sich hineinlächelnd, ein großes Glas Steinhäger hinuntergegossen hatte und sofort ein zweites Glas einschenkte, erhob sich Luz von seiner Ottomane und begann die Schubfächer seines Schreibtisches langsam abzuschließen.

Dann geleitete er den Inspektor bis zur Türe und schaltete die Treppenbeleuchtung ein.

Roderich war schon zu Bett gegangen, er bewohnte im gleichen Hause eine Manjardenstube. Wenige Minuten später erloschen im ersten Stockwerk des Hauses St. Margarethenstraße 18 die Lichter.

Achtes Kapitel

Regisseur Paul Winterberg, der die vormittäglichen Proben des Albert Schumanntheaters leitete, nahm zerstreut eine Visitenkarte aus den Händen des Theaterdieners.

Raum hatte er aber den Namen gelesen, als er interessiert aufsprang.

„Fräulein Sellini!“ rief er einer jungen Dame zu, die im Hintergrund der Bühne auf einem Hockerchen saß, und mit ihren Lackstiefelchen kokettierte. „Ich muß auf einen Augenblick ins Büro, bin aber in zehn Minuten wieder hier. Nehmen Sie mit dem Kapellmeister inzwischen Ihre Nummer durch.“ — Dann eilte er durch die mit allen möglichen Variété-Requisiten vollgestopfte Seitenkulisse nach dem Hauptgang, der sowohl zu den Künstlergarderoben, als auch den Büroräumen der Direktion führte. Als er die Türe seiner kleinen Schreibstube öffnete, erhob sich Dr. Luz mit einigen Worten der Entschuldigung.

„Bitte, keine Erküsen, verehrter Herr Doktor!“ wehrte der Regisseur eifrigst ab, „und bitte, auch Platz behalten. Ich stehe Ihnen jederzeit in der Angelegenheit Marvan, denn diese führt Sie wohl zu mir, zur Verfügung.“

Luz dankte. „Ich habe Sie schon gestern belästigen müssen, mit der Reise nach Friedberg.“

„Aber ich bitte, eine Erholungsreise, die mir Vergnügen gemacht hat, das heißt,“ verbesserte er sich schnell, „die Reise an und für sich wohl, nicht aber der traurige Zweck. — Der arme Marvan! Uebrigens wollen wir alle, wenn es sich arrangieren läßt, zu seiner Beerdigung gehen.“

Er war ein so anständiger Kollege! — Hat die Staatsanwaltschaft die Leiche schon freigegeben?"

„Noch nicht,“ erwiderte Luz, „aber die Freigabe zur Beerdigung wird wohl morgen oder übermorgen angeordnet werden.“ Dann fuhr er schnell fort, um Winterberg, der sich selbst zu gerne sprechen hörte, das Wort abzuschneiden: „Ich wollte von Ihnen noch etwas über die Person des Toten erfahren. Was für eine Art Mensch war Marvay? Hatte er einen verträglichen Charakter, war er ein sympathischer Kerl, wie man so zu sagen pflegt?"

„Das war er, Herr Doktor, ein reizender, lebenswürdiger Kollege, ein wenig exklusiv und zurückhaltend, aber stets höflich und gefällig. Dabei pünktlich, tüchtig in seinem Fach, anscheinend auch nicht ganz unbemittelt und nicht allein auf seine — übrigens recht schöne Gage angewiesen. Ich kannte ihn nur einen Monat lang, er arbeitete zum ersten Male bei uns, hatte aber den allerbesten Eindruck von ihm, als Mensch und als Kollege.“

„Wo war sein letztes Engagement?"

„Er arbeitete vor Frankfurt im Königsbau in Stuttgart.“

Luz machte sich eine Notiz. „Nun sagen Sie mal ehrlich, Herr Winterberg, haben Sie eine Ahnung, wer dem armen Kerl nach dem Leben getrachtet haben könnte?"

„Nein, Herr Doktor. Hier unter den Kollegen oder den anderen mir bekannten Leuten hatte er bestimmt keinen Feind.“

„Seine näheren persönlichen Verhältnisse kennen Sie nicht, Sie wissen nicht, ob er verheiratet war?"

Winterberg zuckte leicht die Achseln. „Darüber kann ich Ihnen beim besten Willen nichts erzählen. Er arbeitete überall, soweit mir bekannt, allein und ist, im Gegensatz zu vielen anderen, nie mit einer Frau gereift. Das Kapitel Artistenehen verlangt eine Spezialbeurteilung. Die Geschwister Soundso sind in vielen Fällen Mann und Frau. Hingegen das Ehepaar oder die Familie XYZ möglicherweise Geschwister. Fast alle Ar-

tisten haben eine Frau, ob es eine gesetzlich sanktionierte Ehe ist, die sie führen, weiß man nicht immer, fragt auch gar nicht danach.“

„Marvay wohnte hier bei einem Bildhauer in der Georg Speyerstraße?“

„Ja! — Und da fällt mir ein, daß der Bildhauer und Marvay gute Freunde und Landsleute waren. Beide stammen aus Bayern, Professor Tegisch — —!“

„Degischer!“

„Richtig, ja Degischer wird Ihnen bestimmt mehr über die Familienverhältnisse Marvays sagen können, als jeder andere hier in Frankfurt.“

„Ich werde den Bildhauer sofort auffuchen. Nur noch eine letzte Frage bezw. eine Bitte, kann ich Ihr Programm des vergangenen Monats sehen?“

„Selbstverständlich!“ Der Regisseur holte ein bedrucktes Plakat, das mit vielen anderen an der Wand hing und legte es vor Luz auf den Tisch.

„Hier, die zweite Nummer, ‚Professor Lugos Marvay Schnellmaler‘. Vor ihm arbeitete die Soubrette Pepita Lhotka. Dann kamen die vier Mernys, komische Radfahrer, Mr. Dawson, der Salonjongleur, und die Akrobatentruppe Higgs Brothers. Vor der Pause war die letzte Nummer Silvio Ghilardini, der italienische Kunstpfeifer. Nach der Pause die Verwandlungstänzerin Gryst Roseberry, der Humorist Siegwart Gentes, der Trapezakt von Diana Hubay, und zum Schluß der Filmsketch ‚Ehe wider Willen‘ mit Bella Vargas und Paul Raster.“

Luz überflog die verschiedenen Programmnummern. Auf die Erläuterungen des Regisseurs hörte er nur mit halben Ohren.

„Ein Kunstschüze trat in Ihrem vorigen Programm nicht auf?“ fragte er.

„Kunstschüze?!“ Winterberg lachte. „Ne, lieber Herr Doktor. Mit einem solchen Nepp dürfen wir in unserem erstklassigen Variété nicht antreten.“

„Nepp?“ fragte Luz erstaunt.

„Na, und nicht zu knapp! Kennen Sie das Kunststück nicht, zehn Lichter und mehr auf eine Entfernung von hundert und mehr Metern auszuschießen?“

Luz schüttelte lächelnd den Kopf.

„Die Kerzen stehen vor einem Vorhang,“ erklärte der Regisseur mit behaglichem Grinsen. „Dahinter sitzt ein Gehilfe des Artisten mit dem Blasrohr. Der Schütze läßt Plazpatronen in seine Knarre, legt an und pätisch — — — der Gehilfe bläst mit seinem Pusterrohr das Licht aus. — — — Das wiederholt sich unter donnerndem Beifall des entzückten Publikums sechsmal, achtmal, zwanzigmal — soviel Kerzen eben vorhanden sind.“ —

Luz mußte wider Willen auch lachen. „So spaßig Ihre Erklärung auch klingt, so möchte ich mit meinem Laienverstand doch behaupten, daß nicht immer und überall dieses einfache System zur Anwendung kommt, es gibt doch wohl auch Kunstschützen, die es wirklich zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht haben, und wenn jemand ein Ei vom Kopf einer Figur, oder aus der Hand eines lebenden Gehilfen schießt, läßt sich dies doch kaum mit einem Trick bewerkstelligen oder markieren.“

„Ne! Selbstverständlich wird auf diesem Gebiet auch ganz seriös gearbeitet, nicht alles ist fauler Zauber, aber seitdem einige illustrierte Zeitschriften nichts besseres zu bringen wußten, als ihre Leser über die diversen Variété-tricks der Illusionisten, Kunstschützen und so weiter aufzuklären, steht das Publikum derartigen Kummern immer ein wenig skeptisch gegenüber, wir wollen an unserem erstklassigen Theater von Kunstschützen nichts wissen.“

„Dann war meine Frage nach der Schießkünstlerin überflüssig,“ sagte Luz und verabschiedete sich dankend von dem Regisseur. —

Vor dem Theater bestieg er sein wartendes Auto und rief dem Chauffeur die Adresse zu: „Professor Degischer, Georg Speyerstraße 93.“

Neuntes Kapitel

Luz saß dem Bildhauer Professor Wilhelm Degischer in dessen Atelier gegenüber. Dieser hatte, als ihm der bekannte Detektiv gemeldet wurde, sein Modell, ein etwa 12 jähriges, schmalgliedriges Mädchen, weggeschickt — es saß im Wohnzimmer und blätterte in illustrierten Zeitschriften — dann warf er ein weißes Laten über eine halbfertige Skulptur. —

Im Atelier, das sein Licht durch eine Anzahl facetierte, in die Decke eingelassene Glasscheiben empfangte, regierte die übliche „geniale“ Unordnung, und um Luz einen Sitz anbieten zu können, mußte der Professor erst den Brustharnisch eines Pappenheimer Kürassiers, ein gesticktes Fahnentuch und mehrere venezianische Fayence-trüge von der Chaiselongue räumen. Nachdem er sich die Erlaubnis erbeten hatte, eine lange Tonpfeife anzuzünden, nahm er seinem Besucher in einem altdeutschen Lehnstuhl von schwerer Schnitzarbeit gegenüber Platz.

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Besuch, Herr Doktor,“ sagte er. „Er kommt mir nicht überraschend. Als ich heute morgen den schrecklichen Tod meines armen Freundes aus der Zeitung erfuhr, habe ich sofort mit einem Besuch der Kriminalpolizei gerechnet.“

„Die Vermutung, daß wir Sie um einige Auskünfte über die Persönlichkeit des Toten angehen würden, lag ja auch zu nahe. Ich sage Ihnen offen, daß wir über die Person des Täters noch vollständig im Dunkeln tappen, aber wir haben aus mancherlei Indizien berechtigten Grund zu der Annahme, daß dem Verbrechen eine Tragödie familiärer Natur zu Grunde liegt, und ich möchte gerne Ihre Ansicht hören.“

Degischer strich sich nachdenklich den dichten braunen Vollbart. „Ich habe mir auch so etwas gedacht, obgleich ich nicht mehr weiß, als in den Zeitungen stand. Aber eine Weibersache? Möglich wär's! Den Frauenzimmern traue ich alles zu, nur nichts Gutes, und der arme Marguth war, trotzdem ihm das Leben schon übel genug mitgespielt hat, mit einem geradezu verbotenen Idealismus behaftet. Besonders in jeder Frau, die in sein Leben trat, vermutete er eine Göttin mit den edelsten olympischen Eigenschaften, und daß er mit seiner Leichtgläubigkeit zweimal beim femininum generis gehörig reinfiel, weiß ich bestimmt, wie oft sonst noch, entzieht sich meiner Beurteilung.“

„Ihre Andeutungen sind mir natürlich außerordentlich interessant und lassen den Wunsch aufkommen, mehr darüber zu erfahren. Es wäre vielleicht am vorteilhaftesten, die Angelegenheit chronologisch zu behandeln. Darf ich einige Fragen an Sie richten?“

„Bittel!“

„Wie mir von anderer Seite gesagt wurde, sind Sie ein näherer Landsmann des Toten?“

„Jawohl. Wir stammen beide aus Donauwörth, wo wir zusammen das Gymnasium besucht haben. Leopold war ein Jahr älter als ich, er wäre im nächsten Monat vierunddreißig Jahre alt geworden und galt schon als Kind als ein aufgeweckter, dabei herzenguter Bursche mit künstlerischem Empfinden und Fähigkeiten. Er zeichnete vorzüglich, modellierte auch gut, die gleichen Interessen knüpften unsere Freundschaft. Es ist jammerschade, daß er nicht nach seiner Neigung leben durfte, und später auf besonderen Wunsch eines griesgrämigen Onkels, der ihm eine Pension aussetzte oder Zulage, wie man's nennt, die militärische Laufbahn ergriff. Er wurde Offizier!“

„Wohl bei der berittenen Truppe?!“ — —

„Jawohl, bei den 11. schweren Reitern in Ingolstadt. Der junge Leopold von Marguth paßte mit seiner idealistisch verträumten Weltanschauung zum Offizier ebenso wenig, wie ich mit meinem Embonpoint zum Seil-

tänzer; aber der alte von Marguth, Leopolds Vater, hatte sein Vermögen verspekuliert und konnte das Geld für das teuere Studium beim besten Willen nicht aufbringen. Er starb, kurz nachdem seine kleine Maschinenfabrik zusammengekracht war. Leopold, der einzige Sohn, wurde von dem Bruder von Marguths, einem alten, unverheirateten Oberst a. D., der den siebenziger Krieg unter von der Tann mitgemacht hatte, aufgezogen, und dieser alte Eisenfresser hatte begreiflicherweise für die künstlerischen Pläne des Jungen, der damals vierzehn Jahre zählte, kein Verständnis. Polbi mußte Offizier werden.“

„Gestatten Sie eine Zwischenfrage. War Marguth adelig?“

„Ja, er legte aber den Adel ab, als er später nach der Katastrophe von Ingolstadt, auf die ich jetzt zu sprechen komme, seinen Abschied nahm.“ —

„Können Sie mir über diese Katastrophe — wie Sie sagen — etwas Näheres berichten?!“ —

„Ja und nein. Leopold sprach nie darüber, was ich weiß, sind Vermutungen, Andeutungen und auch einige Tatsachen, die mir nach und nach von anderer Seite berichtet wurden. — —

Eines Abends, — der Vorfall liegt ungefähr ein- einhalb Jahre zurück, wurde der Rittmeister Leopolds erschossen aufgefunden. Jeder wußte, daß die Beziehungen zwischen den beiden keine freundschaftlichen waren, im Gegenteil, daß zwischen dem Vorgesetzten und dem Untergebenen ein recht gespanntes Verhältnis bestand. Eine Weibergeschichte soll der Sache zu Grunde gelegen haben, bei der der Rittmeister der Gehörnte war.

Kurz und gut, der Verdacht der Täterschaft lenkte sich auf den jungen von Marguth, der vor Gericht kam. Er war zwar nicht in der Lage, seine Unschuld vollständig zu beweisen, aber andererseits konnte ihn das Gericht auch nicht des Verbrechens überführen, da der Rittmeister tot und jene Frau, die in die dunkle Affäre verwickelt schien, verschwunden war, und — trotz aller Bemühungen —

unauffindbar blieb. Ergebnis: Freispruch — aus Mangel an Beweisen. In den Augen der Welt, und vor allem seiner exklusiven und in punkto Ehrgefühl besonders eiglichen Kameraden, schien von Marguth schuldig und mußte den Abschied nehmen. Ich glaube, er hätte dies unter anderen Umständen nur zu gerne getan, so fiel ihm der Schritt natürlich schwer genug. Kurz nach der Verhandlung sah ich ihn in München. Er sprach nicht gern über die Sache, und ich fragte deshalb nicht. Ich vermute, daß er die in die schmutzige Geschichte hineingezogene Frau nicht bloßstellen wollte.“

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche. Wissen Sie, wer die Frau war?“

„Nein, ich konnte den Namen nicht in Erfahrung bringen. Marguth muß sie aber außerordentlich lieb gehabt haben, denn er tat nichts, um sich von dem schimpflichen Verdacht reinzuwaschen, wohl aus Angst, die Frau zu kompromittieren. Ich hätte ihm gerne geholfen, aber er vertraute sich keinem Menschen an, und schließlich stellte ich meine ehrlichen Bemühungen als fruchtlos ein. Daß er durch den Vorfall mit seinem Onkel, Oberst von Marguth in Passau, vollständig zerfiel, schien ihn nicht sonderlich anzufechten. Die beiden waren sich innerlich nie nahe gekommen, aber da der Alte dem Neffen jetzt jede Unterstützung entzog, hieß es für Leopold sich nach einem Broterwerb umzusehen. Er ging ans Variété, wo er seine Zeichenkunst — er war von jeher ein glänzender Karikaturist — gut verwerten konnte. — Dies stieß natürlich dem Faß vollständig den Boden aus, denn ein von Marguth als Possenreißer beim Zirkus war für den altkonservativen Offizier eine Ohrfeige mitten in das feudale Gesicht. Daß sich der Neffe als Artist Marwan nannte, konnte den Grimm des alten Soldaten nur wenig besänftigen. Trotzdem söhnten sich Neffe und Onkel später aus, es kam ein leidliches Verhältnis zu Stande, ein Umstand, der Leopold nach dem vor einigen Monaten erfolgten Tode des Onkels eine Erbschaft von zirka 180 000 Mark einbrachte. Die Zinsen dieses beträchtlichen Ver-

mögens, im Verein mit seiner guten Gage, gestatteten ihm eine gesicherte Existenz.“

„In welcher Weise betätigte er sich am Variété?“

„Als Schnellmaler. Er verstand es glänzend, die Köpfe bekannter Persönlichkeiten mit wenigen markanten Strichen auf Papier zu werfen, seine Nummer gefiel stets und überall.“

„Sie sprachen vorher von einer zweiten erotischen Dummheit?!“ — —

„Ja, von der größten Dummheit, die ein Mann begehen kann. — Er heiratete.“

„So, war er richtiggehend verheiratet?“

„Ja, aber nur kurze Zeit.“

„Kennen Sie seine Frau?“

„Nur per Renommée, gesehen habe ich sie nie.“

„Sie war — — wohl — — — Artistin —!“ fragte Luz ruhig.

„Ja,“ erwiderte Degischer.

„Wahrscheinlich — Kunstschühin?!“ Die Augen des Fragers hingen gespannt an den Lippen des Bildhauers, der von der kaum unterdrückten Erregung seines Besuchers nichts bemerkte.

„Kunstschühin — —?!“ wiederholte er nachdenklich. „Nein, das war sie nicht. Sie trat, soweit mir bekannt, als Jongleuse, Trapezkünstlerin und Akrobatin auf und dressierte auch Tiere, Hunde, wenn ich nicht irre. Nach ihrer Verlobung erlaubte Marguth aber ein Auftreten nicht mehr. Er mietete in einem kleinen württembergischen Orte eine Villa — wo weiß ich nicht, — dort lebte die Frau, der er ein geradezu grenzenloses Vertrauen entgegenbrachte, und wurde von ihr — das ist ja mehr oder weniger das Schicksal aller vertrauensseligen Ehegatten — ebenso grenzenlos betrogen.“

„Wissen Sie, auf welche Weise der Gatte dahinter kam?“

„Als er nach einem zweitägigen Urlaub, den er mit seiner Gattin verbrachte, zurückkehrte, bemerkte er, daß er sich bei ihr mit Lues infiziert hatte. Der Krankheitsherd

war, wie ein Spezialarzt einwandfrei feststellte, die eigene Frau.“

„Wie lange liegt diese Entdeckung zurück?“

„Ungefähr sechs Wochen!“

„Es kam selbstverständlich zu einer scharfen Auseinandersetzung?“

„Das weiß ich nicht, Herr Doktor. Marguth sprach nicht gerne darüber, umso mehr, als ihn die Entdeckung seiner Krankheit sehr bedrückte. — Ich redete ihm wie ein Vater zu, setzte ihm auseinander, daß die Lues heute nichts mehr von jener sagenhaften Gefährlichkeit besitzt, die man ihr früher andichtete, Bedingung sei natürlich, daß etwas dagegen getan werde. Ich schickte ihn zu einem Freunde, Dr. Hoffmann, der sofort die Behandlung übernahm. Er bekam etwas mehr Lebensmut, war aber längst nicht mehr der alte, — wenn auch ein wenig schwerfällige, — so doch immerhin humorvolle und lustige Bursche. Ich vermutete — und wohl nicht ganz grundlos — daß er eine Sache mit sich herumschleppte, die ihn schwer bedrückte; entweder die frühere Ingolstädter Geschichte, oder der Vorfall mit seiner Frau. Ich kann seine Gefühle in der ersten Sache verstehen, in der zweiten nicht. Als erfahrener Praktiker sehe ich im Weib nicht das hehre, göttliche und verehrungswürdige Gebilde, da ich Gott sei Dank auf realeren Gefilden wandle, als verrückte lyrische Dachstubenpoeten. Ich habe die Frauen immer nur als menschliche, durchaus nicht vollkommene Geschöpfe kennen gelernt, als kleinlich, zänkisch, rechtshaberisch, neidisch, eitel, eifersüchtig, rachsüchtig und weiß Gott was sonst noch. Ich bin seit 15 und mehr Jahren Bildhauer, Künstler, ein Milderungsgrund, der gewissermaßen meine etwas freien Ansichten über die Frau im allgemeinen und die Ehe im besonderen rechtfertigt. —

Wenn ich mich in jede Frau, die mir halbwegs gefiel, sofort hätte verlieben wollen, oder sie gar geheiratet hätte, wohin wäre ich da gekommen. Ich habe mich stets mit einer Freundin zufrieden gegeben, und wenn mich meine Freundin nach kurzer Zeit betrogen hatte und ich kam

dahinter — betrogen haben sie mich übrigens alle, lieber Herr Doktor — dann: Adieu, mein schönes Kind! Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen. — — Um eine Nachfolgerin war es mir niemals bange, ich vertraug mich mit ihr so lange, bis mir von ihr wieder ein neues Geweih aufgesetzt wurde. —“

Luß mußte wider Willen lachen.

„Sie vertreten eine sonderbare Philosophie, Herr Professor, schade daß Sie Nietzsche nicht mehr kennen lernen konnte, er hätte an Ihnen seine Freude gehabt.“

„Philosophie!“ wiederholte Degischer. „Nee, Herr Doktor. Ich habe mir über unfruchtbare, philosophische Probleme nie den Kopf zerbrochen, vor allem niemals über psychisch-erotische Fragen nachgegrübelt. Derartige unlufrative Arbeiten überlasse ich idealistischeren Naturen als ich eine bin. Marguth dachte über solche Dinge allerdings anders, und die Untreue seiner Frau, in die er blind verliebt war, machte ihn beinahe verrückt. Dabei vermied er geflissentlich eine Aussprache mit mir, seinem besten Freund, die ihn vielleicht beruhigt und abgelenkt hätte.“

„Kennen Sie den Mädchen- oder Künstlernamen der Frau?“ —

„Nein. Ich habe sie auch nie zu Gesicht bekommen, nur einmal auf einer Photographie, die mir Marguth gelegentlich zeigte — und ehrlich gesagt, sie entsprach durchaus nicht meinem Geschmack.“

„Können Sie mir das Aeußere der Frau näher beschreiben?“

„Sie war ziemlich groß und mußte einen wirklich schönen, vollschlanken Körper haben, ich sah dies sofort mit meinen Augen als Bildhauer. Der Körper steckte in einem raffinierten Badekostüm. In der einen Hand hielt sie einen großen japanischen Schirm. Wie gesagt, der Körper — erstklassig, aber das Gesicht? Nicht mein Geschmack. Hübsch? Ja, vielleicht im herkömmlichen Sinne hübsch, aber nichts Feines, kein individueller Zug. Ein

ziemlich derber, großer Mund, schwermüthige, dunkle Augen. Aus dem ganzen Gesicht sprach eine starke Sinnlichkeit, was mich vielleicht, als unweiblich, abgestoßen hat. Marguth fiel aber auf derartige Rasseweiber immer schnell herein, denn dieser Typus entsprach seinem Geschmack.“

„Hatte die Frau dunkle Haare?“

„Das kann ich nicht sagen. Sie waren unter einer Badahaube versteckt.“

„Wissen Sie, wo sich das Bild gegenwärtig befindet?“

„Ich vermute in Marguths Gepäck, er trug die Photographie damals in der Brieftasche herum.“

„Er hat nie ausführlicher mit Ihnen über seine Frau gesprochen?“

„Nein. Ich habe jedoch den Eindruck, daß er die Frau sehr liebte und doch gleichzeitig ein Zusammentreffen mit ihr vermeiden wollte, weil er sich vor ihr fürchtete. Fürchten wohl nicht physisch genommen. Ich glaube vielmehr, daß er ein Zusammentreffen mit ihr unter allen Umständen vermeiden wollte, um sich bei seiner Verliebtheit, die rein sinnlich genommen, sicher noch bestand, nicht aufs neue umstimmen zu lassen, die Frau wieder bei sich aufzunehmen. Hierfür spricht auch die Tatsache, daß er hier nicht in einem Hotel oder einer Pension absteigen wollte, sondern bei mir wohnte. Ich nahm ihn gerne auf, besonders als ich den Grund erfuhr, daß er einer eifersüchtigen Frau aus dem Wege gehen wollte. — Für derartige Dinge habe ich nun mal volles Verständnis. — Natürlich interessierten mich die näheren Details, aber außer den Ihnen bereits gemachten Angaben, die bei ihm immer nur kurze Andeutungen waren, konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Da ich merkte, wie tief die Sache ging, war ich natürlich wieder zu taktvoll, um ihn durch indiscrete Fragen zu quälen. — Einmal — ein einziges Mal, ging er ein wenig aus sich heraus — — —!

„Wie kam das?!“

„Ich hatte nach der Originalstatue der Venus vulgava von Delacoste ein kleines Gipsmodell gemacht. Das

betrachtete er abends bei mir im Atelier und fragte, was es bedeute.

Ich erklärte ihm den Sinn der Skulptur und er starrte lange und wie geistesabwesend die kleine Statuette an.“

„Venus“ sagte er leise. „Auch sie nannte sich Venus! Und vulgivaga vulgär. Wenn du wüßtest, Wilhelm, wie sehr dieses Beiwort auch auf sie zutrifft — —!“

„Dann brach er plötzlich ab, fiel in den Sessel, auf dem ich Ihnen jetzt gegenüberstehe zusammen, und weinte wie ein kleines Kind. Ich war durch den tiefen Schmerz des armen guten Jungen aufs äußerste ergriffen, brachte ihn zu Bett und grübelte lange darüber nach, wie ihm zu helfen sei.

Als er am folgenden Morgen zum Kaffee herunter kam, schien er aber vollständig überwunden zu haben. Er erzählte mir ganz ruhig, daß er sich immer grundsätzlich von den weiblichen Kollegen ferngehalten habe, bis er die Frauen kennen lernte, die sein ganzes Innerstes aufwühlte.

Auch sie fand an Leopold Gefallen, was mich nicht wunderte, denn er war ein hübscher Junge mit tadellosen Manieren. — Kurz und gut, er heiratete die Frau, holte sie von der Bühne weg, und sie lohnte ihm seine Liebe dadurch, daß sie ihn aufs gemeinste betrog und mit einer ekelhaften Krankheit infizierte. Wenn mit mir so gespielt worden wäre, — ich bin ein guter Kerl, Herr Doktor, und mir geht nix über meine gemüthliche königlich bayrische Ruh — aber ich hätte das Frauenzimmer an die Wand geworfen, daß ihr sämtliche Knochen gebrochen wären.

Er?! Er liebte sie trotzdem bis zu seinem letzten Atemzug. Glücklicherweise war sein Stolz größer als seine Leidenschaft und dieser verbot ihm, die Frau wieder aufzunehmen. — Auch ich riet ihm dringend ab. Ich hielt ihm vor, daß ihn die Frau doch immer wieder betrügen würde, während er draußen in der Welt herumfliegen mußte. Sein Beruf führte ihn ja jeden Monat an eine andere Spezialitätenbühne des In- und Auslandes. Ich erinnerte ihn daran, daß er stets den Gedanken an die Untreue der sinnlichen, unbeaufsichtigten Frau mit sich herumtragen, und

daher die Ehe zweckdienlich, so schnell wie möglich lösen müsse, vorher könne er doch nie zur Ruhe kommen. — —

Das sah er auch alles ein. Ich war direkt stolz, Herr Doktor, auf meine Ueberredungskunst, die es ermöglichte, ihn vor weiteren Aufregungen zu behüten. Er gab mir das bestimmte Versprechen, nie wieder mit der Frau zusammenzutreffen und ab Hamburg die Scheidung einzuleiten. — Damit war die Sache erledigt. Er ging zur Probe und schien beruhigt.

Am folgenden Tage bat er mich, ihm die Statuette der Venus vulgivaga nochmals zu zeigen. Er holte jene Photographie, von der ich Ihnen vorhin erzählte, aus seiner Briefftasche und zeigte sie mir. „Das hier ist meine Frau. Sie nannte sich auch Venus“, sagte er. „Sieht sie deiner Venus vulgivaga nicht ähnlich?“

Warum sollte ich ihm nicht die Freude machen, eine Aehnlichkeit zu konstatieren, die tatsächlich nicht bestand. Ich schlug ihm vor, eine Kopie der Venus vulgivaga für ihn anzufertigen. „Wenn sie dich an deine Frau und damit an das mir gegebene Versprechen erinnert“, sagte ich, „so soll mir die Arbeit eine Freude sein, und doppelt so schnell von der Hand gehen.“

Am Nachmittag machte ich einen Gipsabguß und als er abends vom Theater zurückkehrte, stand die Venus vulgivaga auf seinem Nachttisch. Er kam noch einmal zu mir ins Schlafzimmer, um sich zu bedanken und stellte die Venus auf den Schrank in seinem Zimmer, wo sie so lange blieb, als er bei mir wohnte. Vor der Abreise packte er das Gipsmodell sorgfältig in einen weichen Samtlappen und nahm es mit.“

„Ihre Erzählung ist sehr interessant“, sagte Luz, „und vielleicht wichtiger, als wir im Augenblick ermessen können. — Glauben Sie, Herr Professor, daß Marguth sein Versprechen, die Frau bei einem eventuellen Annäherungsversuch brüst zurückzuweisen, halten wollte, oder besser gesagt, halten konnte? — —!“

Degischer paffte wütend an seiner Pfeife. „Ja, zuerst glaubte ich das wohl, nachher kamen mir wieder Zweifel.

Ich glaube mich nämlich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß ihn die Frau hier in Frankfurt aufgesucht hat, und zwar kurz vor der Abreise am 26. oder 27. Juni. Er war am Abend furchtbar erregt, sagte aber nichts, und ich fragte nicht mehr. Ich habe aber das Empfinden, daß er die Frau zurückgewiesen hat, und als ich gestern von seinem sensationellen Tod erfuhr, sagte ich mir, die war's, und keine andere. Ich hätte, falls Sie heute nicht gekommen wären, morgen die Kriminalpolizei aufgesucht." —

„Wissen Sie bestimmt, daß die Frau Artistin war?“

„Ja, Marguth gab es ja selbst zu.“

„Dann setzen hier sofort unsere Ermittlungen ein. Die Frau muß gefunden werden und — verlassen Sie sich darauf, Herr Professor, Sie wird gefunden werden.“ —

„Niemand würde sich glücklicher schätzen, als ich, Herr Doktor, wenn es der Polizei recht bald gelänge, die feige Mörderin der Gerechtigkeit zu überliefern. Köpfen ist für eine derartige Bestie noch viel zu wenig, sie müßte gehenkt, guillotiniert, erschossen und verbrannt werden, zu gleicher Zeit.“

Luz strich nachdenklich über sein Kinn.

„Marguth nannte seine Frau ‚Venus‘. Es besteht die Möglichkeit, daß sie unter diesem Namen aufgetreten ist.“

„Ja, Donnerwetter! Sie haben recht. Marguth sagte ausdrücklich, sie nannte sich ‚Venus‘; das besagt wohl, sie trug in Wirklichkeit natürlich einen anderen Namen, aber auf den Brettern trat sie unter dem Namen ‚Venus‘ auf.“

„Das wird sich bald feststellen lassen“, meinte Luz ruhig und machte sich eine Notiz in sein Taschenbuch. „Wo Marguths Frau wohnte, wissen Sie nicht?“

„Irgendwo in Württemberg, aber den Ort kenne ich nicht.“

Luz erhob sich und reichte dem Bildhauer die Hand. „Vielen Dank, Herr Professor für Ihre Aussagen. Ich muß zu Hause das Material nochmals durcharbeiten und hoffe, Ihnen bald die Verhaftung des Täters melden zu können.“

„Sie suchen ihn doch auch hinter Marguths Frau?“

„Ich weiß noch — nicht —“ erwiderte Luz vorsichtig. „Allerdings sprechen viele Anzeichen dafür, aber ich pflege mich nie auf eine Hypothese festzulegen, und solange ich keine vollgültigen Beweise habe, verdächtige ich niemand — — — und jeden!“ —

„Also, demnach auch mich?“ fragte Degischer und lachte.

„Gewiß,“ erwiderte Luz gleichfalls heiter. „Auch Sie!“ Aber sofort wurde er wieder ernst. „Ich möchte gerne noch vor meinem Weggehen das Zimmer besichtigen, wo Marguth über einen Monat lang gewohnt hat.“

Der Bildhauer öffnete Luz zuvorkommend die Türe. „Bitte,“ sagte er, „ich führe Sie nach oben.“

Zehntes Kapitel

Gelten hatte ein Verbrechen Presse und Publikum in einer derartigen Weise beschäftigt, wie der Mord an dem Artisten Lugos Marvay.

Die Zeitungen brachten spaltenlange Berichte über das „Verbrechen im D-Zug“ und konnten immer nur von neuem versichern, daß die Polizei den Tätern auf der Spur sei, und eine geradezu fieberhafte Tätigkeit entwickelte.

Beide Behauptungen waren keine Uebertreibungen, sondern entsprachen eigentlich den Tatsachen. Die Spur der Täter war durch Dr. Luz' schnelles Eingreifen prompt und verläßlich gefunden worden, und Kommissar Rademacher entwickelte an der Spitze eines halben Duzend Kriminalbeamter eine außerordentliche Regsamkeit. Mit dem von Luz zusammengestellten Signalement der mutmaßlichen Mörderin versehen, suchte Kriminalwachtmeister Gerlach die Hotels der Halbmillionenstadt ab und ermittelte im Hotel Modern am Steinweg einen Reisenden, der sich am 27. Juni als Frau Marguth aus Ludwigsburg eingetragen hatte. Die Vermutung, daß Marvays Frau unter ihrem richtigen Namen dort gewohnt hatte, erwies sich als richtig, da der Oberkellner und der Portier des Hotels in der Lage waren, eine ziemlich genaue Beschreibung der Frau zu geben, die sowohl mit den Aussagen des Bildhauers Degischer, als auch mit denen des Stubenmädchens in Friedberg übereinstimmte.

Im Büro der Frankfurter Fremdenpolizei wurde der Meldezettel von Frau Marguth herausgesucht und zur freudigen Ueberraschung der Fahndungsbeamten fest-

gestellt, daß die Schrift mit der des Herrn Müller auf dem Hotelzettel in Friedberg voll und ganz übereinstimmte. Ein Vergleich der beiden großen M in Marguth und Müller brachte den unumstößlichen Beweis.

Mit dieser Entdeckung war die Kriminalpolizei einen guten Schritt vorangekommen. Es konnte als bewiesen angesehen werden, daß Frau Marguth in Frankfurt a. M. und Herr Müller in Friedberg ein und dieselbe Person waren. Herr Müller war aber an Hand zahlreicher Indizien der Mordtat so ziemlich überführt, und da nach Aussage des Bildhauers Degischer Gründe genug vorlagen, um Marvays Frau außerordentlich schwer zu belasten, schien die Tat selbst ziemlich geklärt.

Auf besonderen Wunsch von Luz hielt jedoch die Presseabteilung des Frankfurter Polizeipräsidioms mit ihren Mitteilungen an die Tageszeitungen noch zurück.

Luz fuhr selbst nach Ludwigsburg in Württemberg, wo er feststellen konnte, daß eine Frau Marguth, deren Mann als Artist unter dem Pseudonamen Marvay auftrat, eine kleine Villa in der Eberhardstraße bewohnte.

Frau Inge Marguth wurde ihm als eine junge Frau geschildert, der selbst die Klatschbasen der Kleinstadt nichts Böses nachsagen konnten. Sie führte ein zurückgezogenes Leben und fuhr nur jede Woche auf ein bis zwei Tage nach dem nahen Stuttgart, um ihre Mutter zu besuchen, wie sie sagte.

Ein Besuch des Detektivs in der Villa endigte mit einem Mißerfolg. Frau Marguth war verreist und die Villa geschlossen. Das Dienstmädchen wohnte, wie Luz von Nachbarnleuten erfuhr, in einem kleinen Dörfchen in der Nähe von Ludwigsburg.

Er kurbelte sofort den Motor seines Autos an und suchte das Mädchen, das Verwandten bei der Ernte half, auf den Feldern auf.

Eine Befragung zeitigte auch kein gerade überraschendes Resultat.

Das Dienstmädchen war auf vierzehn Tage beurlaubt und Frau Marguth verreist. Nach der Schweiz, glaubte

das Mädchen. Es stellte seiner Herrschaft das beste Zeugnis aus, schilderte Frau Marguth als eine liebenswürdige, junge Dame von bestem Benehmen, die sich um keinen Menschen kümmerte und ihre Zeit mit Romanlesen und der Dressur einer Anzahl kleiner Hunde zubrachte. Den Gatten kannte das Mädchen nicht. Es wisse wohl, daß er Artist sei, von Angesicht zu Angesicht habe es ihn aber nie gesehen. Als er vor wenigen Wochen einmal auf einen Tag nach Ludwigsburg kam, sei es gerade zu Besuch ihrer Eltern zu Hause gewesen.

„Ob Frau Marguth nach der Abreise ihres Gatten ein auffallendes Benehmen an den Tag gelegt hatte?“ wollte Luz wissen.

„Nein!“ Das Dienstmädchen hatte nichts derartiges wahrgenommen.

Nachmittags fuhr Luz wieder nach Frankfurt zurück.

In Fischers Büro fand am gleichen Abend noch eine Sitzung der mit der Aufklärung des Falles Marguth betrauten Beamten statt, an der außer Fischer und Dr. Luz die Kommissare Rademacher und Neumann, sowie die Wachtmeister Muschal, Gerlach und Lautensack teilnahmen.

Auf seiten der Polizeibeamten herrschte eitel Freude und Triumph. —

Es mußte doch tatsächlich als eine Meisterleistung des modernen Fahndungsdienstes angesehen werden, wenn eine zuerst so verwickelte Angelegenheit, wie der Fall Marway, bereits nach zwei Tagen derart geklärt war, daß über die Person des Täters keine Zweifel mehr herrschten. Als Schütze konnte die eigene Ehefrau des Toten einwandfrei festgestellt werden. Die Polizei besaß ihr genaues Signalement, und bei den zahlreichen wissenschaftlichen und technischen Hilfsmitteln, über die eine moderne, gutgeleitete Kriminalpolizei heute verfügt, konnte es nur eine Frage der Zeit, und zwar sehr kurzer Zeit sein, bis die Gattenmörderin sicher hinter Schloß und Riegel saß.

Luz hingegen teilte die uneingeschränkte Freude der Polizeibeamten nicht ganz, und hielt auch mit seiner Meinung keineswegs zurück.

„Sie mögen im großen ganzen Recht haben,“ wandte er sich an die übrigen Anwesenden. „Alles klappte bisher, klappte hervorragend. Es kommt sogar noch ein dritter günstiger Umstand hinzu, den Sie noch gar nicht wissen können, der aber auch auf die Habenseite verbucht werden kann. Mein Sekretär hat heute mittag auf dem Büro des Artistenverbandes ermittelt, daß die ehemalige Frau Marguth unter dem Namen „La belle Venus“ eine an besseren Variétés wohlbekannte Persönlichkeit oder „Nummer“, wie es in Fachkreisen heißt, war. Daß sie seit ihrer Verheiratung nicht mehr auftrat, wußten wir bereits vorher. — Das ist alles ganz schön. Aber mir gefällt an unserem Gebäude, das wir aus Tatsachen, Indizien und Hypothesen prächtig aufgebaut haben, in erster Linie nicht, daß es — um bei dem Gleichnis mit dem Bau zu bleiben — architektonisch zu schön, zu glatt, zu sauber ist.“

Unser Fall entwickelt sich wie ein gutgeschriebener, flotter Kriminalroman. Glied schließt sich an Glied, Indizium kommt zu Indizium, und die Handlung entwickelt sich genau nach romandramaturgischen Grundsätzen, folgerichtig und logisch. — —“

„Ist das vielleicht ein Fehler?“ warf Rademacher ein.

„An und für sich nicht. Aber hier kommt ein Moment hinzu, was meine reine Freude an dem prompten Ermittlungserfolg bedenklich trübt.“

Nämlich der große komplizierte Apparat, der eingestellt wurde, um den armen Marvay niederzuschießen.

Nehmen wir einmal als erwiesen an, seine Frau sei die Täterin. Sie habe aus familiären Gründen, aus Haß, aus Eifersucht, ihren Gatten um die Ecke bringen wollen, wäre es dann nötig gewesen, eine solch komplizierte Szene mit einem falschen Depeschboten, einer trauernden Angehörigen, die den Gepäckschein stiehlt, zu arrangieren? Konnte sie nicht weit schneller und weniger kompliziert ihren Gatten einfach beim Verlassen seiner Wohnung, in der Georg Spenerstraße, vom Auto aus niederknallen. Ich frage mich mit Recht ein wenig erstaunt: Warum das alles? Warum die Beraubung durch eine andere Frau,

warum das Risiko des Friedberger Abenteuers, das leicht hätte schief ausgehen können?

Es sind dies alles Fragen, auf die uns vorerst noch die Antwort fehlt.

Gewiß, ich stimme bei, daß Frau Marguth außerordentlich schwer belastet ist, und mag sich der Vorfall erklären wie er will, auch belastet bleibt. Ich habe auch natürlich nichts dagegen einzuwenden, wenn nach Marguths Gattin nachdrücklich gefahndet wird, aber ich fürchte, — ich fürchte, daß wir eine restlose Klärung auch durch die Festnahme der „belle Venus“ nicht erlangen werden.“

Nademacher wollte etwas erwidern, aber Fischer schnitt ihm die Antwort ab.

„Dr. Luz hat nicht Unrecht. Auch mir kamen allerlei Bedenken, die sich größtenteils mit seinen Ausführungen decken. Ein Punkt, der auch mich nachdenklich stimmt, ist vor allem auch die rätselhafte Mordangelegenheit an dem Rittmeister von Brede in Ingolstadt. — —“

„Bravo!“ rief Luz.

„Danke,“ meinte Fischer trocken. „Ich bin seit Anhören Ihres Berichtes überzeugt gewesen, daß sich bei einem einigermaßen klugen Nachforschen Zusammenhänge mit dem heutigen Verbrechen herbeiführen lassen. — Ich halte es unbedingt für notwendig, daß jemand von uns nach Ingolstadt fährt, die Gerichtsakten durchstudiert, und sich gegebenenfalls mit dem Regimentskommandeur direkt in Verbindung setzt.“

Luz erhob sich und zog seine Uhr. „Halb neun,“ sagte er. „Noch eineinhalb Stunden Zeit.“

Fischer hatte sofort verstanden.

„Ich freue mich, daß Sie selbst nach Ingolstadt reisen wollen, Herr Doktor. Sie haben morgen den ganzen Vormittag zur Verfügung. Ich avisire Sie dem dortigen Kommandeur durch ein Telegramm. Einverstanden?!“

Luz nickte nur, dann verabschiedete er sich kurz von den Polizeibeamten.

Eine Stunde später fuhr er mit dem Münchener Nachtschnellzug ab.

Elftes Kapitel

Leutnant Eberhard Ludwig von Halder-Egger, der Regimentsadjutant des 11. bayrischen schweren Reiterregiments „Kurfürst Maximilian vom Rhein und von der Pfalz“, betrat mit einer Visitenkarte in der Hand das Zimmer seines Chefs, des Obersten von Bodansky.

„Verzeihung, Herr Oberst, der Frankfurter Kommissar ist soeben angekommen!“

Oberst von Bodansky, ein kleiner, sehniger Fünfziger, erhob sich gelenkig von seinem Schreibtischsessel.

„Dann lassen Sie den Schnüffler in Gottes Namen hereinkommen,“ sagte er wenig freundlich, „und bleiben Sie selbst anwesend, Halder-Egger. Ich werde die Sitzung auf ein Minimum zu beschränken wissen.“

Dr. Luz trat ein und verbeugte sich leicht vor den beiden Offizieren. Der Oberst deutete auf einen Stuhl neben seinem Dienstschreibtisch und sagte reserviert: „Sie wurden mir bereits heute vormittag von Ihrer vorgesezten Behörde avisiert. Darf ich bitten, Platz zu nehmen, Herr Kommissar.“

Luz legte gemächlich das linke Bein leicht über das rechte.

Ein feines, beinahe unmerkliches Lächeln huschte über seine Lippen. „Sie irren, Herr Oberst,“ sagte er leichthin. „Ich bin kein Kommissar. — Einfach Dr. Luz, ohne jede Würde, ohne jedes Amt. Ich lege ferner Wert darauf, gleich zu Beginn unserer Unterredung festzustellen, daß das Frankfurter Polizeipräsidium nicht meine vorgesezte Behörde ist, sondern daß ich gewissermaßen als Privatmann vor Ihnen zu sitzen die Ehre habe.“ —

Der Oberst wechselte mit seinem Adjutanten schweigend einen kurzen Blick, er wußte nicht, was er Luz im Augenblick antworten sollte, dieser fuhr fort:

„Warum ich diesen, anscheinend unwichtigen Umstand rektifizieren möchte, wird Ihnen, meine Herren, sofort klar werden. Sie wissen — oder ahnen vielleicht — ich kenne die Fassung des Telegramms nämlich nicht, — daß das Frankfurter Polizeipräsidium — genauer die Abteilung 7 — in Ingolstadt einige Ermittlungen anstellen muß in der Mordsache des ehemaligen tgl. bayrischen Leutnants Leopold von Marguth, der in Ihrem Regimente stand. Ich weiß wohl, daß derartige amtliche Ermittlungen, die möglicherweise wenig Erfreuliches für ein feudales Regiment im Gefolge haben, Ihnen außerordentlich peinlich sein müssen und verstehe nur zu gut, daß mein Besuch durchaus unerwünscht ist — bitte, meine Herren, sparen Sie sich jegliche Entschuldigung — sie wäre überflüssig. Ich möchte Ihnen deshalb nochmals betonen: Ich bin kein amtliches Polizeiorgan, es liegt in meinem Ermessen, was und wieviel ich von Ihren Aussagen verwerte und verwende, und vor allem mir, dem Privatmann Dr. Luz dürfen selbstverständlich Mitteilungen rein vertraulicher Natur gemacht werden, die bei dem Kommissar Dr. Luz doch im gewissen Sinne bedenklich sein könnten. Ich hoffe, meine Herren,“ schloß Luz mit einer leichten Verbeugung, „Sie haben mich verstanden.“

Die ernste Miene des Obersten hellte sich sofort auf. Impulsiv streckte er Luz die Rechte hin und sagte:

„Ich danke Ihnen. Selbstverständlich bin ich vollkommen im Bilde und stehe Ihnen in jeder Weise zur Verfügung. Haben Sie gegen ein Verbleiben meines Adjutanten etwas einzuwenden?“

„Keinesfalls, Herr Oberst. Ich nehme sogar an, daß der Herr Leutnant als ungefähre gleichaltriger Kamerad des Leutnants von Marguth über manche Fragen besser orientiert ist, als der ihm doch mehr oder weniger fernstehende Kommandeur des Regiments.“

„Das mag sein, Herr Doktor, umsomehr, als Herr von Halder-Egger bereits damals Regimentsadjutant war; aber ich kenne den Vorfall auch genau.“ —

„Darf ich fragen, Herr Oberst, wie lange Sie das Regiment führen?“

„Drei Jahre.“

„Dann sind Sie ja wohl über die unerquicklichen Vorfälle im Winter des vorigen Jahres aus eigener Anschauung genau genug orientiert?“

„Vollständig. Darf ich bitten, Ihre Fragen zu stellen?“

„Vor allem muß ich Ihnen die Mitteilung machen, daß Herr von Marguth nicht mehr am Leben ist. Er wurde vor vier Tagen von Mörderhand erschossen.“

„Donnerwetter!“ — rief der Oberst fast erschrocken aus. „Ein — Mord — — Marguth selbst — —? Kennt man den Täter?“

„Ja. Aber er befindet sich noch in Freiheit. Es besteht die Möglichkeit, daß Zusammenhänge existieren zwischen Marguths Tod und der Tat hier in Ingolstadt. Es liegt uns daher viel daran, etwas über die hiesigen Vorfälle aus kompetentem Munde zu erfahren. — Ich hätte einfach die Gerichtsakten studieren können, wollte aber aus Gründen der Diskretion zuerst bei Ihnen vorsprechen. Ich nehme an, daß die Auskünfte, die Sie mir geben können, und wie die Dinge liegen, wohl auch gerne geben werden, voll und ganz genügen. Vielleicht erzählen Sie mir den ganzen Hergang der damaligen Mordsache, die ja nie richtig geklärt wurde, in dem Ihnen bekannten Zusammenhang, ich würde mir dann erlauben, eventuell noch einige Fragen zu stellen.“

Der Oberst nickte schweigend.

„Ich weiß darüber eigentlich nicht viel mehr, als alle Welt weiß, und das wenige sollen Sie natürlich gerne erfahren. Vor allem meine rein persönliche, unmaßgebliche Ansicht, die dahin geht, daß ich Marguth nie eines derartigen Verbrechens für schuldig gehalten hätte, ihn auch heute nicht für den Mörder des Rittmeisters von Brede

halte, damals mußte ich mich allerdings vor den Tatsachen beugen. — —

Marguth stand sechs Jahre beim Regiment, er war kurz vor der Beförderung zum Oberleutnant, als sich die gottverdammte Schweinerei! — — pardon, Herr Doktor — aber die Galle läuft mir über, wenn ich dran denke, — mit dem Rittmeister von Brede ereignete.

Beide standen in der 3. Eskadron. Brede und Marguth! Ein Unterschied wie Tag und Nacht! Brede war unbedingt ein besserer Offizier. Er kam zu uns von den Leibdragonern aus München, Weibergeschichten, Saufereien, Jezu veranlaßten seine Versetzung in die Provinz. —

Ich ließ ihm deutlich genug durchblicken, daß mir seine Anwesenheit durchaus nicht sympathisch war und nahm ihn gehörig an die Kandare, ich konnte ihm dienstlich aber nicht beikommen, denn er tat seine Pflicht, korrekt und exakt.

Daß er auch hier toll hinter den Frauenzimmern her war, dem Wein und den Karten nicht aus dem Wege ging, mein Gott, ich konnt's nicht ändern! —

Auf einen zwanzigjährigen Leutnant kann ich vielleicht in gewissem Sinne noch ein wenig erzieherisch einwirken; bei einem 38 jährigen Rittmeister versagen erstens meine Kompetenzen und dann auch mein eigener Wille. Marguth stand als Leutnant in Bredes Schwadron. Die beiden kamen leidlich zusammen aus. Daß ein herzliches Verhältnis nicht leicht aufkommen konnte, lag in der Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere wohl genügend begründet. — Brede war ein Lüderjahn, ein Schürzenjäger, aber ein strammer Offizier. — Marguth ein verträumter Idealist, eine Künstlernatur, dabei ein miserabler Soldat.

Gewiß, er tat seinen Dienst korrekt und pünktlich, aber ohne jede Lust und Liebe zur Sache. Sein Rittmeister, der bei allen schlechten Eigenschaften ein guter Soldat war, kanzelte ihn manchmal gehörig herunter, aber es nützte nichts — Marguth war kein Soldat und wurde keiner. —

Sein Onkel hatte ihn seinerseits zu dieser Laufbahn gezwungen, ob der Nefse wollte oder nicht, danach wurde nicht gefragt. — Sind Sie mir bis hierher gefolgt —?“

„Mit dem größten Interesse.“

„Ich komme jetzt zu den tragischen Vorfällen, die damals Marguth vor Gericht brachten.

Draußen vor der Stadt stand seit Jahren eine Villa leer, ein kleines, nettes Schloßchen. Es wollte sich kein Mieter oder Käufer finden, weil der Zins zu hoch war. Plötzlich hieß es, die Villa Isolde habe einen neuen Mieter bekommen, und zwar sprach die Fama von einer schweizerischen Ausländerin, einer jungen, fechen Witwe, Brasilianerin oder Portugiesin. Jedenfalls war es etwas Exotisches. — —

Das ganze Interesse des Städtchens konzentrierte sich natürlich auf die Person der jungen Frau, die, wie alles, was vom Ausland kommt, mit offenen Armen empfangen wurde.

Sie nannte sich Baronin von Kottsieper, war von Geburt Portugiesin und Witwe eines deutschen Legationssekretärs, der sie in Lissabon kennen gelernt und sich sterblich in sie verliebt hatte, so daß er ihr seine Hand und seinen alten Namen zu Füßen legte.

Lange genoß er die Freuden der Ehe nicht. Er starb wenige Monate nach der Heirat an chronischer Tuberkulose — solche Leute begehen eigentlich ein Verbrechen, wenn sie heiraten. — —

Die trauernde Witwe, — sie soll ihren vornehmen Gatten aufrichtig geliebt haben, — fühlte sich in der geräuschvollen Großstadt München nicht wohl, zog nach unserem ruhigen Ingolstadt und bildete bald den Mittelpunkt unserer guten Gesellschaft.

Jeder, der etwas war oder sein wollte, drängte sich dazu, bei ihr eingeladen zu werden, auch unser Offizierscorps verkehrte viel in ihrem Hause, denn die Frau Baronin war eine blendende Erscheinung. Nicht groß, aber von junonischen Formen, ein Gesichtchen, wie eine

Gemme, und tiefschwarze, leidenschaftliche Augen, wie ein kochender Kratersee.

Ich muß einschalten, Herr Doktor, daß der Verkehr der Offiziere mit der Zeit nachließ und bald einschloß. — Warum?! Tscha — eine blündige, klipp und klare Erklärung abzugeben, wäre schwer, — sehr schwer. Es wurde in ihrem Hause gespielt, hoch gespielt! Viel gewonnen und viel verloren, das geschah anderwärts aber schließlich auch.

Es wurde geflirtet und überhaupt ein etwas freier Ton eingeführt, aber alles war nicht derart, daß es dem guten Ruf Frau von Kottsiepers hätte Schaden tun können.

Vielleicht trug der Umstand dazu bei, daß die Frau Baronin endlich aus der Schar ihrer zahlreichen Anbeter eine feste Wahl getroffen hatte, und zwar Leopold von Marguth. — Man konnte diese Wahl wohl verstehen. Marguth war ein hübscher Bursche, ein Ehrenmann von untadeligem Benehmen, als einziger Erbe seines alten Onkels, den jeden Tag das Zeitliche segnen konnte, auch durchaus nicht unvermögend, und — die Geldquellen der Frau Baronin schienen bei allem Reichtum doch keine unerschöpflichen zu sein. Daß niemand eigentlich so recht wußte, wovon sie ihren kostspieligen Lebensunterhalt bestritt, mag vielleicht mit ein Grund gewesen sein, weshalb die Offiziere nach und nach ihren regelmäßigen Verkehr im Hause von Kottsieper einstellten.

Nur Marguth hielt aus. — Er galt bei Militär und Zivil — beileibe nicht als Liebhaber der schönen Frau — sondern man rechnete sehr stark mit einer baldigen öffentlichen Verlobung.

Da erhielt Marguth einen schwerwiegenden Rivalen in der Person seines Rittmeisters von Bredde. — Bredde, der sonst jeder Schürze nachließ, hatte sich zuerst seltsamer Weise auffällig von der Frau ferngehalten. Plötzlich schien aus irgendwelchen unbekanntem Gründen sein Interesse geweckt zu sein, und das Verhältnis der beiden Offiziere wurde dadurch begreiflicherweise in nichts gebessert. — —

Marguth ging seinem Rittmeister soviel als möglich aus dem Wege, aber man merkte, daß unter seiner ruhigen Außenseite ein Vulkan schlummerte, der eines Tages spontan zur Eruption drängen mußte.

Ich befürchtete, wohl nicht mit Unrecht, einen Skandal, und ließ durch den Rittmeister der vierten Schwadron, Baron von Heimerdinger, Wrede kameradschaftlich nahelegen, sich für seine bekannten erotischen Betätigungen möglichst ein anderes Objekt zu wählen, als eine Dame der Gesellschaft, die zudem noch als die Braut eines Kameraden galt.

Wrede lachte ihn aus. Seine Beziehungen zur Baronin von Kottsieper seien die denkbar reinsten und lediglich gesellschaftlicher Art. Er verstehe nicht, warum es Heimerdinger für notwendig erachte, diese Angelegenheit, die schließlich nur seine eigene Sache sei, zur Sprache zu bringen. Schließlich sei er doch kein Casanova und er danke ein- für allemal entschieden für Belchrungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Kurz und gut, die in meinem direkten Auftrag erfolgte Warnung Heimerdingers hatte nicht den geringsten Erfolg. — —

Was ich Ihnen jetzt weiter berichte, Herr Doktor, sind keine bewiesenen Tatsachen, nur Vermutungen, die aber aus mancherlei Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, als Wahrscheinlichkeiten gelten können.

Ich glaube — wohlgemerkt Herr Doktor — ich habe dafür keinen Beweis, daß Marguth seinen Rittmeister bei Frau von Kottsieper in einer Situation überraschte, die jegliches Mißverständnis ausschloß. — Die Folge davon war — dies ist natürlich wieder eine Tatsache, — eine Forderung Marguths an den Rittmeister von Wrede.

Am Abend des 17. Januar — am folgenden Morgen in aller Frühe sollte das Duell ausgefochten werden, — vernahm eine Schußmannpatrouille aus der Richtung der Gertraudenstraße, wo Wrede eine Junggesellenwohnung von drei Zimmern innehatte, einen scharfen Schuß. Sie ging der Richtung des Schalles nach und konstatierte, daß

sowohl die Garten- als auch die Vorplaktür des Brede-
schen Hauses offen stand.

Nichts gutes ahnend, betraten die beiden Polizisten die Wohnung, und im Schlafzimmer fanden sie, quer über das Bett geworfen, die halbentkleidete Leiche des Rittmeisters; er hatte eine absolut tödtliche Kugel in der linken Brustseite und war bereits verschieden, als die Beamten auf dem Schauplatz erschienen.

Während der eine der beiden Schutzleute zurückblieb, eilte der andere auf die Wache, den Fall zu melden und — er erinnert sich dessen ganz genau — auf einer Bank an der Ecke der Gertrauden- und Ludwigstraße saß der Leutnant von Marguth barhäuptig, den Kopf in die beiden Hände vergraben. Dieser Umstand führte später zur Verhaftung Marguths. — Die Verhandlung bedeutete für Ingolstadt eine Sensation. Marguth leugnete, irgendwie an der Mordtat beteiligt zu sein, oder auch nur eine Vermutung in Bezug auf den Täter zu haben. — Er wollte sich am Tage nach dem Mord mit dem Rittmeister duellieren, das Duell beschäftigte ihn, was begreiflich scheint — den ganzen Tag. Er hatte unerträgliche Nervenschmerzen, und nahm auf dem Nachhauseweg einige Minuten auf der bewußten Bank, die in unmittelbarer Nähe seiner eigenen Wohnung, Ludwigstraße 15, lag, Platz. Belastungszeugen konnte der Staatsanwalt nicht beibringen, auch die Mordwaffe fand man nicht, und die wenigen Indizien reichten nicht aus, Marguth, der seine Unschuld bis zum letzten Augenblick beteuerte, des vorsätzlichen Mordes zu überführen. Er mußte aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden. Er wurde natürlich sofort auf unbestimmte Zeit beurlaubt und kam um seinen Abschied ein, der ihm auch auf dem schnellsten Wege gewährt wurde.

Zwei Tage nach der Freisprechung verließ er Ingolstadt und ging später ans Variété, das ist Ihnen ja bekannt.“ — —

„Noch eine Frage, Herr Oberst,“ sagte Luz, der mit großem, unverhohlenem Interesse dem klaren Bericht des

Offiziers gefolgt war. „Was wurde aus Frau von Rottsieper?“

Der Oberst zuckte leicht die Achsel. „Sie wurde natürlich von der Staatsanwaltschaft als Zeugin vernommen, behauptete aber, nicht einmal eine Ahnung gehabt zu haben, daß die beiden Offiziere die Absicht eines Duelles hatten. Am Abend der That befand sie sich ununterbrochen zu Hause, was ihr Diener bestätigte. — Das ist alles, Herr Doktor, was ich Ihnen über den Vorfall erzählen kann, wohlgemerkt nicht, weil ich nicht wollte, sondern weil ich tatsächlich nichts mehr weiß. In den Gerichtsakten, die man Ihnen selbstverständlich vorlegen muß, werden Sie aber weitere Aufklärungen auch nicht finden, ebensowenig dürfte irgend jemand am Platze sein, der in der Lage sein wird, Ihnen einen ausführlicheren Bericht zu liefern als ich, der ich mich als Marguths Regimentskommandeur gewissermaßen selbst zu verantworten hatte, und — das kann ich Ihnen ehrlich zugeben — eine Nase einsteckte, die sich gewaschen hatte. Wenn ich nicht, ganz oben, so vorzüglich angeschrieben wäre — säße ich heute vielleicht auch in Wiesbaden und ginge in Zylinder und Regenschirm spazieren. — Haben Sie sonst noch Fragen?“

„Ja, Herr Oberst, ich möchte gerne noch einige Auskünfte über Frau von Rottsieper haben. Kannten Sie die Frau Baronin persönlich?“

„Gewiß, sie war eine charmante Dame, ein wenig geziert und überspannt wie die Romaninnen alle sein mögen, aber von untadeligem Benehmen.“

„Sprach Sie gut Deutsch?“

„Vortrefflich, geradezu erstaunlich gut für eine Ausländerin.“

„Frau von Rottsieper hatte wohl schwarze Haare?“

„Nein, im Gegenteil!“ erwiderte der Oberst ein wenig erstaunt. „Rotblond. Wissen Sie, jenes rote Tiziangold, das man bei den Romaninnen häufiger findet, dabei besaß sie eine unnatürlich weiße, blasse Hautfarbe, die zu ihren tiefschwarzen, prachtvollen Augen wunderbar kontrastierten.“

„Und was ist später aus Frau von Rottfieber geworden? Wohnt sie noch hier?“

„Nein! Zwei Tage nach der Verhandlung verließ sie Ingolstadt, was für uns alle als unanfechtbarer Beweis galt, daß sie in die Duellgeschichte in irgend einer mehr oder weniger kompromittierenden Weise verwickelt war. Kein Mensch hat Frau von Rottfieber wieder gesehen, es hieß, daß sie in ihre Heimat zurückgekehrt ist.“

Luz erhob sich. Die beiden Offiziere folgten seinem Beispiel.

„Haben Sie vielen Dank, Herr Oberst,“ sagte der Detektiv, „für Ihre freundliche Unterstützung. Ich kann Ihnen meinerseits die Versicherung geben, daß amtlich weder ein Angehöriger des Regiments in die Untersuchung verwickelt wird, noch sonst irgendwelche Scherereien oder sonstige Unannehmlichkeiten für Sie entstehen.“

Der Oberst reichte dem Detektiv herzlichst die Rechte.

„Sie würden mir eine Freude machen, wenn Sie mir zum Mittagessen die Ehre geben. Sans façon — ohne jede Umstände, es wird ein Teller mehr aufgelegt, und damit basta.“ —

„Herzlichen Dank, Herr Oberst. Ich fahre mit dem 12 Uhr-Schnellzug wieder zurück. Meine Mission hier ist erledigt.“

Ein nochmaliges Händeschütteln, ein Zusammenklappen der bespornten Absätze und Oberst von Bodansky geleitete seinen zuerst wenig willkommenen Gast höflichst bis zur Türe.

Zwölftes Kapitel

Das Ergebnis der Ingolstädter Reise hatte Luz nicht sonderlich befriedigt. Die Erzählung des Obersten von Vodansky, so interessant sie an und für sich sein mochte, bot wenig oder gar keine Anhaltspunkte, um die Untersuchung auf andere, neue Weise zu führen.

Es blieb Luz daher nichts anderes übrig, als den Dingen vorerst ihren Lauf zu lassen, und vor allem die Mitteilung der Frankfurter Kriminalpolizei abzuwarten, daß es ihr gelungen sei, Marguths Frau festzunehmen.

Kademacher entwickelte in den nächsten Tagen auf der Jagd nach der Mörderin eine außerordentliche Tatkraft, aber er konnte auch nicht den geringsten Erfolg verbuchen. „La belle Venus“ war und blieb verschwunden, und nach einigen Tagen einer angestregten Sondertätigkeit wurde der Fall Marguth in die zahlreichen Fälle ähnlicher Art eingereiht, die der zwar gut organisierte, aber ein wenig umständliche Fahndungsdienst der Frankfurter Polizei schematisch bearbeitete.

Luz überließ diese rein technische Tätigkeit völlig den amtlichen Organen. Er sprach Fischer zwar fast täglich, entweder nachmittags im Kaffee Bureau am Hauptbahnhof, oder per Telephon, und stellte sich sofort wieder zur Verfügung, falls man seine Mitwirkung wieder benötigen sollte. —

Mehr konnte und wollte er für den Augenblick nicht tun.

Da trat, vier Tage nach seiner Rückkehr aus Ingolstadt, eine Wendung ein, die von neuem sein großes Interesse an der Aufklärung des mysteriösen Vorfalles wachrief.

Eines Morgens, kurz nach acht Uhr, wurde Dr. Luz von Professor Degischer telephonisch angerufen, und Luz fuhr unverzüglich in dessen Wohnung. „Es hat sich,“ sagte der Professor, als die beiden Männer wieder im Atelier gegenüber saßen, „eine Sache ereignet, die zwar nicht mit dem Fall Marguth in Zusammenhang stehen dürfte, die aber so seltsam, ja im gewissen Sinne sogar verdächtig ist, daß ich es für gut hielt, Sie zu informieren. Gehen wir gleich in medias res. —

Vor einigen Tagen — — —!“

„Pardon, daß ich Sie sofort unterbreche. Keine Halbheiten, wann, an welchem Tage?“

„Zwei Tage nach der Ermordung Marguths besuchte mich hier in meinem Atelier ein anscheinend vermögender Ausländer, ein Holländer, der diverse Skulpturen kaufen wollte. Ich zeigte ihm einige meiner neuesten Arbeiten, die ihn aber nicht sonderlich zu interessieren schienen, denn er suchte keine Originale, sondern gute Kopien, französischer oder italienischer älterer und neuerer Meister. Er wollte wissen, ob ich derartiges vorrätig hätte, bezw. in der Lage sei, nach Originalen hiesiger Galerien Kopien anzufertigen. Ich bejahte natürlich und zeigte ihm zur Befräftigung einige ähnliche Arbeiten. Der Fremde nannte sich Piet Burgers, erstand zwei Statuetten, die er angemessen bezahlte, und fragte mich, ob ich bereit sei, für einen reichen Landsmann von ihm, der in den nächsten Tagen nach Frankfurt käme, einige Bildhauerarbeiten zu übernehmen, die einen guten Verdienst gewährleisteten. Ich sagte natürlich zu, denn Geld verdiene ich immer gerne. — Der Fremde verabschiedete sich, und am folgenden Tage erhielt ich mit der ersten Post einen kurzen Brief, worin ich unter Bezugnahme auf die Unterredung vom Tage zuvor gebeten wurde, abends 9 Uhr ins Hotel Imperial zu kommen und nach dem Bankier Willem Meulentkamp aus Utrecht zu fragen.

Ich pilgerte, froh einen guten Verdienst in Aussicht zu haben, pünktlich ins Hotel, wo ich zu meiner Ueberraschung erfuhr, daß Herr Meulentkamp noch gar nicht eingetroffen

sei, aber jeden Tag kommen könnte, es seien auch bereits zwei Briefe für ihn da. —

Ungerlich ging ich wieder nach Hause und fand im Briefkasten ein Stadttelegramm, das inzwischen eingeworfen wurde. Es war von Meulentkamp, der sich entschuldigte, mich vergebens bestellt zu haben, er sei zwar durch Frankfurt gekommen, habe sich aber nur kurz an der Bahn aufgehalten, da er nochmals geschäftlich nach Wiesbaden reisen mußte. Er käme morgen, also einen Tag später, bestimmt zurück und bäte mich, ihn noch einmal, um die gleiche Zeit im Hotel Imperial aufzusuchen.

Geduldig fuhr ich am folgenden Tag wieder an den Opernplatz ins Imperialhotel, und wieder erfuhr ich, daß Herr Meulentkamp noch nicht eingetroffen sei. Wütend über die zweite unnütze Bestellung, die mich Zeit und Geld gekostet hatte, fuhr ich nach Hause. Zwei Tage hörte ich nichts, heute morgen kam mit der ersten Post ein Brief. Herr Meulentkamp schrieb, daß er über eine Stunde vergebens auf mich gewartet hätte, es seien ihm aber hinterher Bedenken aufgestiegen, daß er vielleicht selbst der schuldige Teil sei, denn er vermute, daß er mich gewohnheitsgemäß auch das zweite Mal ins Hotel Imperial bestellt habe, wohingegen er im Frankfurter Hof abgestiegen sei. Die Schuld trafe demnach wohl ihn, und diese zweimalige Belästigung sei ihm außerordentlich unangenehm.

Für meine Spesen und die durch ihn verursachte zwecklose Mühe, füge er in der Anlage eine Banknote von Mark 500 bei, und erwarte mich heute abend — diesmal ganz bestimmt — im Hotel Frankfurter Hof punkt 9 Uhr abends. Den Brief habe ich Ihnen hier aufgehoben.

Dies sind die Tatsachen, Herr Doktor!

Offen gestanden kam mir die Geschichte schon nach dem zweiten Brief ein wenig verdächtig vor, wenn auch der dritte heutige Brief als eine plausible Erklärung gelten kann. Jedenfalls zog ich es aber vor, Ihnen die Tatsachen mitzuteilen, denn — — offen gestanden — — Herr Doktor — — ich traue dem Frieden nicht recht — —“

„Ich auch nicht,“ meinte Luz bedenklich, „aber es würde mich interessieren zu erfahren, warum Sie plötzlich Verdacht schöpften.“

„Eine bestimmte Erklärung — kann ich Ihnen kaum geben,“ erwiderte der Bildhauer zögernd. „Gefühlsache vielleicht, — ein unbestimmter Verdacht, der in mir aufstieg, es will dich jemand aus irgend welchen Gründen aus deiner Wohnung fortlocken.“

„Der Verdacht mag einer gewissen Begründung nicht entbehren. Trotzdem, Herr Professor, ich muß Ihnen die wichtige Frage noch ein zweites Mal vorlegen: Wie kamen Sie auf diese, immerhin mögliche, aber doch nicht gerade naheliegende Vermutung? Wenn wir vom Fach, immer und sofort geneigt sind, Verdacht zu schöpfen, so liegt der casus anders. Für Sie war das zweimalige Verfehlen Ihres Kunden aber doch genügend motiviert.“

„Stimmt, Herr Doktor. Aber ich hatte Grund zu einem gewissen Verdacht. Als ich das erste Mal ins Hotel bestellt wurde, ging ich zu Fuß hin und zurück. Das zweite Mal regnete es, ich saßte daher vorne an der Bodenheimer Landstraße ein Auto ab und fuhr ins Hotel. Dort hielt ich mich noch keine Minute auf, nahm am Opernplatz eine zweite Kraftkutische und fuhr sofort wieder nach Hause. Zu meinem Erstaunen glaubte ich, in meiner Wohnung einen schwachen Lichtschein zu bemerken. Als der Wagen vor meiner Wohnung hielt und ich den Chauffeur — der wie immer kein Kleingeld zum Herausgeben bei sich hatte — entlohnte, war der Lichtschein verschwunden, vielleicht hat er auch nur in meiner Phantasie bestanden, aber ich glaube mich nicht getäuscht zu haben. Ich hatte das Gefühl, es müsse irgend etwas nicht in Ordnung sein, ich bin für vierzehn Tage allein in meiner Wohnung, da mein Diener seinen üblichen Urlaub hat — — —“

„Ein verlässlicher Mann, Ihr Diener!?“

„Freilich, außer allem Verdacht. Er ist schon drei Jahre bei mir. Diener, Faktotum, Mitarbeiter, Freund — alles in einer Person.“

„Konnten Sie in Ihrer Wohnung irgend eine Beobachtung machen, die Ihren Verdacht rechtfertigte?“

„Ja und nein. Die Wohnung war leer. Ich knippte überall das Licht an, fand aber weder Anzeichen eines versuchten Einbruchs, noch fehlte mir etwas, soweit sich dies in der Eile kontrollieren ließ. Es schien mir nur, als stünde im Atelier der noch frische, süßliche Geruch einer soeben gerauchten Zigarette, aber ich konnte mich auch täuschen. Ferner klappte in meinem Schlafzimmer das Fenster, obgleich ich eigentlich der Meinung war, es vor meinem Weggehen geschlossen zu haben.“

„Das Fenster liegt im Hochparterre, ein Mann konnte daher ohne große Schwierigkeit nach dem Garten entweichen?“

„Ja sicher!“

„Haben Sie im Garten nach Spuren gesucht?“

„Nein, Herr Doktor, soweit dachte ich gar nicht; außerdem verstehe ich davon nichts. Der Verdacht, daß irgend etwas faul sein könnte, kam mir eigentlich auch erst später, beim Nachdenken. Jedenfalls hielt ich es aber für angebracht, Sie zu orientieren und mich mit Ihnen auszusprechen.“

„Das war allerdings das Klügste, was Sie tun konnten, Herr Professor,“ sagte Luz ernst und erhob sich.

„So glauben Sie, daß mir irgend eine Gefahr droht?!“ rief Degischer erschrocken.

„Gefahr!? Lebensgefahr!? Nein, das glaube ich nicht, aber daß die mysteriöse Geschichte mit dem Fall Marguth zusammenhängt, halte ich für außerordentlich wahrscheinlich. Wir haben es anscheinend mit einer ganz raffinierten Gaunerbande zu tun, und es scheint höchste Zeit, daß den Herrschaften endlich einmal das Handwerk gelegt wird.“ —

„Ich bin perplex, Herr Doktor!“

„Bleiben Sie es bitte noch für zwei Minuten, dann stehe ich zur Verfügung.“ Bei diesen Worten griff Luz nach dem Hörer des Telefons und ließ sich mit dem

Frankfurter Hof verbinden. Er nannte seinen Namen und fragte, ob ein Herr Meulentkamp aus Utrecht im Hotel wohne. „Nein,“ lautete die Antwort, „aber ein Holländer dieses Namens habe sich für den Abend angesagt.“ Ob schon Briefe da seien? „Ja, ein Brief und eine Karte. Zwei Inlandsendungen, die Karte aus München, der Brief aus Berlin.“ — „Die Brieffschaften sind sofort wegzunehmen und unter keinen Umständen dem Empfänger auszuhändigen. — In einer halben Stunde kommt ein Polizeibeamter, der die Briefe in Empfang nimmt. Herr Meulentkamp ist dahingehend zu bescheiden, daß noch nichts angekommen ist.“

Luß hängte den Hörer an. „So,“ sagte er befriedigt zu Professor Degischer. „Das Spiel kann beginnen —!“

Degischer war den entschlossenen Anordnungen des Detektivs mit großem Interesse gefolgt.

„Die Sache wird ernst,“ meinte er. „Was geschieht nun?“

„Sie werden selbstverständlich heute abend pünktlich ins Hotel Frankfurter Hof gehen und Herrn Meulentkamp aufsuchen. Sie halten ihn so lange auf, als es geht, ohne Verdacht zu erregen, er wird Ihnen aber keine Schwierigkeiten machen. Auf keinen Fall dürfen Sie einen Verdacht durchblicken lassen, und Sie kümmern sich um nichts, mag kommen, was will. Genauere Details besprechen wir noch.“

„Und meine Wohnung?“

„Die steht unter meinem persönlichen Schutz. Ich warte hier mit einigen Polizeibeamten der Dinge, die da kommen sollen. —“

„Könnte ich nicht bei Ihnen hier bleiben und ein Anderer statt meiner ins Hotel gehen und Meulentkamp sofort verhaften lassen?“

„Nein, das geht nicht, umso weniger, als wir nur die Vermutung aber noch keine Beweise haben, daß Herr Meulentkamp ein Schwindler ist. Außerdem dürfen Sie versichert sein, daß Ihre Wohnung spätestens von 8 Uhr ab

unter Bewachung steht und irgend ein Komplize beobachtet, ob Sie Ihre Wohnung auch in der Richtung nach der Stadt verlassen — —“

„Na, dann in Gottes Namen! Ich bin gespannt, wie das Abenteuer ausgeht!“

„Das werden Sie in wenigen Stunden wissen.“ Bei diesen Worten griff Luz von neuem nach dem Hörer des Telephons und ließ sich mit der Abteilung 7 des Frankfurter Polizeipräsidiums verbinden. —

Dreizehntes Kapitel

Gegen drei Viertel sieben Uhr abends erschien Dr. Luz wieder in der kleinen Villa des Bildhauers Degischer. In seiner Begleitung befanden sich die Kriminalwachtmeister Muschal und Gerlach, sowie vier Schutzleute in Zivil.

Die Villa Degischer war nur zweistöckig und lag in einem ziemlich großen, mit einigen Bäumen und zahlreichen Büschen bewachsenen Ziergarten.

Das Erdgeschoß faßte außer der Küche zwei Wohnräume. Das geräumige Atelier war in einem Anbau, der ehemals als Wintergarten gedacht sein mochte, zweckentsprechend untergebracht. Im oberen Stock lag Degischer's Schlafzimmer, das Fremdenzimmer und ein kleines Kabinett, wo der Diener des Bildhauers, Joseph Hochleitner, schlief. Dieses stand augenblicklich leer.

Luz machte mit Muschal zusammen einen Rundgang durch das Haus, dann suchte er Degischer im Atelier auf, der inzwischen die Schutzleute mit Bier und Zigarren bewirtet hatte. Diese saßen nun nebenan in der Küche und warteten weiterer Befehle. —

Degischer, Luz und die beiden Wachtmeister saßen bei einer Flasche Wein um den mehr dekorativen als praktischen Zwecken dienenden Kamin. „Ihre Meldung kam gerade zur rechten Zeit,“ sagte Luz, „sie ist vielleicht das wichtigste Glied in der Mordsache Marguth und führt, wenn alles klappt, möglicherweise die Verbrecher ins Netz.“

„So sind bestimmt mehrere Leute in die Sache verwickelt?“

„Das erscheint ohne jeden Zweifel?“

„Haben Sie hier etwas Positives entdecken können?“

„Auch das, wenn auch nichts von Belang, bezw. nichts, was ich nicht schon im voraus wußte. Der Fall Marguth wird von Tag zu Tag verwickelter. Ich halte es heute für undenkbar, daß die Bluttat als ein einfaches Eifersuchtsdrama bewertet werden darf. Marguth mußte Dinge besessen haben, die für irgend jemand von außerordentlichem Wert gewesen sind. — Was es war, weiß ich nicht, ob Schmuck, Geld, Dokumente, darüber bin ich mir noch nicht klar. — Um in den Besitz dieser Gegenstände zu gelangen, erschloß man Marguth, bemächtigte sich in schlauer Weise seines Gepäckscheines, aber die sofortige Durchsuchung der Effekten hat anscheinend den oder die Gegenstände nicht zu Tage gefördert. Die Untersuchungen wurden deshalb auf die letzte Wohnung Marguths ausgedehnt. Man vermutete wohl, daß sich die gesuchten Dinge noch hier im Hause befinden, deshalb wurden Sie fortgelockt, um ungestörtes Nachforschen zu ermöglichen. Daß die Täter — es handelt sich auch hier um mehrere — ihren Zweck noch nicht erreicht haben, beweist die beabsichtigte heutige Wiederholung der Durchsuchung. Meine Untersuchung in Marguths Zimmer ergab zweifelsfrei, daß jemand in eifriger Weise dort herumgewühlt hat, selbst die Dielen des Bodens sind teilweise gelockert worden. Es kann sich daher um keinen großen Gegenstand handeln, vielleicht um Wert- oder wichtige Familienpapiere. Der Einbrecher ist an dem Nebengeländer neben Marguths Fenster in die Höhe geklettert und hat sich von dort auf die Fensterbank geschwungen. Anscheinend stand beide Male das Fenster offen, wir haben seinem Besuch aber heute einen Riegel — im wahren Sinne des Wortes vorgeschoben, um ihm die Arbeit denn doch nicht zu sehr zu erleichtern. Einen weiteren Beweis, daß wir es tatsächlich mit den gleichen Leuten wie in Friedberg zu tun haben, lieferten mir die Briefe, die Herr Wachtmeister Gerlach heute nachmittag im Frankfurter Hof beschlagnahmt hat. Hier ist der erste Brief aus Berlin, abgestempelt am 6. 7. zwischen 11 und

12 Uhr abends, im Postamt W 8, also einem Postamt der Friedrichstadt. Die Schriftzüge gleichen denen auf dem Fremdenzettel des Frankfurter Hotels Modern und des Hotels Großherzog in Friedberg, dessen Schreiberin als die mutmaßliche Gattin Marguths festgestellt wurde, wie ein Ei dem anderen. — —

Der Brief ist nur kurz, aber inhaltsreich genug. Er lautet:

Lieber Georg!

Ich hoffe, daß Deine Bemühungen nun endlich von Erfolg gekrönt sind. Wäre doch alles vorüber! Hoffentlich bekommst Du dann auch sofort das Geld. Ich bin vor lauter Aufregung schon ganz krank, auch das Faulenzen bekommt mir nicht. Die Hundchen arbeiten tadellos, vor allem Pussy wird eine Kanone. Ich bin froh, daß das Engagement in C. perfekt geworden ist, und ich wäre glücklich, wenn Du zur Premiere hinkommen könntest. Ich muß bei der Aufregung der letzten Tage einen Halt haben, den ich nur bei Dir finden kann. Meine Adresse bleibt bis zum 15. Berlin.

Deine arme Mausj.

„Nett, was?“ fragte Luz. „Na, wir werden die Mausj mit einer scharfen Rake schon aus ihrem Loch herausholen,“ fügte er gemüthlich hinzu. „Interessant ist auch die zweite Postsendung, eine Ansichtskarte aus München, die nur die wenigen Worte enthält:

Die Sache muß nun erledigt werden. Ich erwarte schnellmöglichst zusagenden Bescheid.

Gruß G. F.

Die Schrift läßt auch auf eine Frau schließen. Dieser Herr Meulenkamp scheint ja ein außerordentlich vielseitiger Herr zu sein. Ihm werden wir, wenn keine allzu großen Böcke geschossen werden, heute abend das Handwerk legen. Herr Kommissar Rademacher kommt gegen 9 Uhr ins Hotel Frankfurter Hof und wird sich auf alle

Fälle stets unauffällig in Ihrer Nähe halten, bis es Zeit zum Zugreifen ist.

Und nun, meine Herren!“ Luz wandte sich an die beiden Kriminalwachtmeister, die sich sofort von ihren Plätzen erhoben, „an die Arbeit! Wir müssen über unser Rollenverteilen im Klaren sein, bevor eventuelle Spitzel auf ihrem Posten sind. Sie, Herr Professor, machen sich jetzt langsam auf den Weg nach dem Frankfurter Hof. Denken Sie daran, daß Sie sich unterwegs nicht umsehen dürfen, bis Sie aus der Schwelle des Hauses sind. Sie gehen wie ein harmloser Spaziergänger die Georg Spenerstraße hinab, bleiben vielleicht einen Augenblick vor Ihrem Hause stehen, um sich eine Zigarre anzuzünden, damit Sie der Aufpasser auch sieht. Spielen Sie im Hotel Ihre Rolle gut, und nun viel Glück auf den Weg.“

Nach dem Weggehen des Professors verteilte Dr. Luz seine Leute nach einem bereits vorher entworfenen Plan. Wachtmeister Gerlach und zwei Mann gingen nach dem Garten und versteckten sich derart hinter verschiedenen Gebüsch, daß sie sowohl das Schlafzimmerfenster, als auch die Straße genau beobachten konnten. Luz schärfte dem Wachtmeister ein, auf die geringste Kleinigkeit zu achten und bei einer eventuellen Widerseßlichkeit rücksichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen. „Wir haben es mit ganz gefährlichen und gerissenen Gaunern zu tun. — Wenn Sie schießen müssen, dann eine Kugel ins Schienbein, nicht in die Brust!“ Die drei Polizisten prüften ihre Selbstladepistolen und verließen langsam und vorsichtig das Wohnhaus.

Ein Kriminalschußmann wurde im Atelier versteckt mit der Weisung, sich sofort auf einen Schuß oder ein anderes verdächtiges Anzeichen zur Verfügung zu halten. Den letzten Schußmann postierte Luz in das Schlafzimmer des Professors; er selbst und Wachtmeister Muschal versteckten sich im Fremdenzimmer, da Luz hier mit dem ersten Erscheinen des Einbrechers rechnete. Während Muschal unter das Bett kroch, ordnete Luz eine aus drei

Teilen bestehende spanische Wand, im stumpfen Winkel, vor eine dem Fenster gegenüberliegende Wand, und nahm auf einem dahinter gestellten Stuhle Platz.

Die Fenster wurden fest verriegelt.

Eine viertel bis eine halbe Stunde verging, ohne daß sich etwas Verdächtiges regte.

Muschal fühlte sich unter dem nicht allzu hohen Bett recht ungemütlich.

„Herr Doktor!“ rief er mit unterdrückter Stimme, „hier im Keller gefällt's mir nich. Ich kann mich ooch nich schnell jenug bewegen, wenn der Gauner kommt. Wäre es nich besser, wenn id' vielleicht in'n Kleiderschrank umzöge?“

„Nein!“ sagte Luz aus seinem Versteck heraus. „Erstens können Sie dort nichts sehen und hören, und zweitens sind Sie aufgeschmissen, falls der Kerl zufällig den Schrank öffnet und die Geistesgegenwart besitzt, sofort abzuschließen.“

„Na, man jut“, meinte Muschal gemütlich. „Bleiben wir halt wo wir sind. Hoffentlich kommen die Brüder bald.“

Die Geduld der Wartenden wurde jedoch auf eine harte Probe gestellt. Es vergingen weitere fünf Minuten — zehn Minuten — fünfzehn Minuten, ohne daß sich etwas regte. Am Horizont ging langsam die Sonne unter und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Ausläufer des Taunusgebirges.

Luz und der Wachtmeister verhielten sich mäusehinstill!!

Plötzlich! — — Es mochte vielleicht gegen $\frac{1}{2}10$ Uhr sein, und die Dämmerung war bereits der langsam heraufziehenden Mondnacht gewichen, vernahmen Luz' geschärfte Sinne ein Knirschen auf dem Gartenkies draußen, einige Sekunden später begann die Holzverkleidung der Weinreben, die sich längst des Hauses in die Höhe rankten, leise zu knacken.

„Vorsicht, Muschal, er kommt!“ flüsterte Luz. „Pistole bereit halten — —!“

Im Zimmer herrschte eine unheimliche Ruhe. Die zwei Männer hielten den Atem an, ihre vier Augen richteten sich gespannt auf das Fenster, durch das der Einbrecher kommen mußte.

Und nun verdunkelte sich die unterste rechte Scheibe —!

Von außen wurde ein mit Schusterpech beschmierter Lappen wider die Scheibe gepreßt, — ein leises kaum vernehmbares Knirschen und Splintern — die Fensterscheibe war eingedrückt. — —

Die Scherben hingen an der Pechschicht des Tuches.

Zwei bis drei Sekunden blieb es ruhig, dann griff eine Männerhand durch die entstandene Oeffnung, suchte nach dem Fensterriegel und öffnete ohne Schwierigkeit.

Zwei Hände griffen nach der Fensterbrüstung, ein bleiches Männergesicht erschien, Brust und Schultern folgten und mit einem kaum hörbaren Schwung sprang der Mann elastisch ins Zimmer. —

Dort blieb er eine Sekunde lauschend stehen, und als sich nicht das geringste Geräusch vernehmen ließ, machte er sich scheu, aber zielbewußt und systematisch zuerst an die Untersuchung des Waschtisches. Dann folgte der Kleiderschrank. „Ein Glück“, dachte Muschal, „daß ich unter dem Bett liege.“

Die helle Sommernacht warf genügendes Licht in das nicht allzu geräumige Zimmer, daß der Dieb ohne Anwendung einer Laterne arbeiten konnte. Als er in den beiden Möbelstücken anscheinend nicht gefunden hatte, was er suchte, eilte er leichtfüßig nach der Ecke, wo der Waschtisch stand, bückte sich und hob eine anscheinend schon vorher gelockerte Diele hoch. In diesem Augenblick streckte Luz seinen rechten Fuß unter der spanischen Wand hervor, — das verabredete Zeichen für Muschal, sich bereit zu halten. Der Wachtmeister schob sich nun mit einer Gelentigkeit, die man seinem schweren Körper kaum zugetraut hätte, langsam nach vorne und Luz warf, als er sah, daß Muschal zum Aufspringen bereit und wie ein Panther am Boden kauerte, die spanische Wand um, sprang an den elektrischen Schalter und drehte das Licht an.

„Hände hoch!“ — Im gleichen Augenblick stürzte sich Muschal auf den Dieb, der einen Moment vor Ueberraschung starr und unfähig war, sich zu rühren, dann aber, sofort gefaßt, einen Schritt zur Seite sprang und dem Wachtmeister eine Ladung feinen Staub ins Gesicht warf.

Muschal stieß einen Schrei aus und griff mit den Händen ins Gesicht. Dr. Luz schoß. Krachend schlug die Kugel in den Spiegel über der Waschoilette, klirrend splitterten die Scherben zu Boden. — Der Verbrecher war nicht getroffen, mit einem Ruck hatte er sich über die Fensterbrüstung in den Garten hinab geschwungen, während Luz ans Fenster lief und, ohne seine Gestalt sehen zu lassen, mit einer elektrischen Blendlaterne, die er schnell angeknipst hatte, in den Garten hinab leuchtete.

Dort wurde es lebendig. Man vernahm einen unterdrückten Befehl, ein lautes Fluchen und ein metallenes Klirren, dann ertönte die Stimme des Wachtmeisters Gerlach vom Garten herauf. „Wir haben ihn fest, Herr Doktor!“

„Sofort ins Haus kommen!“, befahl Luz und bemühte sich um Muschal, der stöhnend auf dem Bett saß und sein Gesicht mit dem Taschentuch bearbeitete. „Dieser gottverdammte Halunke“, schimpfte er, „hat mir eine ganze Ladung Pfeffer ins Gesicht geschleudert, haben Sie ihn denn geschnappt?“

„Ja, Gerlach bringt ihn. Jetzt lassen Sie mal erst die Bisage sehen!“ — „Na“, meinte Luz lachend, „das ging noch gut ab, stecken Sie das Tuch in die Tasche, in zwei Minuten habe ich Sie sauber, ohne Nachwehen.“

Er nahm das Handtuch von der Waschoilette, holte aus seiner Tasche, die er immer um den Leib trug, eine kleine Salbenschachtel und rieb mit leichten Fingern dem stöhnenden und fluchenden Wachtmeister die Augen aus. „Es wird noch einige Minuten brennen, Muschal, dann ist alles in Ordnung. Waschen Sie sich das Gesicht ab und kommen Sie nach unten. Wir wollen den Vogel, der uns ins Garn gegangen ist, mal näher ansehen. Das Zimmer

können Sie ganz ruhig verlassen, es kommt niemand mehr. — Falls wirklich vielleicht noch irgend ein Schmierensteher in der Nähe war, haben ihm der Schuß und das Getümmel im Garten verraten, daß es besser ist, zu verschwinden.“

Draußen klopfte es wider die Türe. „Herr Doktor, Wachtmeister Gerlach läßt fragen, ob alles in Ordnung ist, er wartet unten im Atelier mit dem Festgenommenen.“

„Wir kommen“, sagte Luz und öffnete die Türe. „Ah, Sie sind's, Schneider, Sie haben ja noch Ihr Fahrrad hier?“

„Jawohl, es steht unten im Ausgang.“

„Dann fahren Sie sofort ins Hotel Frankfurter Hof und benachrichtigen Sie Rademacher. Er soll sofort Meulenkamp festnehmen, wenn es noch nicht geschehen ist, und mit dem Kerl hierher kommen, ich möchte die beiden konfrontieren.“

Dann ging er langsam mit Mutschal die Treppe hinunter und betrat das Atelier, wo Gerlach und seine Leute um den Verhafteten wartend herumstanden. Dieser saß, die Arme gefesselt, in einem Sessel und hatte sich bereits scheinbar seelenruhig in sein Schicksal gefunden.

„Tag, Gerlach,“ sagte Luz, „haben Ihre Sache gut gemacht.“ Dann trat er auf den Einbrecher zu und sah ihm lächelnd ins Gesicht:

„Hab' mir's doch gedacht, ein alter Bekannter! Servus, Athletenschorsch, wie geht's uns denn?“

Der Dieb warf einen wütenden Blick auf den Detektiv. „Uze Se annere Leut“, brummte er, „wenn ich en Schoppe hätt und Sie mich mit Ihre verdammte Schmier' *) net gedappt hätte, ging's großartig.“

„Schoppen,“ meinte Luz. „Wird schwer sein, aber da drüben sehe ich 'ne Kognakflasche, ich nehme an, daß Sie sich nicht auf Bier festlegen, und auch 'nen Kognak nicht abschlagen. —“

*) Polizei.

Der Festgenommene folgte dem Detektiv mit erstaunten Blicken, als dieser tatsächlich zu einem kleinen Tischchen schritt und ein Wasserglas halb voll Kognak füllte. „Da, mein lieber Schorsch“, sagte er lächelnd, „stärkt dich, du hast's verdient!“

„Soll ich des werkl'ich hawwe?“ fragte der Festgenommene überrascht.

„Gewiß, jetzt bist du wieder mal verschütt gegangen und kriegst auf 'ne ganze Zeitlang keinen Schnaps. Ich bin aber ein guter Kerl und will dir noch etwas gönnen, bevor es zu spät ist.“

Bei diesen Worten hielt er dem Einbrecher das Wasserglas an den Mund, dieser griff mit seinen gefesselten Händen zu und schüttelte das große Quantum, ohne eine Miene zu verziehen, in die Kehle.

Luz hatte inzwischen vor dem Verhafteten Platz genommen. Gerlach trat hinter ihn, um bei einer eventuellen Renitenz gleich bei der Hand sein zu können, doch Luz winkte unmerklich ab.

Er wußte, daß er mit diesem Kunden kein allzu-schweres Spiel mehr hatte. Widerstand kannten die Gewohnheitseinbrecher so gut wie nicht. Wenn sie erst einmal fest waren, fanden sie sich schnell in das Unabwendliche. Dann schob man eben wieder seine ein, zwei Jahre Knast und fertig ist die Laube. Widerstand verschärfte nur die Strafe und, daß deren Ausmaß schon nicht zu knapp war, dafür sorgte der Staatsanwalt.

„Nu sag mal, mein Junge,“ meinte Luz gemütlich, „was hast du denn hier zu suchen gehabt?“

„Des möchte Se wohl gerne wisse,“ erklärte der Verbrecher höhnisch.

„Ich nicht, denn ich weiß es ja schon, aber für den Untersuchungsrichter und den Staatsanwalt muß ich ein Protokoll machen, und da ist's mir schon lieber, wenn du glatt gestehst, denn drei Jahre gibt es mit und ohne Geständnis, sei also gemütlich, mein Junge, und pfeife, du kriegst dann auch noch en Kognak!“

„Und wenn Se mer e ganze Fläsch voll Gäwwe, von mir erfahre Se nig. Und drei Jahr? — Hör'n Se, Herr Doktor, daß ich net grinj'! Vor was drei Jahr? — Ich hab hier klauwe wolle, kam awer net dazu, weil mich die Polente schon vorher hochgenomme hat, wieviel kann ich da schon krieje?“

„Drei Jahre mindestens“, wiederholte Luz trocken, „ich hab's dir ja schon gesagt. Du hast klauen wollen, schon der Versuch ist strafbar, außerdem ist der Tatbestand des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, verbunden mit Körperverletzung gegeben. Schau dir nachher mal den Wachtmeister Muschal an, der ist so gut wie blind, und wird keinen Polizeidienst mehr tun können.“

„Wär's ach net schad drum. Is aan Preuß weniger hier!“

„Aber dir kost's den Kragen!“

Der Einbrecher schwieg. — Luz fuhr fort: „Hör mich mal an, mein Junge, ich bin ein gemütlicher Kerl, mit dem man reden kann, das weißt du, aber ich laß mich nicht gern bemogeln. Heute kann ich dir vielleicht noch helfen, morgen gebe ich die Untersuchung an die Kriminalpolizei ab und dann Schorsch, gute Nacht.“

Der Einbrecher schien einen Augenblick zu überlegen. „Na, was wolle Se denn nun eigentlich von mer wisse?“ brummte er unwillig.

„Auf zwei Fragen sollst du mir Antwort geben! Erstens, was hast du hier gesucht? Zweitens, in welchem Auftrag hast du gehandelt? Gibst du befriedigende Antworten, dann kann ich dir vielleicht helfen, wenn du dich aber auf die Hinterbeine stellst, so fresse die Suppe aus, die du dir eingebrockt hast. Ich unternehme nichts zu deiner Erleichterung, aber auch nicht einen Finger mache ich für dich krumm!“

Der Einbrecher verzog seinen Mund zu einem leichten Grinsen. „Wenn Se sonst nichts wisse wolle, kann ich Ihne antworte! Ein Kollesch hat ausbaldowert, daß hier e Ding zu drehe is, un daß im ganze Haus nur aan Mann wohnt; der Diener is dajaam im Urlaub un da haw ich

mich emol umguckte wolle, das is alles. Und in was fern Uftrag? Na in mein eigene, in wem sein denn sonst?" —

„So,“ meinte Luz. „Nun Georg Krefß, sagen Sie mir aber gefälligst, in weissen Auftrag Sie vorige Woche im Bahnhof Friedberg die Depesche für Lugos Marvay an den Zug bestellten? Auch in eigenem?“ Scharf und schneidend kam das heraus. Der Einbrecher wurde bleich und duckte sich unter der Wucht dieser messerscharfen Worte zusammen, aber er schwieg.

Luz stand, die Hände auf dem Rücken, vor ihm. „Nun Krefß, Sie sehen, wir wissen bereits mehr, als für Sie gut ist. Wir wissen sogar noch viel mehr, aber wir wollen Ihre eigene Beichte. Noch einmal fordere ich Sie auf: Wollen Sie reden und ein ausführliches Geständnis ablegen?“ —

„Nein!“ brüllte der Einbrecher und schleuderte ein nicht wiederzugebendes Schimpfwort gegen Luz. „Macht mit mir, was Ihr wollt, von mir könnt Ihr nig erfahre! Wenn Ihr schon alles wißt, umso besser, ich laß mich ruhig eins, aach zwei Jahr seze, aber pfeife? Ausgeschlossen! Ich dent net dra, ich waß, warum ich's Maul halt!“

„Na, dann nicht, liebe Tante,“ sagte Luz gleichmütig. Draußen schrillte die Haustürglocke, und als ein Polizist hinausging zu öffnen, traten Rademacher und der Professor Degischer ein. Luz eilte auf die Beiden zu.

„Habt Ihr hier mehr Glück gehabt, als wir?“ rief Rademacher mißgestimmt aus. „Er war gar nicht im Hotel, die Sekretärin, die dort die Post ausgibt, hat uns die ganze Sauce versalzen. Meulentamp kam kurz vor $\frac{1}{2}$ 9 Uhr und fragte zuerst nach Post. Die Sekretärin erinnerte sich bestimmt, daß Briefe da waren, sie hat diese, wie sie Herrn Meulentamp versicherte, selbst in das Gefach für den Buchstaben M eingelegt. ‚Ja, das stimmt,‘ rief ein anderes Gänschen, das im Büro hilft, ‚aber vor einer Stunde, vielleicht auch ein bißchen früher, war ein Mann da und hat die Briefe abgeholt.“

„Donnerwetter,“ rief Luz ärgerlich aus. „Das ist

fatal! Darauf hat M. natürlich sofort Kehrt gemacht und ist verschwunden.“

„Kunststück,“ bekräftigte Rademacher wütend. „Und wir stehen beide da mit dem dicken Kopp.“

„Nun heißt's handeln,“ sagte Luz, „da ist nun nichts zu machen, der Kerl ist sich natürlich darüber klar, daß wir hinter ihm her sind. Jetzt gilt's!“

„Und wie war's bei Ihnen, Luz?“ —

„Das erzähle ich Ihnen unterwegs, wir müssen sofort aufs Präsidium hinüber, Gerlach! Lassen Sie den Kneß unter sicherer Bedeckung abführen. Androhung von sofortigem Waffengebrauch bei der geringsten Widerseßlichkeit. Ich spreche Sie nachher drüben auf dem Büro. Herr Professor, ich mache Ihnen die bedauerliche Mitteilung, daß ich leider oben einen Spiegel zertrümmern mußte, Ihrer Kostenliquidation sehe ich dieser Tage entgegen, vielleicht besuchen Sie mich auf vorherigen Anruf persönlich. Ich habe Ihnen allerlei zu erklären. Auf Wiedersehen!“

Die Polizisten verließen, mit ihrem Gefangenen in der Mitte, die Villa Degischer. Luz und Rademacher folgten.

Bierzehntes Kapitel

Am Nachmittage trafen sich Fischer und Luz gewohnheitsmäßig im Kaffee.

Fischer war ärgerlich. „Ich habe jetzt den Krefß selbst tüchtig ins Verhör genommen, aber es war nichts aus ihm heraus zu bringen. Der Kerl weiß weit mehr, als er zugibt. Er wollte einbrechen, das gesteht er ruhig ein, aber er handelte in keinem anderen Auftrage als in eigenem. Der Kerl sagt sich mit einer gewissen Berechtigung, wir können ihm wegen des versuchten Diebstahls nicht allzuviel wollen. Er sitzt seine paar Monate ab und dann Schluß! Der Auftraggeber muß ihm anscheinend ganz besondere Versprechungen gemacht oder dicke Belohnungen in Aussicht gestellt haben, daß Krefß so dicht hält.“

Luz zog nachdenklich an seiner Zigarette. „Ich empfehle Ihnen, Krefß den Friedberger Zeugen gegenüber zu stellen, ich habe die Ueberzeugung, daß er und kein anderer der Pseudodepeschenbote war. Als ich ihm diese Vermutung als Gewißheit gestern auf den Kopf zusagte, verlor er einen Augenblick lang die Beherrschung und wurde trotz seines frechen Zynismus blaß wie ein Leintuch. Lassen Sie nichts unversucht!“

Fischer war natürlich einverstanden. Nach dem Vorschlag Luz' wurden die schnell erreichbaren Friedberger Bahnbeamten mit dem Athletenschorsch konfrontiert und erklärten übereinstimmend, daß dieser mit dem falschen Depeschenboten unbedingt identisch sei. Krefß beteuerte

seine Unschuld. Er erklärte, an jenem Tage in Frankfurt gewesen zu sein und suchte sein Alibi nachzuweisen, was ihm aber nicht gelang. Die Bahnangestellten blieben bei ihrer bestimmten Behauptung, daß Krefß und kein anderer die Rolle des Depeschboten gespielt habe.

Fischer redete ihm nun nochmals eindringlichst ins Gewissen, endlich zu gestehen, aber Krefß behauptete achselzuckend, er habe nichts zu gestehen, die Beamten befänden sich in einem Irrtum und er sei nicht in Friedberg gewesen. Was den Diebstahl anbelangt, so sei ihm alles Wurscht, gestohlen habe er bei Degischer nichts. Er habe stehlen wollen, gewiß, das gäbe er zu, aber er kam nicht zur Vollendung, da er vorher hochgenommen wurde. — Der Athletenschorsch wurde abgeführt und die Jagd nach der eigentlichen Täterin in die Wege geleitet.

Luz vertrat die Ansicht, daß der Briefschreiber in München G. F., ob Mann oder Frau, ein wichtiges Glied in der Beweiskette bilde und schlug vor, die Ermittlungen auch sofort auf diese Person auszudehnen. Fischer war jedoch anderer Meinung, er hielt es für besser, zuerst einmal Marguths Frau verhaften zu lassen, die in einer langwierigen aber systematischen Arbeit als die Mörderin identifiziert wurde. Auf Grund des an Meulenkamp gerichteten Briefes aus Berlin wurden die Ermittlungen auf einen bestimmten Weg hingeleitet, und wenige Tage später stand der Steckbrief der Frau Marguth im Fahndungsblatt, das allen Polizeibehörden des Reiches sowie des benachbarten Auslandes zuging. Sämtliche Polizeidirektionen und die Gendarmerieposten, insbesondere diejenigen Polizeiamter an Orten, die mit C anfangen, wurden angewiesen, nach einer Artistin zu fahnden, die ab 15. Juli an einem Vergnügungsetablissement, Variété, Zirkus, Kabarett pp. auftrat. Der gesetzliche Name der Frau, deren Signalement soweit bekannt, am Ende des Steckbriefes verzeichnet war, sei Marguth, der jetzige Artistenname unbekannt, früher „La belle Venus“. Ihr artistisches Fach voraussichtlich Jongleuse, Lustakrobatin

(Trapezkünstlerin), ferner bestehe die Wahrscheinlichkeit, daß sie mit dressierten Hunden arbeite.

Im großen ganzen eine nicht gerade schwierige Aufgabe für die verschiedenen Polizeidirektionen an Plätzen wie Köln, Chemnitz, Coblenz, Cassel, Crossen, Cleve und so weiter, denn der Auftrag war ja genau genug umschrieben.

Das nach bestimmten Regeln über das ganze Reich organisierte, zwar ein wenig schwerfällige, aber nichtsdestoweniger exakte Fahndungssystem bewährte sich auch in diesem Falle. Drei Tage nach dem Erscheinen des Fahndungsblattes lief bereits eine Meldung der Polizeidirektion Cassel ein.

„Es wurde hier durch die Kriminalpolizei festgestellt,“ hieß es in dem Schreiben, „daß die Artistin Inge Marguth, geborene Schotter, die früher unter dem Artistennamen ‚La belle Venus‘ bekannt war, und jetzt unter dem Künstlernamen ‚Die schwarze Pantherin‘ arbeitet, ab 15. Juli beim Zirkus Peltrini, der am gleichen Datum eröffnet, engagiert ist.“

Sie arbeitet als Kletter- und Trapezkünstlerin und führt auch dressierte Hunde vor. Die Vorführungen finden in der umgebauten Festhalle statt, das technische Personal, der Tierbestand, sowie die ständigen Dauerangestellten des Zirkus treffen am 12. hier ein. Die als Gäste engagierten Artisten, darunter auch die Gesuchte, dürften vor dem Premiertag selbst nicht herkommen, da sie meist am Abend zuvor im alten Engagement noch aufzutreten haben. Die gegenwärtige Adresse der Marguth konnte der interimistische Geschäftsführer des Zirkus Peltrini nicht angeben. Lange Rückfragen bei der Direktion des Zirkus dürften sich jedoch erübrigen, da eine Verhaftung der Marguth am Tage ihres Eintreffens hier erfolgen kann.“ Zum Schluß bat die Casseler Polizei um weitere Verhaltensmaßregeln.

Nach Rücksprache mit Luz wurde seitens der Frankfurter Abteilung 7 die Polizeidirektion in Cassel dahin-

gehend beschieden, nichts selbständig zu unternehmen, sondern die Ankunft Frankfurter Beamten abzuwarten, die sich am 15. morgens in Cassel einfänden. — Die Verdächtige, Frau Marguth, sei jedoch unauffällig zu beobachten, falls sie wider Erwarten schon früher als am 15. Juli in Cassel einträfe.

Fünfzehntes Kapitel

Am 15., vormittags 8 Uhr, hielt der Kraftwagen Dr. Luz' vor dem Hotel Großherzog von Hessen in Friedberg. Luz steuerte selbst. — Im Fond saßen der Kriminalwachtmeister Muschal und der Kriminalschutzmann Schneider von der Frankfurter Abteilung 7.

Die Unterbrechung der Fahrt in Friedberg hatte den Zweck, Elisabeth Merker, das Stubenmädchen aus dem Friedberger Hotel mit nach Cassel zu nehmen. — Die Merker war die einzige Zeugin, die Marguths Mörderin in Friedberg zu Gesicht bekommen hatte, weshalb Luz Wert darauf legte, sie mit nach Cassel zu nehmen, um die „schwarze Pantherin“ des Zirkus Peltrini als Herrn Müller aus dem Hotel Großherzog und damit den Mörder des Artisten Marvay zu identifizieren. Ein Telegramm der Casseler Polizeidirektion vom vorigen Tage besagte, daß die Gesuchte noch nicht in Cassel angelangt sei. Luz mutmaßte daher, daß sie, wie viele andere Artisten auch, erst im Laufe des Premièrentages in Cassel ankommen würde.

Er übereilte daher die Fahrt nicht, und nachdem Elisabeth Merker, der das Vergnügen an der Autotour auf dem frischen Gesicht geschrieben stand, neben Muschal Platz genommen hatte, kurbelte er den Motor an, und in mäßiger 50 Kilometer-Geschwindigkeit fuhr der schwere Tourenwagen nach Norden weiter. In einer Stunde war Gießen erreicht und die Stadt in nordwestlicher Richtung

durchfahren. Zwanzig Minuten später kam Marburg in Sicht.

Kurz vor Treysa begann der Wagen unruhig zu stottern, so daß Luz den Motor abstellte und ärgerlich den Kühldeckel aufhob. Er untersuchte die Maschinerie aufmerksam, kurbelte dann schweigend von neuem an und fuhr in langsamem 10 Kilometer-Tempo nach Treysa hinein.

Vor dem Hotel Royal hielt er und bat die Insassen, auszusteigen. Auf Muschals erstauntes und enttäuschtes Gesicht erklärte er mit einem leichten ärgerlichen Unterton in der Stimme, daß der Motor unbegreiflicher Weise einen Defekt aufweise, einen Schaden, der auch in kurzer Zeit nicht leicht zu beheben sei. Er beabsichtige daher, den Wagen in der Hotelgarage unterzustellen, und der Sicherheit halber mit dem Zug nach Cassel weiter zu fahren.

Ärgerlich stellte Luz wenige Minuten später auf dem Wandfahrplan des Hotels fest, daß der Frankfurter Vormittagschnellzug in Treysa nicht hielt; der nächste Casseler Personenzug traf aber nicht vor 2 Uhr in Treysa ein und war erst kurz vor halb sechs in Cassel.

„Peinlich, direkt ekelhaft, diese unvorhergesehene Panne, aber nicht zu ändern.“ — —

Luz fand sich daher auch mit gutem Mut in das Unabänderliche, lud seine Begleiter zu einem Frühstück im Hotel ein und bat den Hotelier, für Aufbewahrung des Autos besorgt zu sein, bis er auf der Rückreise den Wagen selbst wieder in Empfang nehmen würde. Um 2 Uhr fuhr die Gesellschaft, nachdem Luz vorher eine Depesche an die Casseler Polizeidirektion gerichtet hatte, mit der Eisenbahn nach Cassel weiter, wo sie pünktlich ankam. Am Bahnhof bestiegen sie ein Auto und fuhren durch die Kölnische- und Kronprinzenstraße nach dem Königstor, wo das neue Polizeipräsidium lag.

Inspektor Hohenstatter, der Leiter der Casseler Kriminalabteilung, begrüßte Luz, den er seit Jahren kannte, in herzlichster Weise und erzählte, daß seine Beamten die

„schwarze Pantherin“ seit ihrer Ankunft am Vormittag genau beobachteten. Sie habe ein möbliertes Zimmer in der Mönchebergstraße in unmittelbarer Nähe der Trainkaserne bezogen und sei vor einer halben Stunde ins Theater gegangen. Dort seien bereits zwei Polizeibeamte stationiert mit dem strengen Befehl, die Marguth oder Marva wie sie sich jetzt nannte, nicht aus den Augen zu lassen. Selbstverständlich habe die Direktion des Zirkus keine Ahnung von diesem Ueberwachungsdienst. Dann bat Inspektor Hohenstatter Luß um weitere Dispositionen.

Luß wollte wissen, wo der Zirkus Peltrini untergebracht sei.

„In der Stadthalle,“ erklärte der Inspektor, „es ist dies ein großes, massives Gebäude, das vor dem Gastspiel des Zirkus auf Kosten des Unternehmers zu einem praktischen Zirkusgebäude umgebaut wurde.“

Luß hielt es für das beste, keine Zeit zu verlieren und den Zirkus unverzüglich aufzusuchen. Vielleicht bestünde die Möglichkeit, Frau Marva noch vor Beginn der Vorstellung zu verhaften. Da diese um 7 Uhr beginnen sollte, bat Luß, sofort aufzubrechen.

Der Inspektor, Luß, Muschal, Schneider und Lisbeth Merker begaben sich zu Fuß nach dem knapp eine viertel Stunde entfernten Friedrichsplatz, wo die Stadthalle stand. In kleinen Gruppen von je zwei Mann folgten sechs Kriminalbeamte der Casseler Polizei.

Vor dem hellerleuchteten Eingang des Zirkus Peltrini staute sich die Menge. Schreiende Plakate machten besondere Reklame für die Hauptattraktion des Abends, Signora Ingeborg Marva, genannt „Die schwarze Pantherin“, und geradezu unübertreffliche Sensationen wurden durch das Gastspiel dieser Universalkünstlerin in Aussicht gestellt. Signora Marva schoß ein Ei von dem Kopfe eines Mannes, und Signora Marva kletterte in halsbrecherischer Weise am schwebenden Trapez, wie eben nur eine Pantherin klettern kann. Ein anderes Plakat zeigte das „gefährliche Raubtier“ aber schon in einer dezenten, weiblichen Ballkleidung mit einer kleinen Peitsche

in der Hand, und vor ihr saßen und standen in allen möglichen Stellungen, ein halbes Duzend Hunde, meist Pudel und Fogterriers, die ihre Herrin erwartungsvoll ansahen.

Hohenstatter legitimierte sich an der Kasse und betrat den Zirkus, während Luz und seine Begleiter, — Lisbeth Merker hatte für alle Fälle das Gesicht durch einen dichten Schleier verdeckt, — am Eingang zurückblieben.

Der Andrang zum Zirkus war ein großer. Die Attraktion der „Schwarzen Pantherin“, für die in der Tagespresse eine großzügige Reklame inszeniert wurde, übte eine außerordentliche Zugkraft aus, so daß das weitläufige Gebäude bereits eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung ausverkauft war.

Während der Abwesenheit des Inspektors musterte Luz unauffällig die Besucher, plötzlich stand Hohenstatter neben ihm. „Kommen Sie, Doktor“, sagte er, „wir gehen sofort zur Direktion“. Dann schritt er mit den anderen durch einen Seitengang, der mit Latzen, Reifen, Böden und anderen Zirkusgeräten vollgestellt war, und hielt vor einer kleinen Tür mit einem weißen Pappschild „Direktion“.

Nach kurzem Anklopfen betraten Hohenstatter und Luz das Zimmer, die anderen blieben draußen auf dem Gang zurück. Direktor Beltrini, ein Mann in mittleren Jahren, mit langausgezogenem, pechschwarzem Schnurrbart, rotem Frack und furchtbaren D-Beinen, die in glänzenden Reitstiefeln steckten, war über den unerwarteten Besuch des Polizeibeamten außerordentlich überrascht, seine Ueberraschung verwandelte sich in Schrecken und Entsetzen, als er in Erfahrung brachte, daß dem Besuch die Verhaftung seines Stars zu Grunde lag.

„Über meine Herren“, rief er geradezu vernichtet aus (seine Aussprache des Deutschen verriet sofort, daß die Wiege des Direktors nicht in Italien — wohl aber irgendwo im Ungarischen gestanden haben mochte), „ich bitte, Sie ruinieren mir das ganze Geschäft. Sie werden doch,

ich bitte — nicht die Absicht hob'n, mir den Panther vor seinem Auftreten arretieren zu woll'n. Bedenken's, welch ein Schaden fürs Geschäft!"

Hohenstatter sah Dr. Luz fragend an, dieser nickte leicht.

„Herr Direktor“, sagte der Inspektor, „ich will auf Sie gerne Rücksicht nehmen, und mit der Verhaftung bis nach dem Auftreten Ihrer Pantherin warten, Sie garantieren mir aber dafür, daß Frau Marguth oder Marva wie sie sich nennt, in keiner Weise erfährt, daß die Polizei sich für sie interessiert und sogar bereits im Theater ist. Ich lasse Ihnen sofort die Bude schließen, wenn uns der Panther durch die Lappen geht.“

Direktor Peltrini atmete auf. „Aber ich bitte — Herr Polizeipräsident,“ sagte er devot. „Wo werd ich in a Amtshandlung eingreifen. Machen's mit dem Panther, was Sie woll'n, aber ich bitte, erst wann die Vorstellung beendet ist. Morgen find i schon an Ersaz. — Sie, Scheibinger!“ wandte er sich an einen jungen Mann, anscheinend seinen Sekretär, der am Schreibtisch saß, und ein stiller, aber nicht uninteressierter Zuhörer der Verhandlungen war, „Sie müssen sofort an Goldschmidt telegraphieren, ich brauch für Morgen schon an passenden Ersaz für die Marva, Gage Nebensache — nur 's muß etwas ganz was Hervorragendes von Nummer san. Und bitte sehr, meine Herren, wollen's hier warten, oder die Vorstellung besuchen?“

Luz entschied sich für das Letztere. „Wir warten also mit der Festnahme der Marva bis nach Erledigung ihrer Nummer“ sagte er, „aber — — — Herr Direktor! Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Garderobe der „Pantherin“ unter strenger Bewachung steht, und daß jeder Verkehr mit ihr, sei es seitens der Direktion oder der Artisten aufs strengste verboten ist. — Jeder, wer es auch sei, der es versucht, mit der Marva in Berührung zu kommen, wird festgenommen, ohne Rücksicht auf sein eventuelles Auftreten oder sonstige Differenzen und Schwierigkeiten, die gegebenenfalls für Sie entstehen können.“

Außerdem wird unser Versprechen, die Verhaftung bis nach dem Auftreten auszusetzen, sofort hinfällig. Ich hoffe — Sie haben mich verstanden!

„Aber bitte, Herr Polizeirat, ganz genau! — Euer Gnaden belieben ja außerordentlich klar und deutlich zu reden.“

„Dann gut, Herr Direktor! Wir sehen uns inzwischen Ihr Programm an.“

„Ich halt' den Herrschaften Loge Nr. 6 reserviert, es ist dies die Presseloge, die immer frei ist, ich werd' sofort das Nötige veranlassen. Mich entschuldigen die Herrschaften wohl, ich habe noch Anordnungen zu treffen. Und wanns gestattet ist, zu fragen, was hat die Marva denn ausgefressen, daß sie arretiert werden soll? —“

„Eine ganze Menge,“ erwiderte Luz kurz, „sorgen Sie nur dafür, daß Sie nicht gewarnt wird.“

„Ausgeschlossen, sie ist seit einer halben Stunde in ihrer Garderobe, Herr Inspektor kennen die Garderoben ja, und die Marva macht mit ihrem Kostüm derart Umstände, daß sie vorher kaum aufkommt. Also Sie können ganz beruhigt saan, meine Herren!“

Als die beiden Beamten die Direktionkanzlei verlassen hatten, schlug Direktor Peltrini mit seiner Reitpeitsche wütend auf den Tisch, daß die Papiere im Zimmer herum sausten und der Sekretär sich erschrocken duckte.

„A so a Schweinerei, a gottverfluchte, mir meinen Star zu verhaften!“

„Entsetzlich,“ meinte der Sekretär, „ein so hübsches, verführerisches Weib, und man muß sie blind in ihr Verderben rennen lassen.“ Direktor Peltrini kniff das linke Auge zu und sah seinen Sekretär lauernd an.

„Hörns, Scheibinger,“ sagte er mit unheimlicher Ruhe, „ich will Ihnen mal was sagen. Ich weiß ganz genau, daß Sie in die Marva verschossen saan. Aber i weiß auch, daß i Ihnen sämtliche Knochen im Leib zu Mus zerschlag', falls Sie 's wagen sollt'n, der Marva auch nur die geringste Warnung zukommen zu lassen. Moancus

vielleicht, i wollt mir die Konzession entziehen lassen, von wegen an damischen Frauenzimmer? So schauns aus! Mit der Faust hier, schlog i Ihnen eigenhändig den Schädel ein, falls Sie sich der Garderoben von der Marva nur nähern sollten. Jetzt wissens Bescheid! —“

Während dieser kurzen, aber inhaltreichen Unterhaltung im Büro der Direktion, verteilte der Inspektor seine Leute und gab ihnen die eingehendsten Instruktionen. Die Garderobe der Pantherin wurde durch zwei Beamte, die in Feuerwehruniform steckten, ständig unter scharfer Bewachung gehalten, zum Ueberfluß auch noch der Künstlerausgang nach der Straße besetzt, der Rest der Polizisten verteilte sich im Zirkus. Fräulein Merker, Muschal und Schneider setzten sich zu Luß und Inspektor Hohenstatter in die Loge und betrachteten das Programm.

Dieses begann in der üblichen Weise mit den schon unzähligemale gezeigten Evolutionen einer Schulreiterin in einem oben und unten mehr als fußfreiem Kostüm, ihre Gelentigkeit stand zu dem immerhin schon recht vorgeschrittenen Alter in einem gewissen Gegensatz. — Ein Paar maurische Springer, — ob ihre Wiege wirklich in Tunis oder Algier, oder nur in Nixdorf gestanden hatte, ließ sich auf die Entfernung nicht einwandfrei feststellen — konnten die wenig begeisterungsfähigen Kurhessen nicht sonderlich erwärmen, erst die faulen Späße zweier Clowns, die mit einem dressierten Esel Dummheiten machten, brachten ein wenig Stimmung unter das kühl zurückhaltende Publikum.

Ein Akrobat, der große Eisengewichte stemmte, und zwei Leute aus dem Publikum mit den Zähnen in der Schwebe hielt, fand nur auf den billigen Plätzen beifallfreudige Zuschauer. — Die letzte Nummer vor der Pause war „Miß“ Beltrini. Sie ritt auf dem Tscherkessenhengst Ivan die hohe Schule. Direktor Beltrini hatte die Leitung in der Manege und führte im Anschluß an die Nummer seiner Tochter 12 dressierte Schulpferde vor.

Bevor er die Manege betrat, nahm er sich ein zweites Mal seinen Sekretär Scheibinger vor und drohte noch-

mals, ihn kurz und klein zu schlagen, falls er es versuchen sollte, sich mit der Marva in Verbindung zu setzen.

Während der Pause verließen Luz und der Inspektor die Loge, um nach dem Rechten zu sehen, sie fanden die Polizeibeamten alle auf ihren Plätzen. Neues hatte sich nicht ereignet, die Marva hatte ihre Garderobe überhaupt nicht verlassen.

Die Pause ging vorüber. — Erst die zweite Nummer, nach einem komisch-musikalischen Duett zweier Clowns, brachte das erste Debüt in Cassel der „berühmten“ Signora Marva, genannt „Die schwarze Pantherin“.

Die Musik fiel in einen hellen, schmetternden Tusch, auf welches Zeichen zwei Duzend Stallangestellte des Zirkus Beltrini eiligst in die Manege sprangen und rechts und links von dem durch einen Vorhang verdeckten Künstlereingang Spalier bildeten.

Einen Augenblick erwartungsvolle Stille — — dann trat unter lautem Beifallsklatschen der Zuschauer, das auf den billigen Plätzen begann und sich auf die besseren Sitze schnell ausdehnte, — die Marva gravitatisch und doch leichtfüßig in die Manege.

Fünf Augenpaare in der Loge 6 richteten sich mit ganz besonderem Interesse auf die Künstlerin, die sich lächelnd nach allen Seiten verneigte.

Die Marva war wirklich eine hübsche Frau mit tiefdunklen Augen und brünetten Haaren, die ein raffiges, wenn auch im Augenblick etwas allzustark geschminktes, noch jugendliches Gesicht umrahmten. Auf dem Kopfe trug sie einen schwarzen, phantastischen Aufpuß in Form eines echten schwarzen Pantherkopfes und hatte um die Schultern ein langes Tigerfell drapiert, das wie eine Schleppe hinter ihr auf dem Boden nachschleifte.

In der Mitte der Manege angelangt, ließ sie mit einer graziösen Handbewegung die Toga zu Boden fallen und verneigte sich, die Arme über der Brust verschränkt, indem sie lächelnd die lauten Beifallskundgebungen quittierte. Ihr schlanker, ebenmäßiger und doch muskulöser Körper

steckte in einem enganliegenden, schwarzen Seidentrikot, die kleinen, hochspannigen Füße in hohen, bis unter das Knie reichenden schwarzen Stiefelchen aus mattem Wildleder.

Luz warf einen schnellen, scharfen Blick auf Elisabeth Merker, die interessiert mit glühenden Wangen in die Manege sah.

„Ist sie's?“ fragte er leise. „Erkennen Sie die Frau wieder?“

Das Mädchen nickte aufgeregt. „Bestimmt, Herr Doktor,“ flüsterte es mit unterdrückter Stimme. „Sie ist's, und keine andere.“

„Still jetzt!“ gebot Luz und vertiefte sich anscheinend mit großem Interesse in den Programmzettel.

Der Name „Die schwarze Pantherin“ war in großen, auffallenden Lettern gedruckt und nahm eine ganze Seite des Heftes ein. Zuerst produzierte sich die Künstlerin als Schiike, dann wollte sie „staunenerregende“ und noch „nie gezeigte“ Trapez- und Kletterkunststücke bringen, der Schluß des Programmes versprach die „wunderbaren“ Dressuren ihres Hundequartetts. —

In der Manege hatten die Vorbereitungen zur Nummer der Marva inzwischen begonnen. Drei Stallmeister stellten sich, jeder eine brennende Kerze in der rechten Hand vor den Samtvorhang, während ein vierter der Marva eine kleine, zierlich gearbeitete Flinte reichte.

Die Marva öffnete die Kammer, schob einige Patronen in den Lauf und sprang dann leichtfüßig bis an die Manegenrampe zurück. — — Auf ein Zeichen hoben die drei Stallmeister ihre Kerzen in die Höhe, die Marva brachte schnell das Gewehr in Anschlag — — — drei leichte Knalle — — und die Kerzen waren ausgeschossen. — —

Auch das zweite Kunststück, nämlich das Herausschießen eines Aß aus einer Spielfarte, die einer der Männer in der freien Hand hielt, klappte famos. Dann nahm ein kleiner Junge auf einem Stuhle mitten in der Sand-

manege Platz. Ein Stallmeister legte ihm einen Apfel auf den Kopf und trat zur Seite.

Die Marva hob langsam die Flinte, zielte kurz, wenn auch vielleicht ein wenig sorgfältiger als vorher, — — der Schuß krachte — — und der Apfel zerplagte in kleine Fetzen, die auf den Sandboden der Manege wirbelten.

Donnernder Applaus lohnte die Kunstfertigkeit der „schwarzen Pantherin“, die sich, ein liebenswürdiges, aber stereotyp gezwungenes Bühnenlächeln auf den Lippen, dankend nach allen Seiten verneigte.

Für den zweiten Teil der Nummer wurden die Vorbereitungen getroffen und die in der Glaskuppel des Zirkus befestigten Seile und Trapeze losgebunden und herabgelassen. Die Marva stand neben Direktor Peltvini in der Manege und überwachte ruhig die Arbeiten.

Diesen Augenblick schien Scheibinger, der Zirkussekretär, abgewartet zu haben. Trotz der Drohungen seines Chefs, schien es bei ihm eine Selbstverständlichkeit, daß er die hübsche, verführerische Frau, die, obgleich er sie nur eine halbe Stunde im Zimmer der Direktion gesehen, sein ganzes Innerste aufgewühlt hatte, warnen und beschützen mußte vor der dräuenden Gefahr, die sich über ihrem ahnungslosen Haupte zusammenzog. — Mochte er seine Stelle verlieren, mochten sie ihn ins Gefängnis werfen, er konnte und durfte dieses anbetungswürdige Weib mit den verführerischen Lippen und funkelnden Augen nicht im Stiche lassen.

Über wie ihr helfen?! — — —

Die Garderobe der Künstlerin wurde, wie er sich selbst überzeugt hatte, scharf bewacht. Außerdem mißtraute ihm der Direktor und ließ ihn kaum eine Minute aus seinen Augen.

Der junge Enthusiast zermarterte sein Hirn! — Kein Ausweg! Nichts, gar nichts wollte ihm einfallen. — —

Plötzlich sprang er von seinem Stuhle auf. Halt! So ging's! Donnerwetter! Daß er auf diesen naheliegenden Gedanken nicht sofort gekommen war.

Von draußen tönte gedämpft der Geishg-Walzer, der, wie Scheibinger wußte, die zweite Nummer der Marva einleitete.

Er nahm vom Schreibtisch einen kleinen weißen Bogen und schrieb mit vor Aufregung zitternden Händen:

„Fliehen Sie so schnell wie möglich! Die Polizei sucht Sie und hat den Zirkus besetzt. Kehren Sie um Gottes Willen nicht in Ihre Garderobe zurück. Dort werden Sie verhaftet.“

Diese Botschaft steckte er in einen Umschlag, griff nach einem Rosenbukett, das in einer Vase im Fenster stand und verließ das Zimmer. — — —

Hinter der Manege, durch den Vorhang vom Publikum getrennt, räkelten sich faul die beiden Clowns Harry und Maxe, die die Pause zwischen dem zweiten und dritten Auftreten der Marva auszufüllen hatten. — Auch die „nächste Nummer“, der orientalische Zauberer Monsieur Achmed Bey, saß dort bereits wartend auf einer kleinen Stehleiter, vor ihm, Schokolade knabbernd, Miß Diana Gibson, die Schulreiterin. In einer Ecke wartete ein Stallmeister. Er hielt an einer langen Longe vier kleine Hunde, die die Marva als dritte Attraktion vorzuführen gedachte. —

Scheibinger trat auf einen der Hunde, einen kleinen braunen Affenpinticher, mit klugen Augen zu und hielt ihm den Blumenstrauß vor das schnuppernde rosige Näschen.

„Pussy!“ sagte er liebevoll. „Hier — das — Frauchen bringen — — Schnell!“ Dann imitierte er mit den Händen die Bewegung des in die Höhekletterns.

Der Stallmeister grinste beifällig. Er glaubte, daß mit dem Blumenstrauß, der, wie er bemerkte, einen Brief enthielt, irgend ein Verehrer der Marva eine besondere Aufmerksamkeit während des Auftritts erweisen wolle, und koppelte den Hund los.

Pussy warf das kleine Stummelschwänzchen hin und her, nahm dann gehorsam das Bukett zwischen die Zähne

und rannte an den lachenden Artisten vorbei, durch den Vorhang in die Manege.

Dort hatte die Marva mit ihrer Trapezattraktion bereits begonnen.

Sie zeigte unter der Zirkuskuppel, an einem schwebenden Trapez hängend, einige wagehalsige Turnkunststücke und ruhte nun einen Augenblick, auf der Querstange des Schweberecks sitzend, indem sie mit einem feinen seidenen Tuch sich leicht den Schweiß von der Stirne tupfte.

Eine gewisse Unruhe im Zuschauerraum, die sich aber bald in ein befreiendes, herzliches Lachen auflöste, ließ sie in die Tiefe blicken.

Pussy, der Affenpintscher, war, mit seinem Rosenbukett im Mäulchen, in die Manege gesprungen, und hatte sich dort nach seiner Herrin umgesehen. Als er sie in der Zirkuskuppel auf dem Schwebereck entdeckte, sprang er nach der Strickleiter, die das Reck mit dem Erdboden verband, und begann geschickt, mit einer Sicherheit, die bei einem Hund staunenerregend schien, langsam und vorsichtig — ein Beinchen nach dem anderen vorsetzend — die vertikale Strickleiter empor zu klimmen.

Gespannt folgten die Zuschauer dem Treiben des Hundes, alles schien instinktiv zu ahnen, daß dessen Erscheinen ein ganz improvisiertes war.

Das Tierchen war bis an das Schwebereck emporgeklommen, wo es von seiner Herrin in Empfang genommen wurde, die lächelnd, aber anscheinend doch ein wenig erstaunt, das Bukett aus dem Mäulchen des Hundes nahm und den Brief öffnete.

Unten prasselte eine donnernde Beifallsalve los, die sich an den Glasscheiben der Kuppel brach.

Der Hund befreite sich zappelnd vom Schoße der Frau und sprang mit einem weiten Satz in das Sicherheitsnetz, das in eine Höhe von drei Meter über dem Erdboden vorschriftsmäßig unter dem Trapez angebracht war. Dort wurde er unter lachenden Zurufen und Beifallsflatschen

der Zuschauer durch zwei Stallmeister herausgehoben und verließ schweißwedelnd die Manege.

Die Aufmerksamkeit des Publikums hatte sich in den letzten Sekunden ausschließlich auf den Hund konzentriert. Um die Marva kümmerte sich im Augenblick kaum jemand, — als aus der Loge Nummer sechs, wo vier Herren und eine Dame saßen, ein lauter Ausruf ertönte. — Im gleichen Augenblick sprangen die Insassen eiligst auf und verließen hastig die Loge.

Schreckens- und Angstrufe gellten durch den weiten Zuschauerraum.

Die schwarze Pantherin war an den Seilen des Schweberecks in die Höhe gekommen und hatte sich mit einem kühnen Ruck auf die Brüstung geschwungen, die unterhalb der Zirkuskuppel um die ganze Kuppel herum lief.

An den stabilen Eisentrossen der Verschalung zog sie sich mühelos empor und schwang sich durch ein offenes Fenster hinaus ins Freie.

Ein ohrenbetäubendes Geschrei brach unten im Zuschauerraum los.

Jeder fühlte, daß die Flucht der Artistin mit dem Ruf aus der Loge sechs in Zusammenhang stehen mußte. Die Zuschauer erhoben sich gestikulierend von ihren Sitzen, sprangen teilweise in die Manege hinab, und die schimpfenden Zirkusangestellten, die die Ordnung wieder herstellen wollten, vergrößerten nur den Tumult.

Die Polizeibeamten, Luz an der Spitze, waren inzwischen ins Freie geeilt, um der Marva die Flucht abzuschneiden. Bis sie sich jedoch durch die Menge gewunden hatten, war die Artistin, bei ihrer Gewandtheit, mühelos an den Notleitern, die für Unglücksfälle, Brände usw. zur Rettung des gefährdeten Publikums angebracht waren, hinabgeklettert und verschwunden.

Trotz des Mißgeschicks schien Luz die personifizierte Ruhe. Seine Anordnungen kamen knapp und präzise heraus. Zwei Kriminalbeamte fuhren sofort nach dem Hauptbahnhof, um ein Entweichen der Marva mit der

Eisenbahn zu verhindern, zwei andere holten ein Auto herbei, um die sofortige Verfolgung aufzunehmen, deren mutmaßliches Ziel nicht schwer zu erraten schien, da die Marva voraussichtlich in einem Auto oder einer Droschke ihre Wohnung aufgesucht haben mochte, um sich umzu- kleiden, denn eine Flucht in dem auffallenden Artisten- kostüm schien natürlich unmöglich.

Der Inspektor war wütend. Er ließ sofort den Direktor Peltrini und seinen Sekretär verhaften. Der Direktor beteuerte in temperamentvoller Weise seine Unschuld, der letztere ergab sich schweigend in sein Schicksal, und wer ihn genau beobachtete, konnte ein leises, triumphierendes Lächeln erkennen, das sich ab und zu in seine Mundwinkel stahl, denn sein Vorhaben war geglückt.

Die Garderobe der Marva wurde amtlich verschlossen, nachdem der Inhalt, soweit er als Eigentum der Artistin in Frage kam, beschlagnahmt worden war.

Inzwischen war der Kraftwagen vor dem Zirkus- portal vorgefahren. Hohenstatter, Luz, Muschal und Schneider sprangen hinein, nachdem der Inspektor dem Chauffeur die Adresse Mönchebergstraße 217 zugerufen hatte. In flottem Tempo ratterte der Kraftwagen über den breiten Friedrichsplatz, durch die obere Königstraße, an der Lokomotivfabrik von Henschel vorbei und fuhr in die Mönchebergstraße ein. Nach einer halben Minute hielt er fauchend vor seinem Ziel.

Der Inspektor rief einige halbwüchsige Burschen heran, die sich auf der breiten Vorstadtstraße mit einem improvisierten Fußballmatsch die Zeit vertrieben und fragte, ob vor kurzer Zeit hier ein Wagen vorgefahren wäre.

„Ja,“ hieß die Antwort. „Ein Auto, vor ungefähr 15 Minuten.“ Wer drinnen saß, wußten die Burschen nicht anzugeben, sie hatten während ihres Spieles nicht darauf geachtet, außerdem war es auch zu dunkel.

Hohenstatter lohnte den Chauffeur ab und eilte mit Luz und seinen Begleitern ins Haus und die dürftig beleuchteten Treppen hinan.

An der rechten Türe der Doppelwohnung im zweiten

Stoß hing ein Emailschild mit dem Namen E. Kramer, darunter klebte eine Visitenkarte „Ingeborg Marva, Artistin“.

Hohenstatter zog die Klingel.

„Halten Sie auf alle Fälle die Waffen bereit!“ empfahl er.

Als nach einer halben Minute nicht geöffnet wurde, läutete der Inspektor ein zweites Mal heftiger. Im Innern der Wohnung ging eine Türe, eine Sekunde später wurde die Vorplaktüre geöffnet und eine ältere, einfach gekleidete Frau erschien im Rahmen.

Hohenstatter drängte sich sofort auf den Vorplatz und hielt der Frau seine Marke vor die Augen.

„Wir sind von der Kriminalpolizei!“ sagte er. „Bei Ihnen wohnt eine Artistin namens Ingeborg Marva? Das stimmt doch?“

„Ja!“

„Dann führen Sie uns bitte zu der Frau. Ich muß sie sprechen.“

„Das wird leider nicht gehen,“ erwiderte die alte Frau leise und ein wenig gepreßt. „Frau Marva ist nämlich vor wenigen Minuten — — — gestorben —!“

Sechzehntes Kapitel

Auf der einfachen Bettvorlage lag der leblose Körper der Marva. Luz ergriff die schlaff herabhängende Hand und horchte nach dem Herzschlag. Dann hob er ein kleines Fläschchen, das neben der Frau am Boden lag und noch einen kleinen Rest einer braunen, starkriechenden Flüssigkeit enthielt, gegen das Licht.

„Tot!“ sagte er. „Vergiftet mit Morphinum, und zwar erst vor wenigen Minuten. Der Körper ist noch warm.“

Hohenstatter blickte ernst in das noch im Tode schöne Gesicht der jungen Frau. Der lustige bunte Theaterflitter, den die Tote am Körper trug, kontrastierte unangenehm mit der düsteren, hehren Majestät des Todes.

„Wann haben Sie den Tod der jungen Frau entdeckt?“ fragte Hohenstatter die Vermieterin, die erschüttert unter der Türe stand.

„Zwei Minuten, bevor Sie selbst kamen. Ich hatte Besorgungen in der Stadt und trat, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, in meine Wohnung. Im Zimmer meiner Mieterin bemerkte ich zu dieser ungewöhnlichen Zeit Licht. Zu meinem Schrecken sah ich sie, anscheinend tot, am Boden liegen. Bevor ich noch einen Entschluß fassen konnte, läuteten Sie schon an der Türe.“

„Seit wann wohnt Frau Marva bei Ihnen?“

„Sie ist heute morgen eingezogen. Sie kam von Berlin, und ihre Effekten sind erst vor drei Stunden gebracht worden.“ Die Vermieterin deutete auf einen großen, eleganten Koffer, der neben dem Spiegelschrank,

dem schönsten Stück der einfachen Zimmereinrichtung, am Boden stand.

„Kannten Sie Frau Marva von früher?“

„Nein, Herr, sie kam heute zum ersten Mal zu mir, auf ein Inserat, das ich im Anzeiger hatte.“

„Das Gepäck ist beschlagnahmt,“ erklärte der Inspektor und drehte sich zu Luz um, der hinter ihm am Tische stand und einen Brief durchzulesen schien.

„Es liegt ohne jeden Zweifel Selbstmord vor,“ sagte Luz ernst. „Dieser Brief, den ich hier auf dem Tische vorfand, kann als unanfechtbarer Beweis gelten. Er ist übrigens inhaltlich außerordentlich interessant und lenkt jetzt, wo wir glaubten am Ende zu sein, die ganze Untersuchung in neue Bahnen.“

Der Inspektor nahm den Brief zur Hand und las laut vor:

Liebste G.

Triumpchiere! Deine Rache kann befriedigt sein. Der arme Boldi ist tot und ich scheide freiwillig aus dem Leben. Ich habe ihn in den Tod getrieben — ich haßte ihn und — — ich liebte ihn doch, bis zu meinem letzten Atemzug. Ich kann ihn nicht vergessen und scheide jetzt aus dem Leben, um der Verhaftung durch die Polizei zu entgehen. Ich fühle mich als die Mörderin meines Mannes, wenn auch Georg den Schuß abgegeben hat, den ich aus Feigheit, oder war es Liebe zu ihm, die ich nie überwunden habe, nicht abfeuern konnte. Seine eigentliche Mörderin bin ich deshalb doch, und wenn ich mich dem göttlichen Gericht auch gerne unterwerfe, den weltlichen Gerichten kann und will ich keine Rechenschaft geben. Renne es Feigheit — — — Ich kann nicht mehr — — — Ich will dies Leben nicht ertragen — —

Inge.

„Interessant ist auch der Umschlag,“ sagte Luz und reichte dem Inspektor ein einfaches, glattes, weißes Briefkuvert.

Es enthielt nur einen Teil der Adresse, nämlich das Fragment:

Frau G. Fig

Hinter dem Buchstaben g setzte die Schrift brüst ab, man sah deutlich, daß die Feder ausgeglitten und über den Umschlag gerollt war. Ihren Weg bis zur rot-weiß karierten Tischdecke bezeichnete eine leichte Tintenspur.

Hohenstatter hatte den Umschlag beſichtigt.

„Dumm!“ ſagte er, „daß die Adresse, — für uns das Wichtigste — fehlt. Warum mag die Frau plötzlich die Feder weggeworfen haben?“

„Die Tinte iſt noch friſch, beinahe noch feucht,“ antwortete Luß. „Wahrscheinlich betrat Frau Kramer in dieſem Augenblick den Vorplatz und die Unglückliche, in der Meinung, die Polizei ſchon auf den Hacken zu haben, griff nervös ſofort zur bereitſtehenden Giftflaſche. — —“

Frau Kramer war an der Türe auf einen Stuhl geſunken und weinte leiſe vor ſich hin, währenddeſſen unterſuchten die Polizeibeamten ruhig, kühl und unbeirrt jedes Stück der einfachen Zimmereinrichtung.

Muſchal öffnete zuletzt den großen Koffer der Toten mit einem Schließel, den er einer Schublade entnommen hatte. Er enthielt Wäſche, Kleider, Toilettegegenstände, ein paar Theaterkoſtume und mehrere anſcheinend harmloſe Briefe und Poſtkarten.

Das einzige Beweisstück von Wert, das Luß aus der Nachttiſchſchublade herausholte, war ein Brief mit einer kräftigen männlichen Handſchrift, der den Poſtſtempel Zürich (Schweiz) trug und vor zwei Tagen an die Adresse „Frau Inge Marva, Zirkus Beltrini in Caſſel“ abgeſandt worden war. Die Tote mußte ihn am Vormittag bei ihrer Ankunft auf dem Zirkusbüro in Empfang genommen haben.

Sein Inhalt lautete:

Liebe Inge!

Ich bin, wie Du siehst, in der Schweiz und kann daher zu Deiner Premiere nicht erscheinen, umso weniger, als ich selbst wieder in Engagement gehen muß, bis über die Sache Gras gewachsen ist. Mit Frau F. treffe ich mich in einigen Tagen hier, wir korrespondieren noch zusammen über den Zeitpunkt. Sobald die Geldfrage geregelt ist, wirst Du von mir hören. Schreibe mir unter G. H. 100 Hauptpostrestante Zürich. Es würde mich natürlich interessieren, wie sich Dein erstes Debüt angelassen hat.

Mit Gruß Dein G e o r g.

„Hier haben wir den Täter und seine Adresse,“ sagte Luß. „Das Netz zieht sich langsam, aber sicher über ihm zusammen. Noch fehlen mir die Einzelheiten des Verbrechens, auch das eigentliche Motiv kenne ich noch nicht, aber in wenigen Tagen weiß ich mehr.“

„Bleiben Sie noch hier?“ fragte Inspektor Hohenstatter.

„Nein. Im Gegenteil. Wir fahren mit dem Nachtzug nach Frankfurt. Die noch frische Spur muß unverzüglich aufgenommen werden, umso mehr, als sie ins Ausland führt. Die Formalitäten hier sind Sache der Casseler Polizei.“

„Ich werde das Nötige veranlassen,“ sagte der Inspektor. Sie erzählen mir vielleicht unterwegs den genauen Zusammenhang des Verbrechens, das ich nur in großen Umrissen kenne. Ein ausführlicher Bericht wäre mir erwünscht, weil die Durchsuchung der Effekten Marvas vielleicht noch mancherlei zu Tage fördert, was der Untersuchung dient.“

Die Polizeibeamten verließen mit einem letzten Blick auf die Tote, die, was sie auch im Leben begangen haben mochte, ihre Tat durch den freiwilligen Tod gesühnt hatte — das Haus in der Mönchebergstraße, und gingen langsam in der Richtung nach der Artilleriekaserne durch die Bremerstraße nach der Altstadt zurück.

Während Muschal den Inspektor ausführlich mit den Einzelheiten des Mordes und der Untersuchung bekannt machte, blieb Luz ein wenig zurück und mit seinen Gedanken allein.

Als die vier den Königsplatz überquerten und gerade vor dem Hauptpostamt vorübergingen, blieb Muschal plötzlich stehen.

„Herr Doktor,“ sagte er, „mir kommt da eben eine grandiose Idee! Nach allen Indizien, die vorliegen, heißt oder nennt sich der eigentliche Mörder Marguths Georg. Glauben Sie nicht, daß Georg Krefz, der Athletenschorsch, den wir in Frankfurt eingesponnen haben, Marvans Mörder war? Daß er in die Sache verwickelt ist, diese Sache scheint erwiesen, er weiß auch bestimmt mehr, als er sagen will, und der vorhin gefundene Brief, worin ein Georg des Mordes bezichtigt wird, könnte ihn doch schwer belasten.“

Auch Luz hatte unwillkürlich seine Schritte gebannt.

„Nein, mein lieber Muschal,“ sagte er nachdenklich. „Ihre Kombination in allen Ehren. Aber wie der Berufseinbrecher Krefz zu der bekannten Artistin kommen und intime Beziehungen zu ihr unterhalten konnte, ist mir nicht klar. — —“

„Nun,“ meinte Muschal, „der Stil im Abschiedsbrief der ‚schwarzen Pantherin‘ spricht schließlich nicht dafür, daß Frau Marva das Lyzeum besucht hat. Aus welchen Kreisen sie eigentlich stammt, wissen wir nicht.“ —

„Mag alles stimmen, Muschal, und dennoch, in Bezug auf die Person des Mörders irren Sie bestimmt. Nichtsdestoweniger ist der Brief in anderem Sinne für uns außerordentlich wichtig, denn mit diesem Schreiben in der Hand, öffne ich meinem alten Freund Krefz morgen gewaltsam den Mund. Während Sie sich mit Herrn Inspektor Hohenstatter unterhielten, habe ich über die schwierigen, verworrenen Zusammenhänge des außerordentlich verwickelten Falles eingehend nachgedacht und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Haupttriebfeder des Verbrechens, vielleicht die einzig Schuldige überhaupt, jene

Frau ist, jene Frau G. F. in München, die uns nun bereits zum zweiten Mal in die Quere kommt. Zuerst bei jenem Meulenkamp in Frankfurt, der meines Erachtens mit dem Absender des Züricher Briefes indentisch ist. Jetzt kreuzt sie als Empfängerin der Zeilen, die Inge Marva kurz vor ihrem Selbstmord schrieb, von neuem in einer sie außerordentlich kompromittierenden Weise unseren Weg.“

„Wer mag die Frau nur sein?!“ fragte Muschal gedankenvoll.

Luz gab die Antwort. „Nach allen vorliegenden Indizien eine Person, die Marguth von früher her kennt, ihn glühend haßt und anscheinend eine schwere Abrechnung mit ihm hatte. Ich kann mir nur denken!“

Er brach plötzlich ab und ein helles, triumphierendes Leuchten ging über sein bisher so ernstes, und nachdenkliches Gesicht.

„Ich glaube die Frau zu kennen —!“, sagte er wieder ganz ruhig.

„Das wäre?!“, fragte Muschal, konnte aber die Frage nicht zu Ende führen, da Luz sofort in das Postamt stürzte und folgende Depesche an Herrn Oberst von Bodansky in Ingolstadt aufgab:

„Erbitte Drahtbescheid über Vorname und Mädchenname der verwitweten Frau Baronin von Rottsieper.
Luz.“

Die Antwort kam postwendend.

Als Luz am folgenden Vormittag von einer Besprechung aus dem Polizeipräsidium in seine Wohnung zurückkehrte, lag das Depeschenformular auf seinem Schreibtisch. Er riß es schnell auf und ließ sich dann befriedigt auf die Chaiselongue fallen.

Die Antwort lautete knapp, militärisch:

„Grace Figueira o.“

Gruß Bodansky.“

Siebzehntes Kapitel

Luz saß wieder Professor Degischer in dessen Atelier gegenüber. „Sie wollen von mir etwas Neues wissen?“, fragte der Bildhauer. „Es hat sich nichts ereignet. Es kamen keine Meulenkampbriefe mehr und die Einbrecher verschonen mich jetzt auch. Außerdem lasse ich meine Wohnung keinen Augenblick unbewacht. Mein Faktotum Paul ist vor drei Tagen zurückgekommen und einer von uns beiden bleibt immer in der Wohnung. Wie weit sind Sie mit Ihren Ermittlungen gekommen, Herr Doktor?“

Luz tat einen kräftigen Zug aus der schweren Brasilligarre, die ihm der Professor aufgewartet hatte.

„Die Untersuchungskette,“ sagte er ruhig, „wächst gliedweise immer weiter. Zum endgültigen Zusammenschweißen fehlen nur noch einige wenige, wenn auch recht wichtige Schlußglieder. Wir tappten zuerst vollständig im Dunkeln und haben jetzt doch soviel Licht in die mysteriöse Geschichte bringen können, daß die Täter, wenigstens dem Namen nach bekannt sind und gesucht werden können. Muschal ist heute vormittag, mit den notwendigen Anweisungen versehen, nach Zürich gereist, um vorerst einmal festzustellen, wer sich hinter dem Empfänger der postlagernden Sendungen G. S. 100 verbirgt.“

„Es ist schade, jammerschade, daß der ausländische Boden Zürichs Ihre Tätigkeit erschwert.“

„Ich wüßte nicht, inwiefern?“, meinte Luz leichthin.

„Zürich gehört zur Schweiz, und als deutsche Polizei ist es Ihnen doch kam möglich, dort einen Verbrecher zu

verhaften; es sei denn, daß Sie sich der Vermittlung der schweizerischen Behörden bedienen.“

Dr. Luz setzte ein feines diplomatisches Lächeln auf. „Die schweizer Kollegenschaft in allen Ehren,“ sagte er, „aber ich ziehe es vor, mir gar nicht erst von ihr in die gutgemischten Karten blicken zu lassen. Es ist nicht das erste Mal, daß ich einen schweren Bruder, auf völlig legale Art und Weise, aus der Schweiz heraushole. Diese Sache macht mir keine überflüssigen Sorgen, ich ärgere mich nur, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, das Motiv zu finden, das dieser komplizierten Mordgeschichte zu Grunde liegt. Auch in betreffs des damit verbundenen Diebstahls bin ich nur auf allerlei Vermutungen angewiesen, die einer ernstesten Nachprüfung kaum Stand halten. Ich will heute nachmittag den Athletenschorsch nochmals gehörig in die Presse nehmen, rechne auch auf einen gewissen Erfolg, aber vorher wollte ich mich mit Ihnen nochmals besprechen.

Es scheint erwiesen, daß die Baronin von Kottstieper, die damals mit Marguth in die Ingolstädter Affäre verwickelt wurde und seitdem verschwunden ist, hier gleichfalls ihre Hände im Spiel hat. Es scheint dies eine sehr vielseitige, vielversprechende Dame zu sein. Ueber ihren Aufenthalt ist Ihnen nichts bekannt?“

Degischer schüttelte ernst den Kopf. „Ich wäre überglücklich, wenn ich Ihnen eine irgendwie geartete Auskunft geben könnte, aber — non possumus! Ich versichere Sie, daß mir das Ende des armen Kerls außerordentlich nahegegangen ist, ich möchte beinahe behaupten, daß mich der Tod meiner Eltern, die ich früh verloren habe, nicht mehr ergriffen hat. — —

Die ersten Tage nach der Mordtat war ich überhaupt nicht fähig, irgend etwas Vernünftiges zu arbeiten, denn bei aller realistischen Veranlagung bin ich ein geradezu fatal sensibler Charakter. Meine Sensibilität, Herr Doktor, geht sogar soweit, daß ich sein Bild, das er mir vor Jahren gab, und die ‚Venusstatuette‘, die er so sehr liebte, sofort wegschloß und seit seinem Tode noch nicht wieder herausgenommen habe. —“

„Sie machten von der Statue der ‚Venus vulgivaga‘ zwei Abgüsse?!“

„Ja, aber wie ich Ihnen schon sagte, nicht zu gleicher Zeit. Ich bewunderte vor einigen Monaten das im hiesigen Städeldchen Museum befindliche Original von Delacoste und kopierte es. Marguth interessierte sich aus künstlerischen und persönlichen Gründen für die Statue, weshalb ich ihm während seines Aufenthalts hier, eine zweite Kopie herstellte.“

„Könnte ich dieses Bildwerk, das zwei Künstler derart interessiert, einmal sehen?“

„Warum nicht?, meinte Degischer und schritt zu einer schweren Holztruhe im Hintergrund des Ateliers, die er mit einem komplizierten, altmodischen Schlüssel aus Bronze öffnete. Er entnahm ihr ein kleines Paket in einem grünen Samtlappen eingewickelt, schlug die Umhüllung auseinander und stellte eine kleine, vielleicht vierzig Zentimeter breite und zwölf Zentimeter hohe Gipsstatuette vor Fuß auf den Tisch.“

Dieser betrachtete das kleine Gipsmodell, ohne es zu berühren. Es stellte eine nackte Frauengestalt dar, mit offenen Haaren, die das eine Bein leicht an den Leib gezogen und die Arme erwartungsvoll sehnsüchtig ausgebreitet, auf dem Rücken lag.

Die ruhende ‚Venus vulgivaga,‘ erklärte Degischer, „wie sie ihren Geliebten erwartet. Betrachten Sie nur die schönen, klassischen Körperformen. Solche Menschen gibt es heute im Zeitalter des Korsetts und der Stöckelschuhe überhaupt nur noch auf dem platten Lande. — Die Zeichnung der Körperlinie hier ist geradezu entzückend schön.“

Plötzlich rückte Degischer seine Brille zurecht und nahm die Skulptur in die Hand.

„Donnerwetter — was ist denn das?!“ rief er aus. „Ich stelle soeben fest, daß der linke Fuß abgeschlagen ist, erinnere mich aber, daß das Modell vollständig intakt war.“

Luß, der mit liebenswürdiger Gleichgiltigkeit, den Ausführungen des Künstlers zugehört hatte, wurde aufmerksam.

„Die Entdeckung besagt schließlich nur,“ meinte er leichtthin, „daß Sie, oder Ihr Diener die Skulptur beschädigt haben, ohne es vielleicht zu wissen. —“

„Ausgeschlossen!“ erwiderte Degischer im Brusttone der Ueberzeugung. „Nun, darüber werden wir uns ja gleich Klarheit schaffen können. Paul — —!“

Aus dem Garten ertönte Antwort.

„Komm mal sofort ins Atelier!“ rief der Professor durch das offene Fenster.

Eine halbe Minute später erschien der Diener im Atelier, ein junger Mann von vielleicht 20 Jahren, mit offenen intelligenten Zügen.

„Hör mal mein Bursch!“ sagte Degischer zu ihm, in seinen oberbayrischen Dialekt verfallend. „Was hast denn mit der Venus ang’stell’t. Niemand anders als du kann das Fußerl zerbrochen hab’n?“

Der Diener wurde sichtlich verlegen. „Ich — — ich — —!“ stotterte er.

„Ja du. Du hast die Statuette eingepack’t, kurz nach dem Morde Marguths, i selbst hab sie bis heut garnit mehr in die Finger kriegt!“

„Woll, woll — — das stimmt schon —“ sagte der Diener verlegen. Dann gab er seiner Figur einen Ruck. „I will d’ Wahrheit sag’n, Herr Professor. Den Kopf kann’s nit kosten. Ja, i hab unachtsamerweis das Fußerl beim Reinigen abgeschlag’n und deshalb die zwaa Venuisse vertauscht.“

„W a a s ? ! W i e ? !“ rief Degischer. „Vertauscht. Söll versteh i nit. Is denn dös hier nit unsre Venus — ?!“

„Na, Herr Professor, wann i ehrlich saan will, muß i’s schon sag’n. — Die Venus hier ist eigentlich die Venus vom Herrn Marguth. I hab sei Venus oben beim Abstauben auf den Tepisch fall’n lassen, und da is das Fußerl abgesprungen. Weil aber nun der arme Herrn Poldi

so sehr an dem Figürle g'hangen hat, wollt i mir ka Vorwürfen net machen lassen, und hab die Venus aus unserem Atelier aufig'holt un mit der Venus vom Herrn Poldi vertauscht."

„Wann war das?!"

„So beiläufig drei bis vier Tag, nachdem Sie ihm das Modell gegeb'n hab'n. — Er hat auch den Tausch gar net merkt, da die zwaa Venusse ausgeschaut hab'n wie eine. Am Tag nach der Mordtat hab i auf Ihr G'heiß unsere — das heißt, eigentlich dem Herrn Poldi seine Venus, drüben in d' Truhe eini g'schlossen."

Luz war bei der Erklärung des Dieners langsam aufgestanden und anscheinend teilnahmslos an das Fenster getreten, das nach dem Garten führte.

„Erlauben Sie mir eine Zwischenfrage!" sagte er ruhig und höflich. „Wissen Sie, wo Herr Marguth während seines Aufenthaltes hier die Venusstatue verwahrte?"

„Freili. A paar Tag stand sie auf dem Schrank, dann hat er sie in seinem Koffer eini g'sperrt. —"

„Und welche Statue hat er mitgenommen? Strengen Sie Ihr Gedächtnis an! Die Antwort ist mir aus bestimmten Gründen außerordentlich wichtig. Seine, die er bereits einige Tage im Besiz hatte, oder die aus dem Atelier?!"

„Die aus dem Atelier."

„Bestimmt?!"

„Aber ja, ganz bestimmt. Schaun's, das ist doch die defekte Venus, wo ich eigenhändig vertauscht hab — —!"

Luz trat an den Tisch und nahm die „Venus vulgivaga" wie spielend zur Hand. „Diese Statuette hier auf dem Tisch hat demnach e i g e n t l i c h M a r g u t h gehört, und diese gleiche Statuette verschlossen Sie, Herr Professor, am Tage nach der Mordtat an Ihrem Freund dort in der Truhe?"

„Ja —!" antwortete Degischer. „Daran ist kein Zweifel, ich verstehe nur nicht recht, warum Sie dieser an und für

sich recht nebensächlichen Sache eine derartige Bedeutung zumessen?“

„So!“ sagte Luz nur. Dann legte er, behutjam, als hielte er die größte Kostbarkeit in Händen, die Statuette wieder vor sich auf den Tisch.

„Herr Professor! Ich glaube, das Verbrechen an Marguth ist in diesem Augenblick geklärt worden — — —!“

Degischer starrte Luz wie einen Verrückten an und schüttelte mit einem Blick auf seinen Diener den Kopf.

„Ich — — verstehe Sie — — wirklich nicht — —!“ sagte er.

„Sie werden mich sofort verstanden haben. Ist Ihnen diese Statuette eine solch heilige Erinnerung, daß Sie sich nicht von ihr trennen wollen, auch dann nicht, wenn mich dieses unscheinbare Gebilde aus Gips auf die Spur der Mörder führt?!“

„Aber nein — —! Nein — —!“ rief Degischer aus. „Machen Sie mit dem Ding, was Sie wollen, wenn es Ihren Zwecken dient.“

„Ich muß aber die Statuette ruinieren,“ meinte Luz.

„Macht nichts! Ruinieren Sie die Statuette einmal — zweimal — dreimal — an einer ‚Venus vulgiyaga‘ ist im allgemeinen nicht viel zu zerstören!“ fügte er gezwungen lachend hinzu.

Auch Luz lachte. „Dann kommen Sie bitte mit in den Garten.“ Er nahm die Gipsstatue unter den Arm und schritt durch die Ateliertür in den Garten hinaus. Der Professor und sein Diener folgten, mit sichtlich ausgeprägter Spannung in ihren Mienen.

Ohne sich um seine Begleiter zu kümmern, hob Luz mit beiden Händen die Gipsfigur über den Kopf und — — schmetterte sie krachend wider die Hauswand, wo sie in kleine Stücke zerfiel.

Zum Erstaunen der beiden Zuschauer stürzte sich Luz

— wie ein Sperber auf seine Beute — auf die am Boden liegenden Gipsfragmente der „Venus vulgivaga“ und hob ein kleines, dünnes, in Pergament eingeschlagenes Päckchen vom Boden auf.

„Hier Herr Professor!“ sagte er, tief aufatmend. „In diesem Päckchen steckt die Aufklärung des Mordes an Leopold von Marguth.“

Achtzehntes Kapitel

Regierungsrat von Hasfeld, Inspektor Fischer, die Kommissare Rademacher und von Klend saßen vor Luz im Dienstzimmer des Regierungsrates, das sich im zweiten Stockwerk des Frankfurter Polizeipräsidiums befand.

Luz legte die vor einer Stunde bei dem Bildhauer Degischer in der Venusstatuette gefundenen Dokumente vor.

Fischer nahm sie als erster zur Hand, las den Inhalt flüchtig durch und sagte zu Herrn von Hasfeld: „Jetzt können wir uns allerdings aufrichtig beglückwünschen. Der Inhalt dieser drei Briefe klärt den mysteriösen Mord so ziemlich auf.“

„Bitte, lesen Sie die Briefe der Reihe nach laut vor,“ sagte der Regierungsrat.

Fischer griff nach dem ersten Bogen. „Mit Ihrer Erlaubnis nehme ich zuerst den anscheinend wichtigsten Brief vor. Es handelt sich um ein Original, dessen Absenderin Frau Grace Baronin von Rottsieper geb. Figueirao ist. Der Brief trägt das Datum des 22. August 191., wurde also, wenn ich nicht sehr irre, einen Tag nach der Verhandlung des Leutnants Marguth wegen Mordverdachts an dem Rittmeister von Brede in Ingolstadt geschrieben. Er lautet wörtlich:

„Mein heißgeliebter kleiner Poldi!

Gott sei Dank, Du bist frei. Ich wußte wohl, daß Du kein Mörder bist. Niemand wußte es besser als

ich — denn niemand anders als ich hatte an jenem verhängnisvollen Abend die tödtliche Kugel auf den Rittmeister von Brede abgefeuert. Heute darf ich die Wahrheit bekennen. Ich wurde zur Mörderin — aus Liebe zu Dir, mein einzig geliebter, süßer Junge.

Ich bin Dir eine Erklärung schuldig, Dir ganz allein, denn Neue empfinde ich über meine That nicht im geringsten, nur Befriedigung und ein starkes Glücksgefühl, bald in Deine Arme eilen zu können und Deinen Namen zu tragen.

Vorerst, lieber Poldi, die ehrenwörtliche Versicherung, daß ich mit Brede nie die geringsten intimen oder auch nur herzlichen Beziehungen unterhalten habe. Der Schurke stellte mir nach, vom ersten Augenblick an, wo ich den Boden Ingolstadt's betrat, aber er war vorsichtig. Er wußte wohl, daß ich nicht im Sturm zu nehmen bin, nicht so leicht auf seine Casanova-Allüren hereinsalle, wie eine Kellnerin aus dem Pschorrbräu, oder ein Statistengänschen vom Stadttheater.

Er ließ sich die Eroberung Zeit und Geld kosten, forschte in meiner Vergangenheit nach und da erfuhr er, was Dir, mein Liebling, ja nicht mehr unbekannt ist, was ich Dir in einer verliebten Stunde gestanden habe, daß die exklusive Baronin von Rottsieper noch vor kurzer Zeit eine kleine Vorstadtsoubrette war und in Varietés zweiten und dritten Ranges von Lissabon und Oporto den Matrosen aller Länder schöne Augen machte, aber nur einen erhörte, nämlich den Legationssekretär von Rottsieper von der deutschen Botschaft in Lissabon, der sie aus dem Sumpf herausholte und zu seiner Gattin machte.

Als Brede nach einiger Mühe hinter diese Entdeckung gekommen war, warf er die Maske ab, er wurde kühner und kühner, ich konnte mich seinen frechen Zudringlichkeiten kaum mehr erwehren, und um endlich der Sache ein Ende zu machen, die mich meine mühsam erworbene gesellschaftliche Stellung kosten mußte, lud

ich ihn am Abend jenes Tages zu einer ernstern Aussprache ein, an jenem Abend, den Du durch Dein verhängnisvolles Hineinplagen in meine Wohnung zu einem öffentlichen Skandal machtest.

Das Duell mußte, koste es was es wolle, hintertrieben werden.

Erstens zitterte ich vor Angst, daß jener gewissenlose Schuft Dich, mein einzig Geliebter, niederschießen würde, zweitens wäre dann meine Situation noch unhaltbarer geworden, da ich dem Lumpen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert gewesen wäre. Ich zermartete mein Hirn nach einem Ausweg, den ich bis zum Abend gefunden hatte. Ich ging in die Wohnung Deines Rittmeisters. — Er war allein und gerade im Begriffe zu Bett zu gehen, als ich plötzlich unerwartet in sein Zimmer trat.

Was gesprochen wurde, weiß ich heute nicht mehr. Die Unterredung war nur kurz. Wie durch einen roten Schleier sah ich die Teufelsfrage des schurkischen Wüstlings, ich sah seine nervigen Arme, die nach mir greifen wollten, und — — zog die Pistole! — —

Als Du einen Tag später verhaftet wurdest, sprach ich nicht. — Ich schwieg, nicht aus Feigheit, ich hätte mich im Augenblick, wo Du verurteilt worden wärest, sofort als die Täterin bekannt.

Du bist freigesprochen worden. — —

In meinem und in Deinem Interesse habe ich sofort Ingolstadt verlassen müssen und wohne unter meinem Mädchennamen in unserer früheren Münchener Wohnung, Prinzregentenstraße 273.

Du wirst den Militärdienst wohl quittieren müssen. Es schadet nichts, mein kleiner Poldi, wir beide haben Geld genug, um ein sorgenfreies Leben zu führen. Ich verzehre mich in Sehnsucht nach Dir. — Lasse mich nicht warten und eile bald in die Arme Deiner Dich innigstliebenden, sehnsüchtigen

Grace.“

Fischer schlug die engbeschriebenen Bogen zusammen.

„Der Brief klärt uns mit wünschenswerter Deutlichkeit darüber auf, wer eigentlich als Mörder des Rittmeisters von Brede in Frage kommt. In einem anderen Sinne hochinteressant ist auch der zweite Brief vom 1. September, also wenige Tage später:

„Lieber Leopold!

So also lohnst Du meine grenzenlose Hingabe?! Das ist der Dank für all das, was ich für Dich getan habe, nur aus heißer, brennender Liebe für Dich getan habe?! Pfui Teufel!! Ich könnte Dir ins Gesicht speien, Du Memme, Du Feigling!! Wie sagt doch Euer Schiller so treffend: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. — Sei zufrieden, mein Jungchen! Ich bin keine sentimentale, deutsche Grete, habe für Euren Fiesto nicht das geringste Verständnis, und zu der Rolle des Mohr, dessen Dienste man mit einem Fußtritt belohnt, hat Grace Figueirao noch weit weniger Talent, das merke Dir!

Ich bin in der guten Gesellschaft erledigt. Erledigt durch Dich, der jetzt feige kneifen will. — —

Deine Redensarten, wie blutbesudelte Hände und so weiter, klingen so albern, so hohl, sie verfangen bei mir nicht.

Ich gehöre zu Dir und Du zu mir. Ich verlange, daß Du mir Deinen Namen gibst, wie Du es in Ingolstadt versprochen hast.

Ich will Deinen häßlichen Brief, der mich beleidigt, nicht erhalten haben, denn — — ich liebe Dich nach wie vor — — und ich lasse Dich nicht. — — —

Ich erwarte, daß Du mich in München im Laufe der kommenden Woche aufsuchst und die gesetzlichen Formalitäten in die Wege leitest.

Ich warte, Leopold!

Mit einer Grace Figueirao zur Frau kannst Du den Himmel auf Erden finden, aber hüte Dich, eine Grace Figueirao zur Feindin zu haben!!

Ich biete Dir Liebe und biete Dir Haß, glühende Liebe und kalten Haß bis über den Tod hinaus. — Ich warte bis spätestens Sonnabend nachmittag, dann reise ich nach Bad Tölz. Ich hoffe, mich dorten mit Dir als meinen Bräutigam zeigen zu können. —

Mein Zug geht um 7 Uhr abends, und ich rate Dir dringend, pünktlich in München zu erscheinen.

S o n s t — —?!

Hüte Dich vor mir, ich werde Dich zu finden wissen, und sollte ich Dich bis ans Ende der Welt zu verfolgen haben.

Noch ein letztes Mal — mein lieber, heißgeliebter Poldi — ich bitte Dich, sei vernünftig — eile in die Arme Deiner Dich sehnsüchtig erwartenden G r a c e.“

Fischer legte den zweiten Brief zur Seite und sagte: „Das nächste Schreiben jener fanatischen Frau ist eine kurze Karte aus Bad Tölz, sie enthält nur zwei Zeilen:

„Du hast die Zeit nicht wahrgenommen. Das Verhängnis muß seinen Lauf nehmen. — G. F.“

„Und hier dieser Briefdurchschlag gibt auf die Frage, warum Marguth vor drei Wochen in Friedberg erschossen wurde, klipp und klar Auskunft. Es ist die einzige Antwort des Mannes, die in der Statuette versteckt vorgefunden wurde:

„Liebe Grace!

Ich gebe es nun endlich auf, Dir mit Vernunftgründen zu kommen. Dem Lumpen, der mir gestern hier in Frankfurt auf dem Heimweg auflauerte, habe ich, noch bevor er zur Waffe greifen konnte, einen derartigen Denktettel versetzt, daß ihm wohl auf lange Zeit die Lust vergangen sein dürfte, mir in den Weg zu kommen. Ich fürchte Deinen Haß nicht, den ich nie herausgefordert habe. — Ich wiederhole Dir nochmals, daß ich Dich nicht verachte, nur tief bemitleide in Deiner verblendeten Leidenschaft. — Deine Vergangenheit war

mir gleichgiltig, Dich liebte ich, nur Deine Person, weder die Artistin Figueirao, noch die Baronin Rottseper, aber Dein Verbrechen trennt uns, muß uns auf ewige Zeiten trennen.

Der Schatten des gemordeten Rittmeisters von Brede steht zwischen uns beiden. Ich hielt Dich für einsichtsvoll genug, all dies zu begreifen, statt dessen schämst Du Dich nicht, gedungene Mörder zu bezahlen, ein Umstand, der mich zwingt, zu meinem Schutze nun einige notwendige Maßnahmen zu ergreifen, die Dir Unannehmlichkeiten bereiten könnten. Ich teile Dir mit, daß ich Deine Briefe wohlverwahrt bei mir trage. — Briefe, die, wie Du weißt, Dir den Hals kosten können. Laß mich in Frieden, wie ich auch Dich in Ruhe lasse, aber sei versichert, bei der nächsten feindseligen Handlung mache ich der Staatsanwaltschaft, unter Vorlage Deines eigenen Geständnisses, darüber Mitteilung, wer vor eineinhalb Jahren den Rittmeister von Brede in Ingolstadt erschossen hat.

Leopold von Marguth.“

Fischer schloß die Vorlesung und reichte Luz die wichtigen Dokumente zurück.

„Der Brief,“ sagte er, „datiert vom 6. Juni dieses Jahres, die Antwort der Frau bestand in einem tödlichen Schuß am 1. August morgens 10 Uhr. — —“

Alle Anwesenden schwiegen erschüttert, ob der Tragödie der Leidenschaft, die sich vor ihren Augen entrollte. Luz sprach als erster.

„Wir wissen nun, wer als Anstifter der Bluttat gilt, wir kennen den Namen, wenigstens den Vornamen des gedungenen Mörders, und das Motiv zu der Untat. Auch die Rolle jener Frau, die im D-Zug Marguth um seine Papiere und den Gepäckschein bestahl, erscheint jetzt geklärt, denn jene Grace verlangte nicht nur den Tod des gleichzeitig geliebten und bitter gehaßten Mannes, sondern ihr Hauptbestreben mußte dahin gehen, die Dokumente ihrer Schuld aus der Welt zu schaffen.“

In Marguths Gepäck fand sie wohl die Statue der ‚Venus vulgivaga‘ — woher sie wußte, daß die Papiere gerade in der Skulptur versteckt waren, darüber haben wir vorerst nur Vermutungen — aber die Papiere fehlten.

Warum, wissen wir. — Sie liegen vor unseren Augen hier auf dem Tische.

Unklar ist noch die Rolle, die Marguths legitime Frau in der Tragödie gespielt hat, unklar sind noch manche andere Einzelheiten mehr oder weniger nebensächlicher Art, aber uns Klarheit zu verschaffen, ist vielleicht nur eine Frage von Tagen, vielleicht — — — auch nur von Stunden —“

„Was gedenken Sie zu tun?“ fragte der Regierungsrat von Hagfeld.

„Ein Diensttelegramm an die Münchener Polizeidirektion absenden und um Verhaftung der Frau von Rottsieper bitten, über einen weiteren Schritt, der uns vielleicht sämtliche dunklen Punkte mit einem Schlag aufklärt, berichte ich Ihnen heute abend.“

Neunzehntes Kapitel

Doctor Luz saß im Sprechzimmer des Untersuchungsgefängnisses und wartete auf die Vorführung des Untersuchungsgefangenen Georg Krefß.

Das Verhör sollte für Luz der letzte Versuch sein, wenigstens einen Teil der vollen Wahrheit zu erfahren, bevor die Ermittlungen nach dem eigentlichen Mörder, jenem Georg in Zürich, tatkräftig in die Hand genommen wurden.

Gelangweilt sah sich Luz in dem öden Wartezimmer um.

Zwei hohe, vergitterte, vorhanglose Fenster, die auf den Gefängnishof führten, gefaltete, mit Wasserfarben bemalte Wände. — Ein einfacher Tisch aus Tannenholz mit einer zerschliffenen grünen Filzdecke und eine halberblindete Wasserflasche mit zwei Gläsern. Drei Stühle und der obligate, mit weißem Sand gefüllte Spucknapf, vervollständigten das Mobiliar. — —

Die Türe öffnete sich leise und Luz, der am Fenster stand, drehte sich schnell um.

Der Athletenschorsch war eingetreten; ihm folgte ein Schließer des Untersuchungsgefängnisses, der hinter sich die Türe abschloß und schweigend auf einem Stuhl am Fenster Platz nahm.

Luz winkte den Gefangenen an den Tisch und forderte ihn auf, Platz zu nehmen. Dann sah er ihm ernst prüfend in die Augen.

Der Athletenschorsch kam der Aufforderung sofort nach. Er freute sich im Voraus auf das Verhör, das die

tödtliche Langeweile des Gefangenenlebens unterbrach, und als er Luz erblickte, konnte er ein leichtes Grinsen nicht unterdrücken. Dr. Luz war kein Menschenfresser, das wußte er, wenn es auch im gewissen Sinne gefährlich schien, sich dem gerissenen Detektiv rückhaltslos anzuvertrauen, da er eine Art hatte, mit der Miene des teilnehmenden Biedermanns gefährliche Fallen aufzustellen, in die schon mancher verstockte Sünder ahnungslos hineingetappt war.

Aber auf solche Mägchen fiel er, Georg Krefß, längst nicht mehr hinein. Er kannte die „Brüder von der Polente“ aus langer Erfahrung, und was er gerade von Luz zu halten hatte, wußte er zu genau, deshalb war ihm der Grund des Besuchs auch sofort klar.

Schon bei der Festnahme, draußen in der Villa Degischer, hatte es Luz mit seiner verkappten Liebenswürdigkeit versucht, ihm, dem Athletenschorsch, die Würmer aus der Nase zu ziehen, aber natürlich vergeblich. Wegen der sechs Monate, die sie ihm schlimmstenfalls aufbrummen konnten, pfiff er nicht, und ging lieber hoch. — Er wußte schon, warum er schwieg. — —

Trotz seiner Gerissenheit hatte Luz natürlich nichts von Belang ermitteln können, und glaubte nun vielleicht, bei einem neuen Verhör das herauszulocken, was ihm beim ersten Mal nicht gelingen wollte.

Nun, da sollte er tüchtig anlaufen. — —

Luz rechnete nach Meinung des Athletenschorsch auf die Wirkung der gleichmäßigen, tödtlichen Langeweile des Gefängnislebens, die den verstocktesten Sünder mit der Zeit zermürbt und langsam aber sicher zu einem Geständnis reif macht.

Bei ihm sollte sich Luz aber ganz gehörig getäuscht haben. Er hatte in seinem Leben schon soviel Knast geschoben, daß ein paar Tage Untersuchungshaft ihm nichts mehr antaten. — Er freute sich im stillen diebisch auf das enttäuschte Gesicht, das der superfluge Detektiv draußen schnitt, wenn er in wenigen Minuten unverrichteter Dinge mit einer langen Nase abzog.

Georg Kreß war bei bester Laune und folgte daher grinsend der Aufforderung des Detektivs, am Tische vor ihm Platz zu nehmen. Er freute sich auf die seiner Meinung nach äußerst kurzweilige Vernehmung, die nun beginnen mußte, aber er sah sich getäuscht, denn entgegen seiner sonstigen lustigen, beinahe liebenswürdigen, verbindlichen Art, setzte Luz eine ernste Miene auf, die nicht nach Verstellung ausah, sondern durchaus echt wirkte.

„Wissen Sie, warum ich nochmals komme, Kreß?“ fragte Luz den Einbrecher.

„Des kann ich mer so ungefähr denke,“ grinste dieser. „Sie wolle mich noch emol nach alle Regel der Kunst ausquetsche, awwer Sie werde kaa Glick hawwe, Herr Doktor, von mir erfahre Se nix.“ —

Luz sah den Sprecher mit seinen ruhigen, kühlen Augen ernst an.

„Lieber Kreß,“ sagte er. „Ich glaubte, daß Sie mich doch ein wenig klüger einschätzten. — Wie lange sitzen Sie schon in Untersuchung?“

„Elf Dag!“

„Gut. Und haben Sie vielleicht angenommen, daß ich mich die zwei Wochen auf die faule Haut gelegt habe und Gott den guten Mann sein ließ? Halten Sie mich wirklich für so naiv — —?“

Der Athletenschorsch zog es vor, die Antwort schuldig zu bleiben und sah mit neidischer Begierde zu, wie Luz seiner Tasche eine gut aussehende Zigarre entnahm, sie umständlich anzündete und mit sichtbarem Wohlbehagen den blauen Rauch einzog.

Einen solch feinen Stimmstengel hätte der Athletenschorsch auch gerne gehabt. — Es war eigentlich an dem ganzen Knast das Schlimmste, daß man auf endlose Zeit hinaus den geliebten Tabak entbehren mußte. Der gottverdammte Gefängnisfraß war ja für einen, der besseres Futter gewöhnt war, auch schon arg genug, auch der Verzicht auf Bier oder Schnaps kam in den ersten Tagen schwer an, aber — du lieber Gott — an den Rumpfsuß

gewöhnte man sich, wenn es nichts besseres gab, und für das entgangene Alkoholquantum hielt man sich schadlos, sobald man aus dem Kasten kam. Da ging man morgens um 9 Uhr sofort einen Tüchtigen verlöten und hörte erst um Mitternacht steckensteif besoffen auf.

Über Wochen und Monate keinen Tabak, keine Zigarre, keinen Priem, das war hart. — — —

Luz entgingen die Gefühle, die sich auf dem Gesicht des Häftlings allzudeutlich abspiegelten, nicht.

„Sie möchten wohl auch gerne 'ne Zigarre rauchen, Krefß? Ich seh's Ihnen an. Sie kennen mich, wissen, daß ich nicht geizig bin. Dem Einbrecher Krefß hätte ich diesen Gefallen auch schließlich erweisen können und dürfen, aber bei dem Mörder Krefß liegt der Fall doch anders — — — Bitte keine Emotionen!“ fuhr er schnell fort, als Krefß in die Höhe fahren wollte, „ich weiß, was ich sage, und nun, mein Junge, will ich Ihnen auch den Grund verraten, warum ich Sie heute nochmals aufgesucht habe. — —

Der Staatsanwalt kennt Sie nicht. Er urteilt nach den Tatsachen und vorliegenden Beweisen, während ich noch ein wenig das Gefühl mitsprechen lasse, weil ich Ihnen einen Mord aus kalter Ueberlegung offengestanden nicht zutraue, und gerne annehmen möchte, daß Sie im Affekt gehandelt haben. — Ich kann Ihnen vielleicht — — wohlgemerkt vielleicht — — helfen, aber hierzu ist ein offenes, rückhaltloses Geständnis die erste Bedingung. —“

Der Athletenschorsch, dessen Gesicht sich bei den einleitenden Worten des Detektivs sichtlich verfärbt hatte, gewann nun nach und nach die Ruhe wieder.

„Was erzähle Se mer da fer dummes Zeug!“ brummte er unwillig. „Ich bin kaan Mörder, un uff Ihren Schmuß mag en größere Olwel ereinfalle als ich. Wenn Se mich mit der Angst verdumme wolle, um all des zu erfahre, was Se noch net wisse, dann müsse Se sich en dümmere Kerl aussuche, wie ich aaner bin —!“

„Ihr Scharfblick ist phänomenal,“ sagte Luz spöttisch,

„aber es wäre um meine n Scharfblick doch recht traurig bestellt, wenn ich nach elf langen Tagen das Verbrechen nicht längst aufgeklärt hätte. Ich weiß, daß der Erschossene ein Artist namens Lugos Marvay ist, und ich kenne auch die Anstifterin zu dem Verbrechen, jene Frau Grace Figueirao in München, deren Name Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist. Sie sehen, mein Junge, ich weiß mehr als Sie. Dem Toten sollten Dokumente von größter Wichtigkeit abgenommen werden, die aber nicht gefunden wurden, deshalb suchten Sie zweimal die Wohnung des Bildhauers, allerdings ohne jeden Erfolg, auf, bis Sie beim dritten Mal verschütt gingen. Die Dokumente befinden sich auch heute noch nicht in der Hand jener Frau Grace, sondern ich besitze sie. Was das für Sie bedeutet, wäre Ihnen vielleicht klar, wenn Sie den Inhalt der Dokumente kennen würden. — —

Ich weiß ferner, daß Sie auf Marvay einen Mordversuch verübten, aber eine gehörige Abfuhr verpaßt haben, und — ich weiß noch mehr. Ich glaubte zuerst, der eigentliche Mörder, der Marvay vom Fenster des Hotels Großherzog in Friedberg erschöß, sei seine eigene Ehefrau, ich muß mich aber jetzt vor den Beweisen beugen, die inzwischen gesammelt wurden, und heute weiß ich, daß Sie nicht nur der Beihilfe am Mord, sondern des Mordes selbst überführt sind. Ich hielt Sie zuerst für jenen Komplizen des eigentlichen Täters, der in der Uniform eines Depeschenboten Marvay an das Zugfenster lockte, seit vorgestern halte ich die unumstößlichsten Beweise in Händen, daß niemand anders als Sie, den tödlichen Schuß abgegeben hat. — Sie sehen, Verehrtester, ich tappe längst nicht mehr so sehr im Dunkel, wie Sie angenommen haben und — wie es für Sie gut wäre — —!“

Das freche, überlegene Grinsen verschwand aus dem Gesicht des Athletenschorsch's, in dem Maße, wie Luz mit seiner Erzählung fortfuhr. Als der Detektiv geendet hatte, war jede Farbe aus dem ungesunden, verlebten Gesicht des Verbrechers gewichen und keines Wortes mächtig,

starrte er sein Gegenüber mit großen angstvollen Augen an. —

Luz stand brüst auf. „Spielen Sie hier doch keine Komödie“, sagte er kurz. „Stegemann vom Schauspielhaus könnte an Ihrer vorzüglichen Mimik noch Studien machen. Das Erschrecken markieren Sie großartig. Aber Ihr Leugnen nützt Ihnen nichts mehr. Gegen die schriftliche Denunziation von Marvays Frau, die Sie als Mörder angab, kommen Ihre Unschuldsbeteuerungen, und mögen sie noch so glaubhaft herausgebracht werden, nicht auf — —“

Der Athletenschorsch hatte die Hände zu Fäusten geballt, seine stieren Augen traten fast aus ihren Höhlen und der Atem entrang sich pfeifend seiner Brust.

Er erhob sich halb von seinem Stuhl und sagte gepreßt:

„Ich — ich — — soll der Mörder — — Marvays sein — —?!“

„Sie sollen nicht nur, sondern Sie sind es! Wir haben das schriftliche Geständnis der Frau Marvay, die im letzten Augenblick unfähig war, den tödlichen Schuß abzufeuern und Ihnen die Flinte in die Hand drückte. Gegen diesen Kardinalbeweis kommen — ich wiederhole es Ihnen nochmals — Ihre Unschuldsbeteuerungen nicht auf, und wenn Sie ein noch besserer Schauspieler wären — —!“

Kreß kniff die Augen zusammen und richtete einen lauernden Blick auf sein Gegenüber.

„Herr Doktor,“ sagte er wieder ziemlich beruhigt. „Verkaufe Se mich doch net fer dumm! Ich waas genau, daß ich kaan Mörder bin, und niemand werd mer des Gegeteil beweise kenne —!“

„Es ist schon bewiesen!“ erwiderte Luz kalt. „Ich kann Ihnen das schriftliche Geständnis der Frau Marvay vorlegen —!“

„Das ist dann erstunke un erloge!“ rief der Athletenschorsch wütend aus, „un ich dreh dem Weibsbild den Krage um, sobald ich wieder aus dem Kittche herauskomm. Dadruff kenne Se Gift nemme!“ —

„Zu einer zweiten Bluttat haben Sie wohl kaum Gelegenheit; denn da auf einen Mord die Todesstrafe steht, werden Sie die Gefängnismauern nicht mehr lebend verlassen. Ganz abgesehen von dieser immerhin schwerwiegenden Tatsache, kämen Sie bei Frau Marguth zu spät, denn vorgestern, kurz bevor sie in Cassel verhaftet werden sollte, beging sie Selbstmord, hat aber vor ihrem Tode ein schriftliches Geständnis abgelegt und Sie, Krefß, als den Täter ausdrücklich bezeichnet — —!“

„Und dieses Geständnis besitzen — — Sie — — !?“

„Gewiß, ich habe es Ihnen sogar mitgebracht, und zwar im Original, damit Sie sich persönlich überzeugen können, wie es um Sie bestellt ist.“ — —

Luz entnahm seiner Mappe den Abschiedsbrief der Marva und reichte ihn dem Einbrecher über den Tisch, der mit zitternden Händen zugriff.

Beim Lesen der Zeilen wurde der Athletenschorsch erschreckend bleich. Seine Brust hob und senkte sich unter den schweren Atemzügen und dicke Schweißperlen standen auf seiner Stirne. Dann ging ein leises Zittern durch seinen von allerlei Ausschweifungen in baccho et venere entnervten Körper, und mit einem leisen, ächzenden Wehlaut sackte er in seinem Stuhl zusammen.

Der Gefängnisbeamte sprang sofort zu, aber Luz winkte ihm mit den Augen ab. Der Einbrecher tat ihm selbst leid, aber im Interesse der Aufklärung des Falles Marvay durfte er keine Weichheit aufkommen lassen, deshalb sagte er nur mit höhnischer Kälte:

„Ja, Krefß, so geht es immer. Auf die größte Frechheit folgt stets Kleinmut und Verzagttheit. Aus Ihrem ganzen Benehmen spricht die Angst um das verpfuschte Leben, das Schuldbewußtsein prägt sich allzu deutlich in Ihren Zügen aus. Ich hätte, wie gesagt, dem Einbrecher Krefß, besonders dem geständigen Einbrecher, meine Hilfe nicht versagt, aber der Mörder gegen schnöde Bezahlung widert mich an, wie ein ekles Getier. Und einen Lumpen wie Sie, in Schutz nehmen, oder gar vor der wohlverdienten Strafe schützen, hieße Gott lästern. Ich habe mit Ihnen

nichts mehr zu tun, das Weitere ist Sache des Schwurgerichts — —!“

Bei diesen Worten drehte er dem Athletenschorsch schroff den Rücken und sagte kurz zu dem Gefängnis-aufseher: „Führen Sie den Untersuchungsgefangenen Krefß wieder in seine Zelle zurück.“

Aber wie von einer Viper gestochen, sprang der Einbrecher auf und rannte vor die verschlossene Türe, die er mit seiner breiten Figur verspernte.

„Nein!“ — schrie er gequält. „Nein! So dürfe Sie net von mir gehe. Ich bin unschuldig — —! Ich hab's net getan. Sie müsse mich anhöre — — —!“

„Müssen?!“ fragte Luz verächtlich. „Nicht daß ich wüßte. — Vorhin noch verweigerten Sie stolz und frech jede Aussage. Jetzt soll ich gezwungen werden, Ihr Gefasel und Ihre Lügen anzuhören. Ich bedanke mich dafür. In wenigen Wochen wird die Anklage wegen Mordes gegen Sie erhoben werden, und den Richtern mögen Sie erzählen, was Sie an Entschuldigungsgründen vorzubringen für notwendig erachten. Es wird zwar nichts nützen, denn dieses Dokument hier ist zu echt, um Sie vor dem Schaffott bewahren zu können, aber die Geschworenen werden Ihre faulen Ausreden nolens volens anhören müssen, denn das gehört zu ihrem Geschäft. Ich bedaure die armen Leute heute schon. Ich bin hier fertig. — — Guten Morgen — — Geben Sie gefälligst die Türe frei — — —!“

Doch da geschah etwas Unerwartetes. Der große starke Mensch fiel laut aufheulend vor Luz auf dem Boden nieder und umklammerte flehend seine Knie.

„Heilige Mutter, steh mir bei — —!“ winselte er. „Lieber guter Herr Doktor! Sie müsse mich anhöre, Sie dürfe net fortgehe. — Ich war's net — — bei allem, was mer noch heilig is — — ich hab Marvan net erschosse — — ich — — ich versteh die Schurkerei von der Frau net, mich zu denunziere — — ich bin kaan Mörder, — — ich hab im ganze Lewe noch kei Gewehr in der Hand gehabt —

— ich war nie beim Militär — — und — — ich war's net — Herr Doktor — ich war's net!“ —

Georg Krefß ließ die Anie Luz' frei und schlug schwer zu Boden. Den Kopf hatte er in die Hände vergraben und schluchzte jämmerlich wie ein kleines Kind.

Luz wurde weich. Er hatte den Verbrecher so weit, wie er ihn brauchte, und durfte einer Mitleidsregung jetzt nachgeben. Aber es galt das Eisen schmieden, solange es warm war. Sentiments konnte er im Exekutivdienst der Kriminalpolizei nicht aufkommen lassen, sonst verlor er selbst den Boden unter den Füßen.

Er winkte den Aufseher heran, der Krefß mit sanfter Gewalt vom Boden hochzog und ihn in einen Stuhl neben Luz drückte.

Dieser hieß den Athletenschorsch mit einer kurzen, unliebenswürdigen Bewegung Platz nehmen, einer Aufforderung, der Krefß wie ein geprügelter Hund willenlos nachkam, dann sagte Luz in markiert gelangweiltem Ton:

„Sie appellieren an meine Gutmütigkeit! Einverstanden, ich will Sie anhören. Also erzählen Sie in Gottes Namen, welche Rolle Sie Ihrer Meinung nach in der Mordsache Marguth gespielt haben wollen. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß Schwindelgeschichten nicht verfangen und Ihre Situation nur noch unnütz verschlechtern. Wir wissen selbst zu viel, um nicht in der Lage zu sein, die Spreu vom Weizen zu trennen. Bei der ersten Lüge oder Entstellung lasse ich Sie stehen und verlasse das Zimmer. — Sie geben also zu, an dem Verbrechen, begangen an dem Artisten Marvay, beteiligt gewesen zu sein?“

Der Athletenschorsch hatte sein rotweiß kariertes, schmieriges Taschentuch gezogen und wischte sich damit über Kopf und Stirne.

„Ja!“ sagte er aufatmend, „das geb ich zu, aber ich hab Marvay net ermordet.“

„Wer denn?!“

„Soviel ich weiß, sei eigen Frau, die sich ein' Tag vorher im Hotel Großherzog einquartiert und jetzt im Brief

geschriwwe hat, ich wär's gewese. Und das, Herr Doktor, ist net wahr. — Ich hab das Telegramm an den Zug gebracht — kann also net zu gleicher Zeit im Zimmer gewese sei. Un außerdem, ich kann net schieße. — Ich war nie bei die Preuße, (beim Militär) und hab im ganze Lewe kei Gewehr in der Hand gehabt. —“

„Erzählen Sie mir ganz genau und wahrheitsgetreu, wie Sie überhaupt in die Sache verwickelt wurden und was Sie bewog, an dem Verbrechen gegen Marvan, der Ihnen doch nie etwas zu Leid getan hat, tätig mitzuwirken —?!“

„Das kam so, Herr Doktor: Am 12. April wurd ich aus Preungesheim (Strafanstalt) entlassen. Neun Monat hat ich gefesse un war natierlich ohne Verdienst. Dazu hat ich Pech gehabt mit meiner Braut, der blonden Paula, die von der Sitte gekappt worde is. In meiner Penne hawwe se mer die Uhr geklaut, so daß ich net emol was zum verkloppe gehabt hab. Kurz und gut, ich war schwer im Druck. — — Un ehrlich Urweit kommt unseraans net mehr so leicht, des wissen Se ja auch, un ich war widder emol in der recht Stimmung, e Klingelfahrt (Wohnungseinbruch) zu mache, denn,“ fuhr er mit einer entschuldigenden Miene fort, „mer kann doch schließlich net verhungern, und den Louis markiere wollt ich aach net, darin hab ich früher schon e Haar gefunne. Da kommt eines Tages der Bulldog Franz in die Wertschaft zum Glucksrädche in der Einhorngaß, wo ich grad en Schoppe gedrunke hab, un nemmt mich beiseit. ‚Ob ich e duftes Ding drehe wollt, wo viel Masumme zu verdiene wär,‘ fragt er. Ich frag: ‚Is die Sach aach Lampefrei (ungefährlich)?‘ ‚Wie mers nimmt,‘ gibt er zur Antwort, ‚es kimmt uff dei Intelligenz aa, jedenfalls is dabei gehörig Ries zu verdiene.“

„Wann fand diese Unterredung statt?“ fragte Luz.

„Es war so kurz nach dem 1. Juni. Ich habe natierlich den Bulldog Franz gefragt, warum er den Massematten (Geschäft) net selbst macht, un da meint er, daß er mit

sein Hundeverkauf genug verdient un froh wär, wenn er mit der Polente ebe nig zu tun bekommt. — —

In meiner Situation gab's net viel zu iwwerlege, un ich sag halb ja, wollt mer awwer den Massematten erst vorher belinje.

„Dann komm mit,“ meint der Franz.

Mer ginge zusamme in e Wirtschafft in der Gelnhäusergaß, und da sibt en fremder, sehr anständig angezogener, besserer Herr, glatt rasiert und von seine Maniere. Der erklärt mer den Massematten.

Er erzählt, daß er im Auftrag von einer feinen Dam handelt, die vor e paar Jahr emol en Fehltritt gemacht hat un von ihrem Liebhaber, der en großer Schuft wär, sitze gelasse worde is. Das schlimmste is awwer, daß der Kerl Papiere und andere Dokumente hat, die die hochstehende Frau jederzeit gesellschaftlich ruiniere könne. Ich soll fer ihn nun die Papiere klaue. Bring ich die Papiere, krieg ich 5000 Mark, bring ich aber die Papiere, un mach den Kerl dabei kalt, dann krieg ich noch 10 000 Mark extra. Sie können sich denke, Herr Doktor, daß bei mein Dalles 5000 Mark allerhand Geld war, des hab ich aach glatt gesagt, aber sofort erklärt: „Blut gibt's net. Klaue einverstande, awwer steche oder schieße, nicht in die Lamäng.“ Lieber soll en Anderer des ganze Geschäft mache. Der Mann war schließlich aach so zufriedde un wir wurde einig. Ich frag, wo der wohnt, dem ich die Papiere klaue sollt, un ob ich Schrüntzeug (Einbruchswerkzeug) brauch, da sagt der Herr: „Der Stromer, wo die Frau vor Jahren versiehrt hat, wohnt in einer Villa hinterm Palmegarte, er ging jeden abend spät iwwer die einsam Zeppelinallee nach seiner Wohnung, da sollt ich ihm achtpasse, eine auf's Loupet gewwe, und die Papiere, die er immer in der Briestäsch bei sich trägt, abnemme. Was in der Briestäsch sonst noch wär, an Geld, sollt mir gehöre, außer die 5000 Em, die sofort nach dem Geschäft ausgezahlt würden.“

Luz unterbrach den ausschmückenden Bericht seines Nachbars nicht, er hörte äußerlich gelangweilt, aber in

Wirklichkeit mit allergrößtem Interesse zu. Der Athletenschorsch fuhr fort:

„Der Fremde gab mir 200 Mark Vorschuß, dafür sollt ich mir neue Klust, Hut un Stiwel kaase und punkt 6 Uhr nach Herrn Hermann im Hotel Wartburg auf der Kaiserstraß frage. Abens bin ich dann von Herrn Hermann, das war der Mann selbst, ins Schumanntheater mitgenomme worde. Die zweite oder dritte Nummer war ein Schnellmaler, der mit e paar Strich den Kaiser Wilhelm, Napoleon, Bismarck und andere patriotische Fürstlicheite gemalt hat.

„Des is der Mann,“ hat mir mein Nachbar zugewispert. Ich hab aufs Programm geguckt: Lugos Marvay hieß er. Nach seiner Nummer sind wir weggegan und hawwe vor der Tür zum Künstlereingang uffgepaßt. Nach knapp zehn Minute kam Marvay und ging die Hohenzollernstraß nach der Zeppelinallee hinauf. Wir zwei in einiger Entfernung hinterher.

Als Marvay schon e Stüd in die einsam, leer Zeppelinallee eingeboge war, hat Hermann gesagt, er wart auf einer Bank, ich sollt mache, daß ich an die Arbeit käm. Ich mach hinter Marvay her, awwer ich hatt kei recht Gelegenheit ihn zu packe, denn die Zeppelinallee sah nur leer aus, in Wirklichkeit saß uff jeder Bank en Dienstbolze von die benachbarte herrschaftliche Häuser, un hat sich von sein Schatz abnutsche lasse. Ich muß also warte, bis wir die Allee hinner uns hatte, awwer scheinbar hat Marvay Verdacht geschöpft, denn er ging von selbst aus der Allee heraus, und wie ich schnell nach mach, steht er mitte auf der Straß un läßt mich an ihn komme.

„Was rennen Sie mir dauernd nach?!“ brüllt er mich an.

Ich saß mein Stecke fester und sag frech, des ging ihn en Dreck an, und bevor ich noch gemerkt hab, was eigentlich los ist, haut er mir mit der geballt Faust eine uff den Untertiefer. Ich sag Ihne, Herr Doktor, der Schlag war net von Pappe, un beinah hätt ich mer die Zung abgebisse. Ich flog, so lang ich war, mitte uff den Asphalt,

un wie ich mich widder in die Höh mach, war Marvay verschwunde.

Hermann war wütend, als ich ihm mein Mißgeschick erzähl. Ich erinner mich gar net mehr, was er mir all für Grobheite an den Kopf geschmissen hat. En Olwel und e Rindvieh mit Eichelaub un Schwerter un e Mordskamel ware noch die größte Höflichkeit, dann sagte er: ‚Auf die Art geht’s net.‘ Ob ich gut klettern könnt?. Ich werf mich in die Brust. ‚Kunststück!‘ sag ich. ‚Ansonst nennt man mich net den Athletenschorsch.‘ ‚Gut,‘ sagt er ‚dann komme Se morges widder, um sieben Uhr ins Hotel.‘ Am anderen Tag bekam ich dort gut zu picke, auch e Flasch feinen Wein hat er spendiert, dann gab er mir fer alle Fäll en Revolver und sagt: ‚Der Marvay wohnt in der Georg Speyerstraße, bei einem Freund, wo Bildhauer is. Sein Zimmer liegt im erste Stock nach dem Garte zu und is für ein tüchtige Turner ohne Schwierigkeit zu erreiche, weil er am Rebegeländer in die Höhe steige kann.‘

Wir ware dann noch zusamme im Café Ruhland in der Grott, und sind gegen ½11 Uhr in die Georg Speyerstraße gemacht.

Von hinte hat er mir das Fenster gezeigt, wo Marvay wohnt und mer anbefohle, wenn alles dunkel is, dort einzudringen, alles was von Papiere vorhande sei, einzupacke und mitzubringe, und er hat mer auch e Pechpflaster gewewe, für alle Fäll, un e Fläschche mit einem Stück Tuch. E paar Tropfe von der Flüssigkeit sollt ich auf den Lappe schütten und Marvay auf Nas’ und Mund lege, falls er im Bett is und schläft. Er wär dann auf drei Stunde betäubt.

Ich bin übern Zaun geklettert, langsam aufs Haus zugeschliche und am Rebegeländer, was direkt nebe dem Fenster war, hochgeklomme.

Das Zimmer war verdunkelt, aber am Schreibtisch brannt e kleines Nachtlämpche, und vor dem Schreibtisch saß Marvay. — Er hatt nebe sich am Tisch e Dippche mit einem weißen Brei, wahrscheinlich Gips, und in der Hand e Gipsfigur, und war grad im Begriff, in den Boden

ein Loch zu bohren. Ich war neugierig, was er macht und guckte zu, denn einsteige konnt ich, solange er wach war, doch net. Als das Loch groß genug war, holt er aus seiner Tischschublade e kleines, flaches Paketche, steckt's in die Gipsfigur und schmiert' das Loch widder mit dem Gipsbrei zu. Dann hatt er die Figur auf den Schrank gestellt.

Wie ich mich vorlehn, fracht plötzlich unner mer an Geländer e Steig, un in der Angst, daß ich erwischt werd, bin ich schnell herabgesprunge und hab mich hinter einem Baum versteckt. — —

Es kam zwar niemand, aber ich hat zum Einbruch kein rechte Fiduz mehr, bin zu Hermann, der in der Zeppelinallee auf mich gewart' hat, zurück, un hab ihm alles haargenau erzählt.

Erst wollt er widder schimpfe und hat gesagt, ich wär ebe so feig, wie ich lang wär, aber er war von der Beobachtung, die ich gemacht hab, doch anscheinend hochzufriede, denn er hat gesagt: „Es is gut,“ und hat mer 100 Meter gegewwe. Dann meint er, die Gipsfigur wär das, was er sucht, und ich sollt jezt heim gehe; wenn er mich widder braucht, würd er mich hole — — —!“

„Können Sie diesen Hermann näher beschreiben?“ unterbrach Luß den Bericht.

„Ja, er war groß, so groß wie Sie, aber breiter, e Gesicht hat er gehabt, wie en Schauspieler, mit viel Falte un dunkelblondes Haar. Beim Lese trägt er en Zwicker, also so gar jung war er auch net mehr, vielleicht 45 bis 47 Jahr.“

„Sprach er hiesigen Dialekt?“

„Nei, der Sprach nach war er en Preuß.“

„Also, ein Norddeutscher, wollen Sie wohl sagen?“

„Ja, Herr Doktor.“

„Nun, und was geschah weiter?“

„Ich hab vierzehn Tag nix mehr gehört und war offegestande gar net bös driwver, denn die Sach kam mer net koscher vor. Gegen Ende Juni krieg ich aber uff emol en

Brief von Hermann, ich sollt am 29. um 8 Uhr widder ins Wartburghotel komme. Außer Hermann war auch e Frau da, ein hübsches, strammes, raffiges Weib. Wie ich aus der Unterhaltung gemerkt hab, war es Marvay sei friehere Frau, die er scheinbar auch schlecht behandelt hat, denn sie war auf ihn schwer gelade. Mit Hermann war sie sehr intim, die zwei hawwe sich gebuzt.

Hermann erzählt mir nun, daß seine Auftraggeberin allerdings nach wie vor den größte Wert auf den Besiß der Papiere legt, awwer, da sich die Verhältnisse geändert hätte, noch mehr drauf sieht, daß Marvay mit weggepußt wird. Ich bekäm 15 000 Mark, wenn ich die Sache übernehme würd. — —

Ich hab mich awwer entschieden gewehrt. Ich geb Ihne mei Ehrenwort, Herr Doktor, es ist wirklich wahr, was ich Ihne verzähl, Gannefe hab ich gesagt — gemacht, aber ohne Messer. —

„Sie krieye 15 Mille!“ hat Hermann gesagt. „Und wenn Se mer hundert gewwe,“ sag ich — „ich mach’s net.“

„Wenn Sie uns verpfeife, Sie Hund!“, knirschte Hermann tückisch, „dann sind Sie morgen ein toter Mann!“

„Oholl!“, meinte ich, mit so’n Ton dürste er mir net komme, oder ich geh sofort zum erste beste Schmier (Polizist) un laß ihn hochgehe. —

Da lenkt er ein. Er sagt, daß er mir schon traut und wenn ich mich eben weigere, dann muß ein anderer die Sache tun.

Die Frau war bisher schweigend nebe uns gesesse, jezt springt se auf und sagt: „Dringe in den Mann nicht weiter. Ich mach’s!“ Ich war platt. Als Mörderin konnt ich mer die Frau net vorstelle, auch Hermann hat die Sache anscheinend net ernst genommen. „Geh weg, du!“ sagt er höhnißch. „Bis es drauf und dran kommt, dann geht dein Mut wieder in die Unterbugen!“

„Mein!“ zischt die Frau wie e Kreuzotter, un ihre schwarze Auge funkeln wie zwei Kohle. „Ich tu’s bestimmt. Der Lump hat mir zuviel angetan. Nach allem,

was mir Grace gestern wieder erzählt hat, bin ich zum explodieren geladen. Ich mach's — — —!

Damit war die Unterredung beendet.

Am nächsten Tag hat mich Hermann wieder bestellt, und wir hawwe die Sach besproche. ‚Unser Plan is fertig,‘ sagt er, ‚und Sie krieje Ihr 5000 Emcher, auch ohne Diebstahl und Mord.‘

‚Das läßt sich höre,‘ sag ich, ‚Was hab ich dabei zu tun?‘

Hermann erklärte nun folgendes: Marvay ist ab 1. August in Hamburg engagiert und fährt mit dem Schnellzug um 9 Uhr morgens hier ab. Seine frühere Frau reist schon am Abend vorher, mit Hermann zusammen nach Friedberg, ins Hotel Großherzog, wo Hermann e Stell als Kellner angenomme hat, die er am 1., das heißt am 31. abends, antritt. Meine Arbeit bestehe nun darin, daß ich am 1. morgens, wenn der Zug einläuft, in Postkluft als Depescheträger e Telegramm für Marvay ausrufe soll, er kommt dann ans Fenster und sei Frau schießt ihm, hinter dem Vorhang des Hotelzimmers versteckt, e Kugel in den Kopp. —

Ich hat so allerlei Bedenke. Erstens, ob die Frau auf die Entfernung auch sicher trifft, und dann könnte der Knall doch alles verrate.

Da fängt Hermann an zu lache. ‚Wenn Se sonst keine Sorgen haben,‘ sagt er, ‚bin ich schon zufrieden. Die Dame, Marvays frühere Frau, ist eine berühmte Kunstschülkin, die auf dreihundert Meter Entfernung eine Glas-kugel vom Springbrunne runter schießt, und wege dem Knall bräucht ich mer aach kei Gedanke zu mache, denn sie schießt mit einem ganz neu erfundene chemische Gewehr, das lautlos ist. Hauptsache für mich wär, daß ich den Namen Marvay so laut ausruf, damit er ans Fenster kommt, und vor allem dürft ich ihn, wege dem sichere Schuß, nie mit meiner Figur verdecke.‘ — —

Ich war einverstande, fuhr am 1. August mit dem Frühzug nach Friedberg und ging als Gast ins Hotel Großherzog von Hesse.

Hermann war dort in Kellnerkluft, und ich hätt beinaß laut aufgelaht, wie ich ihn als Trinkgeldritter hab herumstiwewe sehe. Uwwer er hat sei Roll prima gespielt. Wir zwei ware zeitweis ganz allei im Frühstückszimmer, und da gab er mir e Depesch mit der Adreß Lugos Marvay, im D-Zug 123, Station Friedberg. Alle Achtung, vor dem Gauner! — Die Depesch war großartig gefälcht. — —

Ich hab wieder Bedenke gehabt. Wenn mer die Depesch bei dem Tote findet, merkt die Polente sofort den ganze Krampf.

Da sagt Hermann grinsend: „Beruhigen Sie sich. So klug wie Sie sin wir auch. Man wird keine Depesche, kein Gepäck, keinen Gepäckschein, überhaupt nichts, gar nichts bei ihm finde, was ihn legitimieren könnte. Hier im Paket is eine Postuniform mit Kapp, die ziehn Se im Bahnhofskloffet an und warte dort, bis der Zug einläuft, dann springen Se, sofort wie der Zug hält, auf die Wage dritter Klasse zu un halte sich immer außerhalb der Schußlinie. Wenn Se Ihr Depesch los geworde sin, halte Se sich kein Moment überflüssig auf, geh'n ins Bahnhofskloffet zurück, ziehn sich um und reise, ohne sich um was anderes zu kümmern, mit dem nächste Zug zurück. Alles andere geht Sie nichts an. Hier sind Mark 1000, den Rest von Ihrem Geld kriegen Se morgen in Frankfurt.“ — —

Alles klappte großartig, genau wie es besproche war, Herr Doktor — —. Ich zog mich so schnell wie möglich wieder um, ging dann vorsichtshalber zu Fuß nach Nauheim, un bin mit dem nächste Personenzug zurückgefahre.“

„Haben Sie gesehen, wie Marvay erschossen wurde?“

„Nei, Herr Doktor, so wahr ich hier vor Ihne sitz, ich war's net, un hab auch nig gesehe. Ich bin, sobald ich mei Depesch losgeworde bin, schleunigst verschwunne, denn ich hat en große Bammel gehabt, es könnt am Schluß doch noch schief abgehe. — —

Am nächste Morge las ich dann die Zeitunge, und da stand drin, daß ein Mann, dessen Name man net kennt, und bei dem die Behörde iwwerhaupt nig zur Feststellung

der Individualität gefunne hätt, erschosse worde wär. Da wußt ich erst, die Sach is geklappt. Dann hab ich später geles, daß Sie die Unnersuchung führe. Oh weh! hab ich gesagt: Schon reingetrete !“

Luz unterdrückte nur mit Mühe ein lautes Auflachen.

„Was wollen Sie mit dieser Bemerkung zum Ausdruck bringen?“

„Na — — ich wollt sage — schon reingetrete, — schon faul. Ich hab mich daher, wie ich Ihr'n Name geles hab, mäuschestill verhalte, un da niemand kam und mer mein Ries gebracht hat, haw ich mich zwar geärgert über den Nepp, war aber annerseits doch froh, daß ich von der Sach nix mehr gehört hab.

So gege den dritte oder den vierte August bekomn ich auf einmal ein Brief von Hermann, der mich wieder ins Hotel Wartburg bestellt. Ich ging hin.

„Servus, Krefß!“ sagt Hermann. „Mer brauche Se noch emal. Vor allem nehme Se mal hier Ihr Honorar.“ — Honorar hat er gesagt, Herr Doktor. — Marvay is im Zug erschosse worden, alles hat geklappt, eine Dame, es ist die Frau, wo unsere Auftraggeberin war, fuhr im gleiche Zug mit, hat sich durch ein sehr gerissene Trick des Gepäckscheins bemächtigt, und in Hamburg Marvays Klamotte abgeholt. Im Koffer Marvays hat se zwar die Gipsfigur gefunne, — — awwer die wichtige Papiere ware net drinn. Auch war nix davon zu bemerke, daß die Gipsfigur angebohrt war.“

„Herr Hermann,“ sag ich, „ich bin kaan Olwel, was ich mit eigene Auge gesehe hab, weiß ich. Ich war kaum zwei Meter von Marvay entfernt, als er vor meine Auge das Päckche in die Gipsfigur gesteckt, und sie widder mit Gips zugeschmiert hat.“

„Man hat aber in der vollständig unbeschädigten Gipsfigur nix gefunne.“

Ich hab nachgedacht und sag: „Dann müsse ebe zwei Gipsfigure existiere, und die falsch lag im Koffer, während die richtig noch hier, wahrscheinlich in der Wohnung von dem Bildhauer, irgendwo versteckt ist.“

„Sie sind ein fabelhaft intelligenter Bursche,“ sagt Hermann. „Mit Ihne macht das Arbeite direkt Spaß. Sie müssen sehen, daß Se die richtig Gipsfigur beibringe, und zwar so schnell wie möglich. — Sie krieye noch emal 5000 Mark. Wollen Sie?“

„Ja,“ sag ich, „jezt, wo ich mit dem Raut (Messer) net mehr zu arweite brauch, jederzeit. Mattener (Dieb) ja —! Aber Kantmalochener (Mörder) ne —! Da spiel ich net mit.“

„Sie könne dariwwer ganz beruhigt sei,“ erklärt Hermann. „Der Diener vom Bildhauer is, wie wir bereits ausbaldowert hamwe, in Urlaub, und den Bildhauer locke mer durch en Brief aus sein Haus. Sie könne ganz ungeniert arweite.“ —

Ich war bereit, kletterte zweimal, an zwei verschiedene Abende, in Marvans Zimmer und durchsucht die ganz Wohnung — fand aber nix. — — Beim dritte Mal ging ich hoch. — —! Das is alles, was ich weiß! Ich geb Ihne mei Ehrewort, Herr Doktor, — ob Se’s glauwe oder net. — Ich bin unschuldig, un diesmal — wirklich nur der Verführte. — Hermann hat mer noch gesagt, wenn es schepp gehe sollt, un einer von uns geht verschütt, Stiekum sein (dicht halten), unner keine Umständ pfeife. — Mir zu Beispiel könnt mer net viel anhawwe, weil nix zu beweise is, un fer jede Monat Knast, den ich ewendewell schiebe müßt, bekäm ich später 1000 Em. — Deshalb, Herr Doktor, hab ich mein Schnabel gehalten, und nix verrate — — —!“

Luz hatte aufmerksam, ohne den Erzähler zu unterbrechen, zugehört. Jetzt zog er seine Zigarrentasche, reichte dem Athletenschorsch eine Zigarre und schob ihm die Streichholzschachtel zu.

Gierig griff der Dieb nach dem begehrten Kraut.

„Bedanken Sie sich bei mir,“ sagte Luz, „daß ich Ihnen Gelegenheit gab, Ihr Herz auszuschütten. Ihr Geständnis hat manches geklärt, und ich will Ihnen zu Ihrer Beruhigung jetzt auch die Versicherung geben, daß Sie als Mörder Marvans nicht mehr in Frage kommen.“

„Gott sei Dank — —! Herr Doktor!“

„Lassen Sie sich den Vorfall eine Lehre sein und halten Sie es stets mit der Wahrheit; denn ohne Ihr Geständnis wären Sie der Dumme gewesen. Erst jetzt ist manche Lücke ausgefüllt, die in der Kette der Ermittlung noch klappte —“

Der Athletenschorsch atmete tief auf.

„Mir is jetzt um hundert Prozent wohler wie vorhin,“ versicherte er eifrig. „Aber, Herr Doktor, wie kommt das Weibsstück — Gott hab se seelich — dazu, zu schreibe, ich wäre der Mörder. So eine Schurkerei war doch noch net da — —!“

„Das hat sie doch gar nicht getan — —!“ erwiderte Luz mit feinem Lächeln.

Der Athletenschorsch glockte Luz dumm an.

„Ja — awwer — — ich hab doch selbst geles, daß se schreibt: Georg war's — —!“

„Stimmt — — aber mit diesem Georg hat sie nicht Sie, Georg Krefz, gemeint, sondern Hermann, dessen Vorname ebenso lautet. —“

Der Dieb schwieg und bearbeitete seine Unterlippe mit den Schneidezähnen. Dann trat er dicht vor Dr. Luz hin und sagte:

„Herr Doktor, ich muß Sie jetzt noch was frage? Wollen Se mer awwer bestimmt die Wahrheit sage —?!“

„Ja!“ erwiderte Luz kurz, und ein ganz flüchtiges Lächeln huschte über seine Mundwinkel.

„Herr Doktor! Wußte Se schon, bevor Se hierher zu mir gekommen sin, daß Hermann — der Gauner — mit dem Vorname auch G e o r g heißt — —?!“

Luz lachte leicht auf.

„Natürlich, wußte ich das —!“

Wütend paffte der Athletenschorsch an seiner Zigarre.

„Da bin ich widder emal richtiggehend geleimt worde,“ brummte er schließlich, halb ärgerlich, halb lachend. Dann aber behielt der Humor die Oberhand, und der Einbrecher sagte grinsend:

„Da seh'n Se selbst, Herr Doktor, daß ich Recht gehabt

hab. Wenn Sie ein Fall in die Händ nemme, dann — — schon reingetrete — —! — —

Na, mir kann's ja jetzt schnuppe sei. — Soviel kann ich Ihne nur sage: Ich geb, sobald ich aus dem Kittche komm, den ewige Kampf mit der Polente uff. Die Brieder sin mer doch zu lochem (Klug), und der dauernde Knast zehrt an die Niere. . . . Wenn ich mein Knast abgeschowe hab, viel uffbrumme kenne se mer diesmal net, dann seh ich zu, widder ein halbwegs anständiger Mensch zu werden. —"

„Bravo, Kreß!“ jagte Luz und reichte dem Dieb über den Tisch weg die Hand, die dieser zögernd ergriff, nachdem er seine beiden Taschen an den Hosensbeinen abgewischt hatte.

„Wenn Sie entlassen sind, Kreß,“ fuhr Luz fort, „dann melden Sie sich sofort bei mir, auf dem Büro. Manus manum lavat, sagt der Lateiner.“

„Das versteh ich nit, ich hab bloß Deutsch und die Kundensprach gelernt.“

„Das Sprichwort heißt übersetzt: Eine Hand wäscht die andere. Sie haben heute — wenn auch nicht gerade aus freien Stücken — mir geholfen, später helf ich Ihnen. Und jetzt Schluß. — Auf Wiedersehen!“

Er gab dem Schließer einen Wink, den sehr vergnügt dreinschauenden Athletenschorsch wieder in seine Zelle zurückzuführen, und verließ das Untersuchungsgefängnis.

Als er langsam die breite Haupttreppe hinabschritt, piff er leise den neuesten Schlager aus der Bertuchischen Operette „Bachstelzchen“: Riskier'n wir mal 'ne Extratour; — ein Beweis, daß er mit dem Verlauf der Vernehmung vollauf zufrieden war.

Zwanzigstes Kapitel

Gleichzeitig mit dem Karlsruher Schnellzug, der um 3 Uhr 10 nachmittags in Konstanz am Bodensee ankommt, hielt auch ein schweres Tourenauto vor dem Bahnhofsportaal, dem ein großer, korpulenter Herr mit vollem, roten Gesicht und einem wallenden, langausgezogenen blonden Schnurrbart entstieg. Er stellte den Motor ab und ging langsam auf einen rotblonden, kräftigen Mann zu, der einen mehr praktischen als eleganten Sportanzug trug, und den Neuankömmling anscheinend mit großer Freude begrüßte.

Die beiden Männer schritten langsam über den Bahnhofsplatz und betraten das Hotel Halm, wo der ältere der beiden bereits Logis genommen und ein zweites Zimmer reserviert hatte.

Oben angelangt wickelte sich der jüngere Fremde aus seinem dicken, für die immerhin noch recht warme Jahreszeit reichlich unpraktischen Ufster, schob mit einem kurzen Ruck eine blonde Perücke vom Kopf und glättete sein eigenes, dunkles Haar.

Dann schnallte er mit sichtlichem Wohlbehagen einen Wattebauch, den er unter der Weste getragen hatte, vom Körper und sagte, indem er sich gemütlich in eine Sofaecke fallen ließ:

„Nun sind wir unter uns, Muschal. Dort in der Reisetasche ist noch eine halbe Flasche Eiskümmel, holen Sie die Bulle mal raus, zwei Gläser müssen auch irgendwo in einer Serviette versteckt sein — — und dann — — erzählen!“

Wachtmeister Muschal kam dem Geheiß nach und schenkte zwei Gläser ein.

„Also, den Kerl haben Sie richtig eruiert —?!“ meinte Luz.

„Jawohl. Es war so schwer nicht, Herr Doktor. Ein bißchen langweilig schon — aber wie er mal so dumm war, in Zürich am Postrestantenschalter nach Briefen unter G. H. 100 zu fragen, hatte ich ihn an der Leine und ließ ihn nicht mehr locker.“

„Hoffentlich hat er von der Ueberwachung keine Ahnung?“ meinte Luz bedenklich.

„Undenkbar, Herr Doktor.“

„Gut, mir soll's recht sein. Erzählen Sie weiter.“

„Der Mann heißt richtig Georg Hermann und reißt auf einen vorschriftsmäßig ausgestellten Paß dieses Namens. Von Beruf ist Hermann Artist, und er benutzte den größten Teil seiner Zeit, sich in einer Züricher Artistenkneipe am Limatquai herumzudrücken. Zwischendurch besuchte er auch zwei Agenturen und schien es darauf anzulegen, in der Schweiz irgendwo Engagement zu bekommen, was ihm aber nicht recht klappen wollte. An Geldmitteln fehlte es ihm aber nicht. Einmal behob er auf der Post eine Anweisung über 5000 Franken. — —“

„Konnten Sie den Absender ermitteln?“

„Jawohl. Die Anweisung war in Romanshorn am Bodensee aufgegeben und trug die Adresse: Frau Grace Figueirao, Hotel Erzherzog Johann in Bregenz. Ich ließ mich auf alle Fälle mit dem Hotel sofort telephonisch verbinden. — —“

„Gut, Muschal! Bravo!“

Der Wachtmeister schmunzelte, das Lob schmeichelte ihm.

„Meine Vorsicht schadete nichts, nützte aber auch nichts, denn die Hoteldirektion teilte mir mit, daß Frau Figueirao bereits am Tage zuvor mit unbekanntem Ziel abgereist sei.“

Hermann lungerte inzwischen immer noch in Zürich herum und ließ Gott den guten Mann sein. Er hatte die

Bekanntschaft eines zweifelhaften Frauenzimmers gemacht, das sehr halbseiden ausah, und mit diesem Weib war er Tag und Nacht zusammen. Vorgestern hat er endlich ein Engagement bekommen.“

„Warum haben Sie mich ausgerechnet nach Konstanz bestellt?“

„Weil Hermann in einem Variété in Schaffhausen engagiert ist, und zwar im Schützenhaus. Es ist dies ein Restaurationsaal mit Theaterbühne in der Schwertergasse. Natürlich, eine Schmiere ersten Ranges, die beste Nummer ist Hermann selbst.“

„Unter welchem Namen tritt er auf?“

„Unter seinem richtigen Namen Georg Hermann. Er arbeitet als Zauberer und Kunstschütze. Ich habe mir gestern das Programm angesehen, er ist gar nicht so übel. Ich wußte nicht recht, wie ich mich verhalten sollte, und wartete mit Schmerzen auf Ihre Ankunft. Wenn ich nur wüßte, auf welche Weise man den Kerl unverfänglich über die Grenze locken könnte. Die schweizer Polizei hilft uns zwar gerne, da ist gerade in Schaffhausen ein Kommissar Sigrift, ein sehr feiner und anständiger Herr, der uns dienlich ist, wo er kann. Aber mit der Festnahme allein ist's nicht getan, dann kommen erst die langwierigen und langweiligen Auslieferungen auf diplomatischem Wege.“

Luz war während der letzten Ausführungen Muschals an den Waschtisch getreten und hatte den Oberkörper entblößt, um eine ausgiebige Reinigung und Erfrischung mit Wasser und Seife vorzunehmen.

„Erzählen Sie nur ruhig weiter, Muschal, ich höre zu.“

„Ich bin fertig, Herr Doktor! —“

„Gut, dann geht Herr Georg Hermann heute abend hoch!“

„Wo?“

„Hier in Konstanz, wahrscheinlich sogar im Hotel Halm. Das Arrangement überlassen Sie ruhig mir. Wir gehen nachher ins Inseltkaffee und besprechen unseren Plan mit aller Ruhe. Heute abend, zur Vorstellung im Schützenhausvariété, fahren wir nach Schaffhausen.“

„Mit der Bahn?“

„Nein, mit dem Auto. Die Zollformalitäten werden hier an der Chaussee in Kreuzlingen erledigt. In fünfzehn Minuten haben wir die paar Kilometer nach Schaffhausen hinter uns.

Prüfen Sie den Ladestreifen Ihrer Mauserpistole. Wir bekommen es heute abend mit einem ganz gefährlichen Gauner zu tun. — — —“

Einundzwanzigstes Kapitel

Lula Varena, die „Wiener“ Soubrette (aus Leitomischl — Böhmen) des „Variété Moderne“ in Schaffhausen stürzte zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung in den muffigen und dumpfen Bretterverschlag neben der Saalbühne, der auf die stolze Bezeichnung Damengarderobe Anspruch erhob.

Die anderen weiblichen Nummern waren bereits mit den Vorbereitungen für ihren Auftritt beschäftigt, bezw. saßen schon fix und fertig angekleidet um den Tisch herum, der Puderquasten von zweifelhafter Sauberkeit, Hasenpfoten, Schminkefeste und dergleichen Requisiten mehr enthielt.

„Kinder!“ rief die Varena, indem sie hastig ihr Straßenkleid am Rücken aufriß und nach einem orangefarbenen Seidenfähnchen griff, das an einem Garderobehaken an der Wand hing. „Kinder, heut müßt's Schmalz in Eure Stimmen leg'n und die Vaanerl schmier'n. Drunten im Saal sitzt nämlich a Direktor von aan großen Variété mit saan Privatsekretär, a feiner Wurzen, sag ich Euch! Er soll die Absicht hab'n, noch a Paar Schauummern z' engaschier'n. Alsdann — nehmt's Eich zusamm. Der Kellner, wo auf den Fotölschplätz'n serviert, hat mir's eben g'steckt. — —“

Vom Saal, der nur durch eine leichte Bretterverschalung und einen verschliffenen, grünblauen Vorhang von der Damengarderobe getrennt war, tönten die rhythmischen Weisen eines Wienerwalzerpotpourris, ausgeführt von der Hauskapelle, bestehend aus Klavier, Geige und Cello.

Herr Direktor Siegwart Mariano — eigentlich hieß er Sally Mayersohn — steckte seinen lödigen Kopf in die Damengarderobe.

„Dorrit!“ rief er einer langaufgeschossenen, mageren Blondine zu. „Fertig machen! Deine Nummer beginnt. Und nehmt's Euch zusammen, Kinder! Ausverkauftes Haus!“

Dorrit Berger, „die bekannte und beliebte“ Soubrette, eilte hinter die linke Seitenkulisse. Die Musik brach draußen ab. Ein heiseres Klingelzeichen ertönte, und der Kapellmeister begann auf dem Klavier das Vorspiel zur ersten Nummer zu intonieren. Der Vorhang flog auseinander, und mit ihrem lieblichsten Lächeln tänzelte Dorrit Berger auf die Bühne.

„Ich bringe Ihnen als erstes!“ rief Sie mit einer schrillen, blechernen Stimme ins Publikum hinab:

„Männer, haste nich en bisken Geld bei dir —!“

Die Nummer begann. Der Gesang war ebenso wenig verführerisch wie das Aeußere der langen Dorrit, die ihre hagere, in einem gelben Paillettekostüm steckende Lausbubenfigur wie ein Pfau hin und her drehte und verliebt schmachtende Blicke ins Publikum schleuderte. Vor allem beehrte sie zwei Herren mit ihren Huldigungen, die an einem Tisch ganz vorne an der Bühne saßen, und einen halben Liter roten Beltliner tranken. —

Das inhaltlich recht geschmacklose, dabei wenig melodische Chanson der Berger zog nicht. Der Schweizer ist im allgemeinen für allzu dicke Abszönitäten nicht zu haben, besonders dann nicht, wenn sie in einem scharf preußisch akzentuierten Deutsch, das zu verstehen ihm Mühe macht, vorgetragen werden.

Auch die zweite Nummer der Berger:

„Die lieben, bösen Kavaliere stellen meiner Unschuld nach!“ war eine Niete und der Beifall beim Abgang der Soubrette derart schwach, daß sich der Vorhang gar nicht mehr zu heben brauchte. Der Herr Kapellmeister begann

daher sofort mit dem Vorspiel zur zweiten Programmnummer, die als internationale Verwandlungstänzerin

„Miß Marquifette Gray“

auf dem Zettel prangte. Diese Nummer begegnete schon einem höheren Interesse.

Zwar war Marquifette weder eine Beauté, noch besonders jung. Im Gegenteil, die Schminke konnte nur mit größter Mühe die zahlreichen Falten und Fältchen des müden, auf ein Bühnenlächeln dressierten Gesichtes verdecken, aber die Miß (aus Zwickau in Sachsen) hatte, was ihr der Neid lassen mußte, sehr gut gewachsene Beine, und auch die choreographischen Darbietungen konnten als durchaus akzeptabel angesehen werden.

Die nächste Nummer, „der Liebling des Schaffhauser Publikums,“ der schweizer Humorist Gaston Erny-Brunner, brachte erst die nötige Stimmung. Er wurde sofort mit lautem Beifall begrüßt, ein Umstand, der als Beweis gelten konnte, daß er sich die Gunst des schweizer Publikums bereits errungen haben mußte.

Dies schien auch verständlich, denn er brachte seine drei Couplets mit einem gesunden, trockenen Humor heraus, blieb, bis auf ein paar reichlich saftige Anekdoten als Zugabe, ziemlich dezent und sang — ein Faktor von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit — in schweizer Dialekt, den zu verstehen den biederen „Schaffhausern“ begreiflicherweise weniger Mühe machte, als das übliche Bühnendeutsch.

Auch die französische Chansonnière Mademoiselle Germaine Duvallet gefiel, wohl hauptsächlich deshalb, weil sie ein hübsches, raffiges, wenn auch außerordentlich freches Gesicht und einen sogenannten Pagenkopf hatte. Von ihrem Gesang, zwei gefährlich zweideutigen, und im Mund einer Frau geradezu ordinär wirkenden französischen Chansons, verstanden die Deutschschweizer glücklicherweise nur die Hälfte, was sie aber nicht hinderte, die Duvallet frenetisch zu applaudieren. Die Franzosen und ihre Sprache erfreuten sich in der Schweiz von jeher

einer besonderen Beliebtheit, während die „Chaibe Schwowe“ und „Dredpriiß“ nirgends auf allzu große Sympathien stießen. —

Das mußte wohl so sein, denn dafür nannten sich die Schweizer auch stolz eine *n e u t r a l e* Republik.

Die Barena als „Wienerin“ konnte schon wieder mehr Sympathien für ihre Person verbuchen, sie sang außerdem zwei Liedchen aus dem „Walzertraum“ und der „Geschiedenen Frau“, deren melodiose Instrumentation selbst den wenig musikalischen Thurgauern in die breiten Ohren schmeichelte.

Auch die Tyrolienne Berta Saalborn durfte mit ihrem Herzog Johann Jodler und „Mei Bua is mei alles“ einen Achtungserfolg verbuchen.

Interessant war die Tatsache, daß jeder auftretende Künstler, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, zuerst seine Augen auf die beiden Herren an dem Tisch vor der Bühne richtete, die gelassen und mit gleichgiltigen Mienen diese Aufmerksamkeit völlig ignorierten und dem Inhalt ihrer Weingläser anscheinend ein weit größeres Interesse entgegenbrachten, als den ziemlich mittelmäßigen artistischen Darbietungen.

Herr Direktor Francois Eggli sollte, wie die Barena in Erfahrung gebracht hatte, je ein großes Variététheater in Lausanne und St. Gallen besitzen. Das Engagement in Schaffhausen war nicht für die Dauer, und die Gage hundeschlecht. Es konnte daher nichts schaden, wenn man dem Variétégewaltigen, der sich zufällig in die Schmiere des Herrn Direktor Mariano verirrt hatte, mit besonderer Aufmerksamkeit entgegenkam.

Das Programm ging weiter.

Nach der Pause kamen die besseren Nummern.

Eine Spikentänzerin, die ehemalige Diva Yvette Spiegel-Herdt vom Königlichen Hoftheater in Mannheim, der Kunstschützen- und Illusions-Akt Georg Hermann und der Clou des Abends — — die internationalen Damenringkämpfe.

Herr Direktor Eggli und sein Begleiter schienen wirklich nicht zu merken, daß ihre Anwesenheit die Künstler des Variétés Moderne zu ganz besonderen Anstrengungen veranlaßte. Sie behielten ihre gelangweilte Miene bei. Erst als der Vorhang sich für die Nummer des Illusionisten Hermann öffnete, zeigten sie ein gewisses Interesse, das sich vor allem dahingehend äußerte, daß Herr Direktor Eggli während der Nummer Hermanns nicht nur sein Weinglas vollständig vergaß, sondern auch den Vorgängen auf der Bühne mit einer gewissen Spannung zu folgen schien.

Hermann war einer jener Manipulatoren, die ohne Begleitvortrag arbeiten. Er begann lautlos einige bekannte Kunststückchen, wie Verschwinden von Taschentüchern, Spielfarten, Eiern und farbigen Holzfiguren, vorzuführen und holte aus einem leeren Blechgefäß ein ganzes Warenlager von seidnen Tüchern hervor. Aus einem alten Zylinderhute zauberte er sämtliche Nationalflaggen Europas, zuletzt die rote Schweizerfahne mit weißem Kreuz, die er an einem Flaggenstock in die Höhe zog, eine Konzession an den Patriotismus der Schaffhäuser, die diese Nummer denn auch gebührend und mit besonderer Lebhaftigkeit applaudierten.

Dann wurden die diversen Apparate von der Bühne getragen und Hermann trat mit einem kleinen Gewehr, das sich von der herkömmlichen Form eines Tesching oder Flobert nur durch einen auffallend dicken, plumpen Lauf unterschied, vor die Rampe.

Er wolle jetzt, erklärte er, das geehrte Publikum mit seiner neuesten Nummer bekannt machen, und zwar schüsse er auf zwanzig bis dreißig Meter Entfernung Ziele von der Größe eines Zündhölzchens mit unübertrefflicher Sicherheit von der Bühne. Er bediene sich zu diesem Zwecke eines neuen, noch vollständig unbekanntes amerikanischen Modells, das ohne Pulverladung, nur auf chemisch-physikalischem Wege, das Projektil lautlos aus dem Lauf triebe.

Er schritt nach einem im Hintergrunde des Saales an-

gebrachten kleinen Podium, pfiß auf einer silbernen Pfeife, und der Vorhang flog erneut auseinander.

Auf der Bühne waren vier Ständer aufgebaut, von denen jeder eine Spielkarte, und zwar die vier Assen enthielt.

Hermann öffnete die Kammer seines Gewehrs, lud einen Streifen von 12 kleinen konischen Kupferstückchen in den Lauf und legte an. Aus dem Hintergrund des Saales vernahm man ein leichtes, viermaliges Zischen, dem unmittelbar darauf ein schwaches Aufklatschen wider die Kartonblättchen auf der Bühne folgte, dann sprangen zwei Theaterdiener aus der Seitentür. Jeder nahm zwei Ständer in den Arm und trug sie in den Saal hinab. — Die Figuren der Spielkarten waren in der Mitte glatt durchgeschossen. — — —

Ein donnernder Beifall brach im Saale los, den Hermann mit einem stolzen Kopfnicken, ein wenig hochmütig quittierte. Er führte die Nummer mit der gleichen Sicherheit in verschiedenen Variationen noch mehrere Male aus und sprang unter dem Jubel des Publikums auf die Bühne, wo er sich verneigte. — Der Vorhang fiel — —!

Die Zuschauer wollten sich aber nicht beruhigen, besonders Direktor Eggli und sein Sekretär klatschten, daß ihnen der Schweiß von der Stirne troff. — Hermann mußte nochmals vor dem Vorhang erscheinen, dann begann die Musik die „Sambre et Meuse“ zu intonieren, und unter den Klängen dieses rhythmischen französischen Militärmarsches stelzten sechs Damen, die „internationalen Ringkämpferinnen“, im Gleichschritt auf die Bühne.

Direktor Eggli schien an dieser Nummer kein Interesse mehr zu haben, er hörte kaum, daß der Manager verkündete, daß heute

Frl. Petersen (Schleswig) gegen Frl. Räubli (Schweiz),
Frl. Ivanovska (Rußland) gegen Hintermair (Bayern) und
Frl. Antognini (Italien) gegen die Mulattin Maud Florida
ringen würden. Er verließ mit seinem Sekretär den Theatersaal und begab sich in die nach der Straße zu liegende

Bierrestauration, wo er den Kellner bat, Herrn Hermann zu einem kurzen Besuch zwecks Regelung einer geschäftlichen Angelegenheit herzubitten.

Wenige Minuten später erschien Hermann am Tisch.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr Direktor?“

Direktor Eggli sah den Artisten prüfend an. Hermann mochte vielleicht 45 Jahre zählen. Er hatte einen großen, breiten Kopf und blonde Haare, die an den Schläfen anfangen zu ergrauen. Sein energisches, scharf geschnittenes Gesicht war von vielen Falten und Runzeln durchzogen, was ihn vielleicht älter erscheinen lassen mochte, als er in Wirklichkeit war. Er trug einen modernen dunklen Straßenanzug und saubere, gute Wäsche.

„Wolle Sie bitte Platz nehmen, Herr Hermann,“ sagte der Direktor. Er sprach jenes harte Deutsch mit den scharf akzentuierten Gaumenlauten, das dem Schweizer eigen ist, wenn er sich bemüht, Hochdeutsch zu reden.

„Ich darf Sie vielleicht zu einem Gläsli einladen, ich hab etwas Geschäftliches mit Ihne zu bespreche. Chellner, bringet Se bitte e Flasch Muschtateller und try Gläser! — Ich bin Besitzer von zwei großen Variététheatern. Zufällig kam ich heute abend ins Schützenhaus — ich wohne augenblicklich drübe — in Konstanz — und hab mir das Programm angelugt. — Misch! — dann ich Ihne segge —! Misch, geradezu schuderhafte Misch!“ Herr Eggli fiel, ohne es vielleicht zu bemerken in seinen St. Galler Dialekt. „Die Wyber, villncht, als Usnahm die Französin — Dred! Wie mir ganz ganz unmögglich. Die einzig Nummer, wo goht, sogar in ihrer Art vorzügglich ischt, isch die Ihre. — Sind Sie an Schaffhuse für längere Zyt gebunde?“

„Nein, Herr Direktor, ich bin nur bis zum ersten hier.“

„Guet! Un hänn Se nochher schon Engagement?!“

„Nein, Herr Direktor. Es ist schwer, weil ich aus familiären Gründen vorerst nur in der Schweiz arbeiten kann. In Deutschland und Oesterreich könnte ich Stellen en masse haben, aber in der kleinen Schweiz ist's schwer!“

Direktor Eggli neigte zustimmend das Haupt.

„Proscht! Herr Hermann!“ sagte er, und auch der Artist tat Bescheid. „Dann sin wir ja soweit enig. Ich bin bereit, Sie für September für St. Galle, und für den Oktober für Lausanne zu engagiere. St. Galle 700 Franke Gage im Monat, und Lausanne 900. Einverstande?!“

„Jawohl, sehr gerne!“

„Na, dann Proscht, Herr Hermann. Sprechet Sie Französisch?!“

„Nur ganz wenig.“

„Schad nichts,“ meinte Eggli gemüthlich. „Dann muß unser Regisseur eine kleine Conference halte. Wir müin't Se sowieso als Amerikaner usgewe. Der Düttsche zieht nüt, besonders nüt in der Westschwyz. Trinket Se us, Herr Hermann. Wir wolle glych das Geschäftliche regeln un den Vertrag unterschrywe. — Wir fahre nach Konstanz!“

Hermann setzte das Weinglas, das er im Begriff war an den Mund zu führen, überrascht ab.

„Nach — — Konstanz — —!?“ fragte er.

„Natuurli!“ entgegnete Eggli harmlos. „Frylich, nach Konstanz. Meinet Se villncht, ich blieb in dem Nescht Schaffhuse sihe, wann i drübe — zäh Minute über d' Gränz — die beschte Hotels finde kann. — Mir müin't scho rüber fahre — ich hänn's Auto druse, denn ich cha vergasse, Vertrag ynzustäcke, und morgte muß i scho nach Münche wyterfahre. — —“

„Ich möchte es aber tunlichst vermeiden,“ wandte Hermann ein, „deutsches Gebiet zu betreten. Läßt sich die Sache nicht hier arrangieren.“

„Warum —?!“ fragte Eggli, dann lachte er auf einmal unvermittelt auf. „Ach so!“ sagte er. „Ich weiß, ich weiß scho, warum Se sich nüt in Düttschland welle blicke lo. Sie hänt was usg'frässe drübe?!“

Der Artist zuckte zusammen und schüttelte den Kopf.

„Wette, daß Sie was usg'frässe hänn?“ beharrte Eggli, „wette, das i au weiß, was es ist?!“

Der Artift sah den Direktor mit einer gewissen ängstlichen Spannung an.

„Ich will's Ihne segge,“ fuhr dieser harmlos fort. „Sie häänt bym letschte Engagement drübe Ihre Stüre (Steuern) nüt zahlt. Ich weiß doch Bescheid — —!“

Lachend sah er dem Artisten ins Gesicht, der nun selbst in ein anscheinend erleichterndes Lachen ausbrach.

„Icht's nüt so, Herr Hermann — —?!“

„Es stimmt, Herr Direktor. Es ist so.“ —

„Na, dann bruchet Se kei Angst zu hänn,“ meinte Eggli amüsiert. „Wir lossen üs uff der Stroß garnüt blicke. Sie ganget glych mit ins Hotel, wir trincke dort noch e Fläschli, mache die Verträg fertig, und dann reißet Sie mit mym Auto — myn Sekretär hier fährt — widder retour. Alors en avant! Trinket Se us, und dann — fürre (voran).“

Der Artift schien noch einen Augenblick zögern zu wollen, aber die beiden Herren kümmerten sich gar nicht mehr um ihn. Der Sekretär verließ sofort die Restauration und kurbelte den Motor des draußen harrenden Kraftwagens an. Eggli beglich die Zeche und folgte.

Da nahm denn auch Hermann seinen Hut vom Garderobehaken und eilte ohne langes Besinnen den beiden anderen nach.

Der Sekretär kletterte auf den Führersitz, Hermann und Eggli setzten sich in den Fond des Wagens, und dann ging die nächtliche Fahrt hinaus, durch die alten, engen Gassen der Hauptstadt des Kantons Thurgau, über die Rheinbrücke, längs der schweizer Seite des Flusses, auf Diessenhofen zu. Das Städtchen wurde in schnellem Tempo durchfahren, nach wenigen Minuten kamen die schweizer Dörfer Steckborn und Ermattigen in Sicht. Fünf Minuten später hielt der Kraftwagen an der deutsch-schweizerischen Grenze in Kreuzlingen.

Die Zollformalitäten auf schweizer Seite wurden rasch und in loyaler Weise geregelt, auch der Wiedereintritt auf deutsches Reichsgebiet ging außerordentlich glatt und rei-

nungslos vonstatten. Der badische Zolloffizier trat selbst aus seinem Büro, — er schien Eggli gut zu kennen — und einige Sekunden später ratterte das Auto durch die nachts stillen Straßen des hübschen Bodenseestädtchens Konstanz.

Im Hotel Halm angekommen, beorderte Eggli drei Flaschen Johannisberger Auslese auf sein Zimmer und stieg mit Hermann und seinem Sekretär die teppichbelegten Stufen nach seiner Etage hinauf.

Hermann hatte sich inzwischen eine Zigarre angesteckt, die ihm der Direktor unterwegs im Wagen angeboten hatte, und deren Dampf eine wonnige Beruhigung auf seine ein wenig erregten Nerven ausübte. Die Furcht vor den deutschen Behörden schien einer geradezu freudigen Stimmung bei ihm gewichen zu sein, und in bester Laune hob er sein Glas, um dem Direktor, der inzwischen einen Anstellungsvertrag in zweifacher Ausführung niederschrieb, zuzutrinken.

„Braucht Sie Vorschuß, Herr Hermann?“

„Nein, danke, Herr Direktor. Sie wissen doch, daß ich die Preußen um die Steuer geneppt habe, und dadurch ein reicher Mann geworden bin.“

Eggli ging lachend auf den Scherz ein. Er füllte von neuem das Glas seines Gastes, der mit der Durchsicht des Vertrages beschäftigt war und nicht merkte, daß der Sekretär auf einen leisen, beinahe unmerklichen Wink seines Chefs, den Inhalt einer kleinen Ampulle, die er in der linken Hand geschickt verborgen hielt, in Hermanns Glas schüttete.

Er bemerkte auch nicht die versteckt lauernenden Blicke der beiden Männer, als er den einen Vertrag unterschrieben zurückreichte, sein Glas erhob, und es bis zur Nagelprobe leerte.

Eggli schenkte ihm sofort wieder ein, aber der Artist war plötzlich nicht mehr in der Lage, das Glas zu heben. Die Arme wurden ihm schwer und ein leichter Nebel umfing seine Sinne.

Teufel. Sollte er wieder einmal zuviel getrunken haben?!

Direktor Eggli stand vor ihm und hielt die Flasche in der Hand, um sich selbst einzuschenken. Blutigrot schien der vorher blaßgelbe Rheinwein in einem dickflüssigen Strahl aus dem Flaschenhals herauszuquellen. Flammen wuchsen aus der Flasche, züngelten wie giftige Reptilien nach seinem Gesicht — zwei feurige Krallenhände suchten seinen Hals. — —

Hermann wollte sich wehren, — aber die Glieder versagten den Dienst. Auch die Zunge lag ihm bleischwer im trockenen Mund, so daß er nur unartifulierte, stammelnde Laute über die Lippen brachte. —

Da schloß er, halb wider seinen Willen, die Augen und sank vom Stuhl, sank, sank tief und tiefer bis in die Unendlichkeit. — — —

Er erwachte durch einen hellen, grellen Lichtstrahl, der hoch oben von der Decke in die, in grünes Dämmerlicht getauchte Hotelstube fiel. Sein Kopf schmerzte und machte ihm ein logisches Denken zur Unmöglichkeit. Wo war er denn eigentlich?

Richtig, in einem Konstanzer Hotel. Zwei Herren hatten ihn im Auto aus Schaffhausen mitgenommen. Ja, und in seiner Tasche steckte ein günstiger Engagementsvertrag. Für die nächsten zwei Monate war er geborgen.

Aber — er hatte getrunken — viel getrunken — zuviel. — Zum Teufel, dieser tückische, süßliche Wein wirkte jetzt noch — — und — — Donnerwetter —! Er befand sich ja in Konstanz, im Hotel Halm, auf gefahrdrohendem badischem Staatsgebiet, im Machtbereich der deutschen Behörden — —!

Berteufelt. Er mußte schleunigst nach der Schweiz zurückkehren. Und mit übermenschlicher Energie bezwang er die ermüdende Beklemmung, die seine Glieder gefesselt hielt, und richtete sich schwerfällig von seinem, wie er jetzt erst fühlte, hartem Lager auf.

Blinzelnd sah er sich im Raume um, der grelle Sonnenschein blendete ihn.

Aber — wo war er denn? Mit dem gut möblirten Hotelzimmer hatte der kahle, nackte Raum, der aus dem kleinen, vergitterten Fenster sein Licht empfing nicht die geringste Aehnlichkeit.

Wankend, immer noch in einer halben Bewußtlosigkeit, erhob er sich von der Pritsche. Er betastete den irdenen Steinkrug, der vor ihm auf einem kleinen Klappptischen stand. Er enthielt Wasser, frisches, klares, kaltes Wasser. Auf einem Zug trank er den Krug leer. Ah, das tat wohl —!

Die Thür öffnete sich. Zwei Männer erschienen. Einer hielt einen großen Schlüsselbund. Der andere steckte in einer grünen Uniform, trug einen Helm und hatte einen Karabiner am Riemen über der Schulter hängen.

Wie von einer Natter gebissen fuhr Hermann beim Anblick der beiden Männer zurück. Ein Blick auf die eisenbeschlagene Thür, die ein kleines, rundes, von außen zu öffnendes Guckfensterchen enthielt, enthüllte ihm die Wahrheit. Er wußte plötzlich, wo er sich befand! — — —

Da sagte der Gendarm in ruhigem aber bestimmten Ton: „Folgen Sie mir. Ich habe Sie dem Untersuchungsrichter vorzuführen.“

Einer Ohnmacht nahe, lehnte sich Hermann wider die kalte Steinwand. Er war plötzlich nüchtern und überdachte blitzschnell seine Situation. —

Hereingefallen! Uebertölpeln hatte er sich lassen, wie ein Schuljunge!

Die beiden Theaterleute gestern waren verkappte Polizeispione, die ihn aus der sicheren Schweiz heraus auf den gefährlichen reichsdeutschen Boden gelockt hatten. Nun saß er fest in der Tinte. — —

Der Schließer hatte ihn mit sanfter Gewalt aus der Zelle gezogen, und halb willenlos folgte er dem Gendarmen durch einen langen, öden Gang, der sein Licht durch einige kleine Deckenfenster erhielt.

Während des Gehens arbeitete sein Geist fieberhaft.

Fatal! Aber noch war nichts verloren!

Wer konnte ihm etwas beweisen, und doch — — Teufel; wenn man Grace vielleicht erwischt hatte, oder Inge konnte gepfeifen haben, die Weiber hielten ja alle nicht dicht, wenn es ihnen an den Kragen ging. —

Vor einer Thür, die ein weißes Zettelchen mit dem Vermerk Untersuchungsrichter trug, blieb der Gendarm stehen und klopfte an. — — — —

Als Hermann eine halbe Stunde später in seine Zelle zurückgeführt wurde, wußte er, daß er das Spiel verloren hatte.

Inge tot, ein Brief, der ihn des Mordes denunzierte, in den Händen der Polizei, außerdem hatte der Lump, der gottverdammte, dieser Schweinkerl von Krefß, in Frankfurt alles verraten, und Dr. Luz, jener gerissene Spürhund, bearbeitete die Sache. Er selbst war es, der ihn gestern abend als Variétédirektor Eggli in Schaffhausen überlöpelte und nach Deutschland entführte.

Das heißt, entführte traf eigentlich nicht zu, völlig freiwillig war er mitgekommen. Welch eine Dummheit — — —!

Was konnte ihm blühen?! Zuerst eine langwierige Untersuchungshaft, dann der Prozeß vor dem Schwurgericht. Mord! Todesstrafe oder lebenslängliches Zuchthaus!

Hermann durchmaß mit langen Schritten und in großer Erregung die enge Zelle.

Dort oben hinter den Eisenstäben winkte die Freiheit!

Freiheit. Ein imaginärer Begriff für ihn. Und doch — — —!

Vielleicht! Noch Rettung! Noch schien die Polizei die Figueirao nicht ermittelt zu haben! — Aber der Brief — und dann die Aussagen des Hoteliers in Friedberg und des Personals.

Und außerdem — Dr. Luz hatte die Sache in der Hand.

Ausichtslos! — Er würde auch Grace bald an der Kette haben. Ihre Adresse ausfindig zu machen,

konnte ihm nicht schwer fallen, Briefe, schwer belastende Briefe befanden sich in seinem Koffer in Schaffhausen. —

Idiot, der er war! Gestern wollte er sie verbrennen, dummerweise unterließ er diese eigentlich selbstverständliche Präventivmaßregel. Luz würde unter allen Umständen sofort eine Durchsichtung seiner Gepäckstücke vornehmen, ob direkt oder durch Vermittlung der Schaffhauser Polizei, das blieb sich gleich. Man fand die Briefe — — und dann — — Prost Mahlzeit!

Le jeu est fait. Sein Spiel war verloren!

Er suchte in den Taschen. Natürlich hatten sie ihm alles abgenommen. Seine Briefftasche, sein Geld, auch das Taschenmesser. —

Da fiel sein Blick auf den irdenen Wasserkrug.

Er nahm den Krug langsam, fast zärtlich in seine schlanken, gepflegten Artistenhände.

Hier hielt er die Rettung! — — —

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Eine Stunde später stürzte Muschal aufgereggt nach kurzem Anklopfen in das Hotelzimmer von Dr. Luz.

Luz lag noch im Bett.

„Nanu, Muschal!“ sagte er, und richtete sich auf den rechten Ellbogen auf.

„Böse Nachrichten, Herr Doktor! Deshalb entschuldigen Sie mein Eindringen. Hermann ist tot!“

Die Mitteilung trieb Luz in die Höhe; mit gleichen Füßen sprang er aus dem Bett.

„Soeben telephonierte die Gefängnisdirektion,“ fuhr Muschal fort. „Hermann hat sich heute früh, sofort nach dem Verhör die Pulsadern durchschnitten. Er zerbrach seinen Wasserkrug und benützte eine scharfe Scherbe zum Selbstmord. Als der Schließer durch das Klirren des zerbrechenden Kruges in die Zelle eilte, war das Unglück bereits geschehen. Hermann lebte noch, ärztliche Hilfe vermochte aber nichts mehr, er hatte bereits zu viel Blut verloren.“ —

„Fatal!“ sagte Luz. „Der Selbstmord macht uns einen Strich durch die Rechnung, bringt aber andererseits das Eingeständnis der Schuld.“

Bei diesen Worten erhob er sich von der Bettkante, auf der er bisher gesessen hatte, streifte den Rock seines rohseidenen Schlafanzugs ab und ging zur Waschtoulette.

„Ja — und noch etwas,“ rief Muschal, „beinahe hätte ich's bei der Wichtigkeit der anderen Nachricht vergessen.“ —

Hier ein Eilbrief der Kriminalpolizei in Frankfurt.“

„Deffnen und vorlesen!“ gebot Luz und fuhr sich mit einem großen Gummischwamm über Brust und Rücken.

„Der Brief enthält nur ein Telegramm,“ sagte Muschal. „Eine Mitteilung der Münchener Polizeidirektion, Abteilung Fahndungspolizei:

Frau Grace von Rottsieper geb. Figueirao nicht mehr in München zu eruieren. Seit drei Wochen abwesend, auf Reisen abgemeldet.

Kriminalpolizei München.“

Auch das noch!“

„Nur Ruhe!“ gebot Luz seinem ärgerlichen Wachtmeister. „Inge Marvan, Georg Hermann, Georg Krefß haben wir, die holde Grace kriegen wir auch noch.“ Bei diesen Worten schlüpfte er in Hemd und Hosen und setzte sich gelassen auf den Bettrand, um seine Stiefel zuzuschnüren.

Es klopfte wider die Türe. Auf das laute „Herein!“ Luz' trat ein etwa 40 jähriger, sauber aber wenig elegant gekleideter Mann in das Zimmer. Luz eilte ihm entgegen.

„Guten Morgen, Herr Kollege!“ sagte er, „entschuldigen Sie bitte, wenn ich Sie so in diesem Aufzuge empfangen muß, aber ich konnte nicht anders, ich mußte mich ausschlafen.“

Der Angekommene war der Polizeileutnant Sigrift aus Schaffhausen.

Luz bat ihn, Platz zu nehmen.

„Durch die Entführung des Artisten Hermann auf deutsches Gebiet bringen Sie mich in eine nette Kalamität, Herr Doktor!“ sagte der Schweizer in seinem harten Hochdeutsch.

Luz lachte. „Ausgeschlossen! Scherereien werden Ihnen in keiner Weise entstehen. Erstens ging Hermann durchaus freiwillig mit mir nach Konstanz. Hierfür sind der Nachtportier und der Zimmerkellner die einwandfreiesten Zeugen, die Sie sich denken können.

Der Zimmerkellner wird Ihnen des weiteren auf Befragen bestätigen können, daß Hermann mit uns beiden in schönster Harmonie hier am Tische saß, völlig im Besitze seiner körperlichen und geistigen Freiheit war, und in freundschaftlicher Weise mit uns, seinen Gastgebern, potulierte, außerdem ist der ganze Vorfall längst überholt, denn Hermann hat heute morgen im Gefängnis Selbstmord verübt.“

„Gott sei Dank!“ sagte der Schweizer, „denn sonst, Sie wissen ja Bescheid und kennen die unangenehmen Verwicklungen, die bei einem weniger korrekten Vorgehen hätten entstehen können. Ich war übrigens schon für Sie tätig, Herr Doktor, und habe heute morgen durch zwei Polizisten die Effekten des Artisten beschlagnahmen lassen. Da ich wußte, auf was es ankommt, brachte ich Ihnen die Sie voraussichtlich interessierenden Dinge gleich mit, der Abholung der anderen Effekten steht nichts im Wege.“ Bei diesen Worten legte Leutnant Sigrift zwei Pakete auf den Tisch.

„Sie sind unbezahlbar, Kollege!“ rief Luz erfreut. „Wir wollen gleich mal schauen, was wir von den Säckelchen gebrauchen können.“

„Sie werden zufrieden sein,“ erwiderte der Schweizer lachend, „denn Sie finden die langgesuchte Adresse der Portugiesin, die, wie Sie mir erzählten, als Anstifterin in der Mordsache gelten kann.“

Luz griff eifrig nach dem einen Paket.

„Das ist Hermanns chemisches Gewehr!“ sagte der Schweizer.

„Interessiert mich ungemein,“ erwiderte Luz, schlug das Papier auseinander und prüfte die Waffe aufmerksam. Er öffnete die Kammer, klappte den Lauf nach unten und untersuchte den Anschlagkolben. Dann gab er schweigend die Waffe an Muschal weiter, der sie in die Waschtischschublade legte.

„Nun das andere Paket!“ sagte Luz.

Es enthielt eine große Anzahl Briefe, die Luz durchflog.

Zwei legte er zur Seite, dann begann er Muschal, der respektvoll wartend am Tische stand, den Inhalt laut vorzulesen:

München,

Lieber Freund!

Seht zu, daß Ihr zu einem Ende kommt. Es liegt mir außerordentlich viel daran, die Briefe bald zu erhalten, den Grund können Sie sich denken, denn wenn Sie in falsche Hände kommen, bin ich erledigt. Ich warte hier bis zum 15. ds. Mts. und hoffe bis dahin auf guten Erfolg. Gruß Grace.

„Jetzt der zweite Brief, das Datum ist von vorgestern. Die Adresse, Herrn Georg Hermann, Artist, Neuhauserstraße 129, Schaffhausen, Schweiz.“

Innsbruck, Hotel Tirolerhof.

Lieber Freund!

Ich verstehe Ihr Schweigen nicht, noch weniger den Grund, warum Sie Deutschland so schnell verlassen haben und wieder ein artistisches Engagement annehmen.. Ist etwas passiert? Ich bin außerordentlich beunruhigt, umso mehr, als Inge nichts von sich hören läßt. Ich habe Ihnen wunschgemäß den Betrag von Frs. 5000.— nach Zürich gesandt, und zwar gelegentlich eines Ausfluges an den Bodensee, den ich mit einem Freund dieser Tage unternahm. Aber ich muß jetzt für mein Geld etwas sehen. Daß der eine Teil des Auftrages wunschgemäß erledigt wurde, soll Ihnen dankbar anerkannt werden, aber das wichtigste sind die Briefe, und die müssen, koste es was es wolle, in meinen Besitz gelangen. Ich bleibe noch 10—12 Tage hier und hoffe, bevor ich Ihnen meine neue Adresse angebe, auf eine beruhigende Nachricht.

Es grüßt Sie bestens

Ihre Grace.

Der Umschlag des Briefes enthielt die Adresse: Grace Figueirao, Hotel Tiroler-Hof in Innsbruck.

„Damit hätten wir ja das Frauenzimmer fest,“ sagte Muschal befriedigt. „Aber dumm, Innsbruck liegt in Oesterreich, und wir werden wieder Auslandsfcherereien haben.“

„Nein,“ entgegnete Luz entschieden. „Frau Grace wird nach Deutschland kommen, dafür lassen Sie mich sorgen.“

„Was gedenken Sie zu tun?“ fragte der Schweizer Polizeibeamte interessiert.

„Wenn ich ein Filmdetektiv wäre,“ entgegnete Luz lachend, „würde ich mich jetzt als Hermann verkleiden und Frau Grace die Würmer aus ihrem rosigen Näschen ziehen, aber leider erleben wir weder einen Detektiv-Film oder einen Nic-Carter-Kriminalroman, und müssen auf derartige wirkungsvolle Mätzchen verzichten, denn kein Mensch der Welt kann eine Maske zurechtminken, die dem Tageslicht und vor allem — mißtrauischen Frauenaugen standhält. Aber was ich kann, das ist, die Schrift Hermanns kopieren — ein Brief von ihm liegt ja hier im Paket — und mein Schreiben bestellt Frau Figueirao nach einem deutschen Platz, in ein deutsches Hotel. München dürfte die geeignetste Stadt dafür sein. Dort wird Frau Figueirao festgenommen. Da ich kein Romanschriftsteller und kein phantasiebegabter Filmregisseur bin, muß das Abenteuer wohl oder übel in einer durchaus prosaischen Weise mit der polizeilichen Festnahme der Frau Baronin von Rottsieper enden.“

Ihnen, Herr Kollege Sigrift, sage ich für Ihre Bemühungen einstweilen meinen allerherzlichsten Dank.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel

U ngefähr 10 Minuten nach Ankunft des Schnellzuges Ruffstein—Rosenheim—München betrat der Liftboy des Hotels Metropol das Zimmer Nr. 160.

Zwei Herren, die dort wartend am Fenster gesessen hatten, erhoben sich sofort von ihren Stühlen.

„Was gibt's?“ fragte der jüngere der beiden.

„Herr Hermann!“ antwortete der Liftboy, „eine Dame ist unten, die Sie zu sprechen wünscht.“

Die beiden Herren wechselten einen schnellen Blick. „Lassen Sie die Dame bitte heraufkommen!“ antwortete der Jüngere, und als die Türe sich hinter dem Liftjungen geschlossen hatte, fuhr er, zu seinem Begleiter gewandt, fort:

„Jetzt, lieber Muschal, gilt's! Ihre Rolle kennen Sie. Sobald Frau von Kottsieper eingetreten ist, schließen Sie sofort die Türe, während ich das Fenster mit meinem Körper decke. Pistole auf alle Fälle bereit halten, wenn ich auch nicht glaube, daß wir die Waffe benötigen.“

Draußen klopfte es.

„Herein!“ —

Mit Spannung hefteten sich die Augen der beiden Männer auf die Türe, die sich langsam öffnete.

Eine junge Frau in elegantem Reifekleid trat ins Zimmer.

Sie war von kleiner Figur, schlank und doch von jener gewissen ebenmäßigen Rundlichkeit, die der Wiener mit „mollert“ bezeichnet.

In einem bleichen, wunderbar zarten und reinen Gesicht blickten ein Paar große, dunkle, mandelförmig geschnittene Augen, die mit dem starken rotgoldenen, unter einem kleinen grünen Wildlederhütchen hervorquellenden Haarschopf in seltsam aparter Weise kontrastierten.

Die zirka 30 jährige Frau trug ein fußfreies Reiskleid aus grauem Homespunstoff, mit grünem Wildleder garniert, die kleinen, auffallend zierlichen Füße steckten in eleganten, hochgeschnürten braunen Stiefeln.

Sie war einige Schritte weit in das Zimmer getreten und fuhr erschrocken zurück, als sie zwei, ihr völlig fremden Männern gegenüberstand, von denen der ältere der beiden höflich und zuvorkommend, aber mit einer verdächtigen Hast, die Türe schloß und den Schlüssel umdrehte.

Der Jüngere trat höflich näher, an ihn wandte sich die Frau.

„Ich bitte um Verzeihung!“ stammelte sie ein wenig verwirrt und sichtlich beunruhigt. „Ich — glaube mich — in der Zimmernummer geirrt zu haben!“

„Nein, gnädigste Frau B a r o n i n,“ erwiderte der Herr mit ausgesuchtester Höflichkeit. „Sie sind schon richtig. Hier ist Zimmer Nr. 160, wohin ich Sie durch einen Brief nach Innsbruck bestellt habe.“

Ein deutliches Unbehagen malte sich in den Zügen der jungen Frau.

„Und dennoch — — es muß — hier eine Verwechslung vorliegen — — Wollen Sie — bitte — den Ausgang freigeben!! Ich habe mit Ihnen nichts zu tun — — ich suche — — einen Artisten namens Hermann. — —!“

„Das ist mir natürlich kein Geheimnis, Frau v o n R o t t s i e p e r, da Hermann aber nicht mehr zu sprechen ist, bin ich gezwungen, Sie an seiner Stelle zu empfangen. Darf ich bitten, Platz zu nehmen.“

„Hermann — — kann — mich nicht sprechen?! N i c h t m e h r s p r e c h e n!“ stotterte die Frau. „Was ist passiert — —?“

„Er hat gestern im Polizeigefängnis in Konstanz Selbstmord verübt. —!“

Die Hände der jungen Frau begannen leicht zu zittern und mit unsicherer Stimme, die nur schwer ihre Erregung verbergen konnte, fragte Sie:

„Wer — sind — Sie — eigentlich — —!“

„Doktor Karl Egon Luz, von der Frankfurter Kriminalpolizei. Ihnen zu dienen, gnädige Frau Baronin. —!“

Diese Worte kamen mit der größten Liebenswürdigkeit und in verbindlichster Weise heraus, dennoch wurde das schon ohnehin bleiche Gesicht der Frau um einen Ton fahler. —

Sie tastete mit der linken Hand unsicher nach der Lehne des vor ihr stehenden Stuhles und sagte mühsam und gepreßt:

„Ich — habe — mit Ihnen nichts zu tun — — Ich kenne — Sie nicht. Warum haben Sie mich aus Innsbruck weggelockt und hier nach dem Münchener Hotel bestellt?“

„Weil ich“, entgegnete Luz direkt auf das Ziel losgehend, „einen Haftbefehl, ausgestellt von der Frankfurter Staatsanwaltschaft, gegen Sie in der Tasche habe und eine Festnahme in Innsbruck, auf österreichischem Gebiet, gewisse Schwierigkeiten verursacht hätte. — —“

Ich bedaure — meine Gnädigste — aber ich muß meiner Pflicht nachkommen und erkläre Sie im Namen des Gesetzes für verhaftet. — —“

Grace Kottsiepers Gesicht nahm eine aschgraue Färbung an. Die Kniee versagten ihr den Dienst. Halb gegen ihren Willen sank sie in dem Stuhl zusammen und starrte den vor ihr stehenden liebenswürdigen jungen Mann, dessen chevalereskes Benehmen mit seinem Amt so wenig übereinstimmte, nur wortlos an.

Dieser trat dicht vor sie hin.

„Berehrte Frau Baronin,“ sagte er verbindlich, aber mit einer Entschiedenheit im Ausdruck, die jede Widerrede ohne weiteres auszuschließen schien. „Wir wollen mit offenen Karten spielen, und die für beide Teile wenig erquickliche Situation möglichst klarstellen. Seit drei Wochen suche ich Sie. Heute sind Sie in meiner Gewalt. Ich ver-

spredhe Ihnen eine schonende Behandlung, wie es Ihrem Geschlecht geziemt, bitte mir aber, vorher ein umfassendes Geständnis aus. — —“

Die rotblonde Grace hatte sich wieder etwas erholt. Dennoch ging ihr Atem schwer und röchelnd —

„Ich bin verhaftet!“, lachte sie gezwungen auf. „Deshalb hat man mich auf reichsdeutsches Gebiet gelockt —!? Lächerlich, Herr Doktor!! Ich weiß nicht, was man mir vorwirft. — Sie werden es mir ja bald sagen, und meine Unschuld wird sich herausstellen. Ein schwerer Müffel seitens Ihrer vorgesetzten Behörde ist Ihnen sicher. — —!“

Zug setzte sein bekanntes, feines diplomatisches Lächeln auf.

„Meine Gnädige“, meinte er. „Wir wollen die gute und wirklich kostbare Zeit nicht mit unnötigen Erörterungen verlieren. —

Ich sagte Ihnen bereits, daß Hermann vorgestern im Polizeigefängnis, einige Stunden nach seiner Verhaftung wegen Mordverdachts an dem Artisten Leopold v. Marguth, Selbstmord begangen hat. In seinen Effekten, die sofort amtlich durchsucht wurden, fanden wir neben anderen schönen, für uns sehr wertvollen Dingen auch einige Briefe von Ihnen, worin Sie Ihrem Erstaunen Ausdruck verleihen, daß die Ihnen so wichtigen Papiere noch nicht beigebracht worden sind. — Sie äußerten weiterhin Ihr Befremden über die unbegreifliche Schweigsamkeit Ihrer Freundin Ingeborg von Marguth, die seit einigen Tagen nichts mehr von sich hören läßt. — Ich bin in der angenehmen Lage, eine in allen Punkten ausführliche Erklärung vorzulegen und nehme natürlich an, Ihnen damit eine außerordentliche Freude zu bereiten.

Also zuerst: — Die wichtigen Briefe sind längst gefunden. Zwar nicht von Hermann, der, wie schon gesagt, gestern Selbstmord beging, weil er sich verloren sah, s o n d e r n v o n d e r K r i m i n a l p o l z e i. Auf eine Einsichtnahme in die Dokumente dürften Sie, als Schreiberin, kaum Wert legen. Ich begreife nur zu gut, daß es Ihnen darum zu tun war, die gravierenden Schriftstücke, mit dem Geständ-

nis ihrer Mordtat an dem Rittmeister Ludwig von Brede möglichst bald unverfehrt in die Hände zu bekommen, kann aber in diesem Punkte, so gerne ich sonst hübschen, jungen Damen gefällig bin, leider Ihren Wünschen nicht entsprechen.

Das Verbrechen von Ingolstadt ist durch Ihr schriftliches Geständnis hinreichend geklärt, und auch über die Mordtat an Marvay Marguth, als dessen geistige Urheberin Sie gelten, bestehen keine Zweifel mehr, nachdem wir alle Beteiligten, wie Hermann, Marguths Frau und Georg Krefß in systematischer Fahndungsarbeit ermittelt und festgenommen haben.

Die Haupttäterin, nämlich Sie, Frau Baronin, verstand es, bis jetzt sich der Verhaftung zu entziehen, sie ging aber, wie ich zu meiner Freude feststelle, heute auch ins Netz und wird bald den gleichen Weg gehen müssen, den Marguth gezwungen und Hermann nebst seiner Freundin Ingeborg freiwillig vor ihr gegangen sind. — —“

Grace von Rottsieper hatte die beiden Hände fest auf das wildklopfende Herz gepreßt.

„Hören Sie auf — —!“ rief sie schreckensbleich. „Hermann — ist — wirklich tot — —!?“

„Ja — er schnitt sich die Pulsader auf und Ingeborg nahm zwei Minuten vor Eintreffen der Kriminalpolizei Gift. Diese beiden Täter sind erledigt, der dritte Mitschuldige, Krefß, sitzt in Untersuchungshäft, und erwartet eine lange Zuchthausstrafe. Sie als Haupttäterin sehen einem ähnlichen Schicksal entgegen. Sie kommen vor die Geschworenen und deren mutmaßlicher Spruch ist jedem Juristen schon im Voraus bekannt, — — — Anstiftung zum Mord? Selbst unter Zubilligung mildernder Umstände, mindestens lange Jahre Gefängnis.“

„Pah! Davon stirbt man nicht —!“

„Nein, erwiderte Luß kalt. „Vom Gefängnis nicht. Aber da Sie außerdem wegen Mord an dem Rittmeister von Brede zum Tode verurteilt werden müssen, kann die Gefängnisstrafe lediglich als eine recht überflüssige Formalität angesehen werden.“

Ein Todesurteil ist Ihnen gewiß. Vielleicht, daß es auf dem Gnadenwege in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt wird — vielleicht sage ich — ich wünschte aber für Sie, der Landesherr macht von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch, denn lieber ein schneller Tod als ein Dahindämmern, zwischen dumpfen, kalten, feuchten Kerkermauern. — — —!“

Die klaren, nüchternen Ausführungen Dr. Luz' stürmten wie unsichtbare Keulenschläge von gewaltiger Wucht auf den Schädel der Frau ein.

Mit ihrer gezwungen zur Schau getragenen Fassung war es zu Ende. Ein Fluchtversuch schien — davon hatte sie sich wohl längst überzeugt — ein Ding der Unmöglichkeit. Die Türe wurde durch Muschel versperrt und vor den Fenstern stand Luz. Ganz abgesehen davon, bedeutete der Sprung aus dem zweiten Stock, hinab auf die belebte Bayerstraße, den sicheren Tod.

Sie war in der Gewalt der Behörden, deren Nachforschungen sie sich über ein Jahr entziehen konnte, sie zweifelte auch nicht daran, daß die Prophezeiungen des Detektivs wörtlich in Erfüllung gingen. Aber lebend sollte sie die Justizbehörde nicht in die Hände bekommen. —

Ihre Augen scharf auf Luz gerichtet, öffnete sie mit der rechten Hand verstoßen den Bügel ihrer silbernen Handtasche. — Aber der Mann war schneller wie sie.

Mit einem harten Griff hatte er die Hand Graces, gleich Eisenklammern, umfaßt, wand ihr trotz des Sträubens die Tasche aus der Hand und sagte ernst:

„Selbstmord kann ich nicht dulden. Wenigstens — i m U g e n b l i c k noch nicht!“ — —

Grace von Rottsieper rieb ihr Handgelenk, es war durch den derben Griff Luz' stark gerötet.

„Sie sind — ein Teufel —!“ zischte sie. „Warum lassen Sie mich nicht ein Ende machen?“

Luz antwortete nicht sofort. Er öffnete die Handtasche und entnahm ihr eine Medizinschachtel, die er in die hintere Hosentasche steckte.

„Sie täuschen sich in mir, Frau Baronin,“ entgegnete er sanft. „Ich meine es besser mit Ihnen, als Sie vielleicht glauben. — Ich kann begreifen, daß die Aussicht, monatelang in Untersuchungshaft sitzen zu müssen, wenig Verlockendes hat, umsomehr, als der Weg aus dem Gefängnis nicht zur Freiheit, sondern aufs Schaffot führen muß. Ich bin daher grundsätzlich geneigt, Ihnen einige Erleichterungen vorzuschlagen, aber auch Sie müssen Vernunftgründen zugänglich sein und einsehen, daß Sie das Spiel vollständig verloren haben. — Muschal!“ — wandte er sich an den Wachtmeister, der unbeweglich vor der Türe stand. „Warten Sie unten im Vestibül, bis ich Sie rufen lasse. Ich habe mit Frau Baronin von Rottfieber einige Worte unter vier Augen zu reden.“

Und als der Wachtmeister das Zimmer verlassen und Luß die Türe wieder abgeschlossen hatte, fuhr er fort:

„Jetzt sind wir unter uns, gnädige Frau. Merken Sie wohl auf, welchen Vorschlag ich Ihnen unter gewissen Bedingungen mache. Ich stehe glücklicherweise nicht offiziell in Diensten der Polizei. Der Umstand, daß ich den einzigen amtlichen Polizeibeamten, der mich nach München begleitete, soeben weggeschickt habe, beweist Ihnen wohl zur Genüge meine Bereitwilligkeit, Ihre Lage zu erleichtern. Sühne muß sein. — Nach dem Gesetz sind Sie eine Mörderin, die Motive kommen erst in zweiter Linie, außerdem tragen Sie an einer zweiten Bluttat, der ein ehrenhafter Mann in der Blüte seiner Jahre zum Opfer fiel, die alleinige Schuld. —

Ich möchte jedoch annehmen, daß Ihrer Handlungsweise keine rein selbstsüchtigen Motive zu Grunde lagen, ich glaube, daß es um zwei im Affekt begangene Verbrechen handelt, die, wenn auch wohl kaum im juristischen Sinne, so doch in meinen Augen, eine mildere Beurteilung vielleicht verdienen. Vor dem Schlimmsten, nämlich vor dem Schaffott, will und kann ich Sie bewahren, aber ich verlange, daß Sie eine rückhaltslose Beichte ablegen, eine Beichte, die unsere Ermittlungen und hypothetischen

Schlüsse bestätigt, ergänzt und einige wenige, noch ungeklärte Punkte aufhellt.

Wenn Sie es dann vorziehen, der entnervenden, grauenvollen Haft und dem Fallbeil des Henkers durch einen schnellen, schmerzlosen Tod zu entinnen — bin ich bereit, mir die Giftschachtel aus der Tasche — — stehlen — zu lassen. Aber jetzt, Frau Baronin, bitte ich um Ihre Erzählung. — —“

Grace von Kottsieper sah Luz aus ihren schwarzen, unergründlichen Augen lange prüfend ins Gesicht, dann entrang sich ein leichter Seufzer ihren blutleeren Lippen.

„Ich — bin — mit Ihrem Vorschlag — — einverstanden —!“ sagte sie.

Wachtmeister Muschal hatte sich inzwischen, getreu seiner Instruktion, in die Hotelvorhalle gesetzt und wartete geduldig, bis er wieder nach oben gerufen würde.

Den Grund seiner Entfernung konnte er sich wohl denken, und wenn er auch gerne die Beichte der interessanten, rotblonden Frau mit angehört hätte, so war es nicht seines Amtes, Wünsche zu äußern. Er hatte zu gehorchen, und damit Schluß. —

Aber die Geschichte dauerte endlos lange oben auf Zimmer 160. — Er hatte die „Neuesten Münchener Nachrichten“ bis auf das letzte Inserat bereits durchgesehen, und noch immer wollte die Unterredung zwischen Luz und der Baronin nicht zu Ende kommen.

Zudem war es heiß und — Muschal hatte Durst.

Er informierte den Hotelportier, daß er sich in der nebenliegenden Restauration einen Schoppen genehmigen wolle, und blieb auch kaum eine Minute weg.

Bei seinem Wiedererscheinen machte ihm der Portier die Mitteilung, Dr. Luz habe im Augenblick das Hotel verlassen.

Muschal sah ihm dumm ins Gesicht.

„Das ist aber doch ausgeschlossen?!“ meinte er.

Der Portier zuckte die Achseln. Er könne nur wiederholen, was er gesagt habe. Dr. Luz in seinem auf-

fälligen karierten Ulster sei vor einer halben Minute hier vorbeigekommen und habe das Hotel verlassen.

Ob er allein gewesen sei? wollte Muschal, noch immer aufs äußerste überrascht, wissen.

„Ja,“ erklärte der Portier.

Muschal eilte verdußt auf die Straße hinaus, sah sich nach allen Seiten um, konnte aber keine Spur von Luz entdecken. —

Daß dieser das Hotel verlassen haben sollte, noch dazu ohne die Baronin mitzunehmen, schien ihm außerordentlich befremdlich.

Aber — Donnerwetter —! Luz hatte ja versprochen, der roten Grace zu helfen, wenn sie ein Geständnis ablege. Diese Art Hilfe kannte Muschal. Vor Jahren, im Falle von Echternacht (vergl. Roman Die rote Wanda), und auch in der Angelegenheit des Baron von Rhaydt in Frankfurt (vergl. Das Forrnitpulver), spielte er den geständigen Tätern die Waffe zum Selbstmord in die Hand. Hier war ein analoger Fall.

Höchstwahrscheinlich lag die Baronin oben in der Stube — tot — und Luz hatte, als er ihn, Muschal, unten nicht mehr vorfand, auf der Straße einen Polizisten benachrichtigt.

Ungerlich mit sich selbst und ein wenig verlegen, seiner Pflichtverletzung wegen, die ihm voraussichtlich einen derben Anpfliff einbrachte, eilte Muschal die Treppen hinauf.

Die Türe Nummer 160 gab seinem Drucke nach und ein Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust, denn — — — auf dem Boden lag die leblose Gestalt der Frau, — sonderbarer Weise in recht mangelhafter Toilette, nur mit dem Hemd bekleidet. — Ihre hohen braunen Stiefel standen am Boden.

Ein wenig überrascht beugte sich der Wachtmeister auf die leblose Gestalt nieder und — fuhr wie von einer Tarantel gestochen, entsetzt zurück.

Die Gestalt vor ihm war nicht die Baronin von Rottjeeper, sondern — — — — Dr. Luz.

Neben ihm lag ein Taschentuch, das einen scharfen, süßlichen Geruch ausströmte.

Muschal hatte sich nach dem ersten Schrecken schnell gefaßt.

Er riß die Fenster auf, daß frische Luft ins Zimmer strömen konnte, ergriff die Wasserkanne und goß, ohne jede Umstände, die Hälfte des Inhalts Luß über Kopf und Gesicht.

Dieser öffnete mit einem leisen Stöhnen die Augen und begann zu würgen.

Muschal kannte sich aus. — Chloroformvergiftung. —!

Er schleuderte in einem weiten Bogen das feine Damenbatisttuch in den Toilettceimer, nahm den Kopf Luß' behutsam auf seine Knie und griff ihm mit dem Zeigefinger in den Mund.

Dr. Luß fing von neuem an, krampfhaft zu würgen und schließlich zu erbrechen. Der Wachtmeister begoß ihn nochmals mit Wasser, eine Pferdetur, die aber den erhofften Erfolg hatte, denn Luß kam schnell wieder vollständig zum Bewußtsein und richtete sich — wenn auch ein wenig schwerfällig — auf, um aber sofort wieder auf das Bett niederzusinken.

„Muschal!“ stöhnte er. „Sofort unser Auto — aus der Garage, — wir müssen fort — — —!“

„Allmächtiger, Herr Doktor!“ entsetzte sich der Wachtmeister, „in dem Zustand —?! Wie kam denn dies alles — wir hatten sie so schön fest — —?!“

„Nachher — — nicht fragen. Geben Sie mir meinen anderen Anzug und den Regenmantel aus dem Schrank. — — Schnell — —! Ich war ein Esel — — aber noch ist es vielleicht nicht — zu spät — —!“

Luß fuhr nicht ohne Anstrengung in seine Beinkleider, die ihm Muschal vorsorglich hielt und fuhr fort: „Ich glaubte, die Frau wollte — nach ihrer ehrlichen Beichte Selbstmord begehen — — aber statt dessen schüttete mir die Kanaille Chloroform ins Gesicht. — — — Sie hat in meinen Kleidern die Flucht ergriffen, — — wir müssen ihr nach. Ihre ständige Wohnung in München ist Prinz-

regentenstraße 273. — — Dahin ist sie wohl zuerst geflohen. — — Schnell! Unser Auto — —!“

„Werden Sie in diesem Zustand die Verfolgung aushalten können?“ fragte Muschal bedenklich.

Luz wurde wütend.

„Machen Sie den Wagen fahrbereit — —!“ brüllte er, „und lassen Sie alle überflüssigen Fragen beiseite — —!“

Muschal flog mehr als er ging die Treppe hinab, und kaum daß er den Kraftwagen aus der Garage gezogen und angekurbelt hatte, erschien auch schon Luz, zwar noch ein wenig bleich, aber anscheinend wieder hergestellt.

Der Wachtmeister bewunderte im Stillen die Energie seines jüngeren Gefährten, der sofort auf den Führersitz kletterte und in scharfem Tempo anfuhr. —

Die tolle Fahrt ging über den Maximiliansplatz, wo ein Polizist aufgenommen wurde, durch die Ludwigs- und von der Lannstraße, am Palais Royal vorbei. Dann flog das Auto die breite Prinzregentenstraße hinab und hielt, kaum fünf Minuten nach Abfahrt, am Ziel. — —

Luz zog sofort die Hausklingel. — Niemand meldete sich.

„Wir müssen die Türe aufbrechen!“ sagte Muschal zu dem Münchener Polizisten. Luz hörte schon nicht mehr. Er war auf einen Tagometerkraftwagen zugeeilt, der an der anderen Straßenseite stand und hielt dem erschrockenen Chauffeur seine Legitimationskarte unter die Nase. —

„Auf wen warten Sie hier?“ fragte er.

„Auf einen Herrn — — das heißt, eigentlich — eine Frau in Männerkleidern, die ich am Hauptbahnhof aufgenommen hab!“

„Wo ist die Frau eben?“

„Drüben, im Hause 273.“

Luz sprang sofort zu seinem Wagen zurück und beorderte den Polizisten nach der Hinterseite der kleinen Villa, die nur eine einzige Mietspartei beherbergen konnte.

Während der Polizist eiligst in die Ismaningerstraße einbog, klingelte Luz noch einmal lange an der Eingangstüre, aber auch das zweite Mal ohne jeden Erfolg.

„Stellen Sie sich hier zu mir, hinter den Wagen,“ sagte er ärgerlich zu Muschal. „Wir warten, bis das Weib erscheint. Diesmal entgeht sie mir nicht — —!“

Die beiden Kriminalisten richteten gespannt ihre Augen auf das Gebäude vor ihnen, das in einem ganzen Block ähnlich gebauter kleiner Villen stand. Jedes Haus war von dem Nachbarhaus nur durch eine niedere Brandmauer getrennt.

Plötzlich stieß Muschal einen leisen Warnungsruf aus: „Dort — — auf dem Dach — Herr Doktor — —!“ rief er.

Doch Luz hatte bereits festgestellt, daß sich das eine Dachfenster gehoben und eine kleine, zierliche weibliche Gestalt in Männerkleidern, eine einfache Sportmütze auf dem Kopf, langsam und vorsichtig auf das Dach hinaus kletterte.

„Sie ist's — machen Sie Ihre Waffe frei. Meine Pistole hat das Frauzimmer mit den Kleidern fortgenommen —!“

Muschal unterdrückte einen Fluch. „Ich habe meine Pistole im Mantel —!“ schimpfte er — „und der hängt — — im Hotel — — —!“

„Dann holen Sie schnell Hermanns chemische Büchse aus dem Wagen. Ein Glück, daß wir sie mitgenommen haben. —“

Muschal griff nach einem Paket und riß die Umhüllung ab.

Luz hielt die Hände an den Mund und rief die Gestalt auf dem Dache an:

„Kommen Sie herunter, Frau Baronin. Das Haus ist umstellt und eine Flucht aussichtslos.“

Ein derber Fluch, der aus einem Frauenmund noch roher wirkte, als er an und für sich schon war, bildete die Antwort.

„Wenn Sie nicht gutwillig kommen, machen wir von der Waffe Gebrauch!“ rief Luz noch einmal.

In diesem Augenblick sah man die Gestalt auf dem Dach den Arm heben. Ein Schuß krachte, und die Kugel schlug

dicht neben Muschal in die Karosserie des Kraftwagens, dann sprang die Gestalt mit langen, flinken Sätzen nach der nahen Brandmauer und schwang sich hinauf.

Luz zögerte nicht mehr. Er hatte die Kammer des Gewehres aufgerissen — sie war leer — aber ein Schuß — — der letzte Schuß steckte noch im Lauf. — —

Im Nu hatte er die Windbüchse in Anschlag gebracht — — — ein leises, aber scharfes Zischen — — — und ein lauter Aufschrei auf dem Dache der Villa.

Die Frau fuhr mit der linken Hand an die Brust, die Rechte löste sich vom Mauerrand, und sich mehrmals überschlagend, rollte die Mörderin vom Dach herunter.

Mit einem dumpfen Aufplatschen schlug der Körper auf den Boden des kleinen Vorgartens, der die Villa in der Prinzregentenstraße 273 umgab.

Ohne auf die zahlreichen Neugierigen zu achten, die sich durch die sensationellen Vorgänge in der sonst so stillen und vornehmen Straße schnell angesammelt hatten, schwang sich Luz über das Gartenstaket. Muschal folgte. — Der Polizist versuchte mit mehr Eifer als Erfolg, die schaulüsterne Menge zurückzudrängen.

Inzwischen hatte Luz den leichten Körper der unglücklichen Frau sanft in die Höhe gehoben. Sie atmete nicht mehr.

„Tot!“ sagte Luz. „Die Schußwunde in der rechten Brustseite war nicht unbedingt tödlich, aber beim Sturz vom Dache hat die rotblonde Grace das Rückgrat gebrochen. — — Fassen Sie zu, Muschal. Wir bringen die Frau ins Auto, und dann Meldung bei der Polizeidirektion in der Ektstraße. —“

Luz lehnte sich erschöpft wider die Hauswand und überließ es seinem Wachtmeister, den leichten Frauenkörper nach dem Auto zu tragen, dann folgte er mit schwankenden Schritten, wie ein Betrunkener. —

Und als er das Steuer ergriff, fühlte er, daß seine Hände zu zittern anfangen, vor seine Augen schob sich ein schwarzer Nebelschleier, und todbleich sank er in die Polster des Führersitzes zurück.

Muschal nahm seinem Gefährten langsam und vorsichtig das Steuerrad aus den Händen und kurbelte den Wagen an.

Mit einem gebieterischen Superton, der die Straße vor dem Gefährten räumte, — schoß das Auto vorwärts und ließ die schau- und sensationshungrige Menge schnell hinter sich.

Keiner der vielen Neugierigen, deren Zahl sich von Minute zu Minute noch vergrößerte, ahnte, daß hier soeben der Vorhang zum letzten Akt eines Trauerspiels des Lebens gefallen war. —

Schluß

Doktor Luz und der Inspektor Fischer saßen im Dienstzimmer des Frankfurter Polizeipräsidenten, Dr. Adrian von Studhardt-Raven.

Vor dem Polizeipräsidenten lag ein dickes Bündel Polizeiakten.

Dr. von Studhardt sagte: „Noch selten habe ich mich in das Aktenstudium eines Falles vertieft, der mir größeres Interesse abgerungen hätte, als gerade die Mordangelgenheit Marvay.

Der Polizeiapparat klappte geradezu hervorragend, besonders dem Fahndungs- und Ermittlungsdienst kann das allerbeste Zeugnis ausgestellt werden. Von nichts ausgehend, aus dem tiefsten, geheimnisvollsten Dunkel heraus mußten Sie, Herr Doktor, den kleinen, hellen Ariadnefaden erst suchen. Knapp drei Wochen später war der Fall dank Ihrer unermüdlischen Tätigkeit bis in seine Einzelheiten hinein geklärt. — —

Bedauerlich bleibt nur die Tatsache, daß Sie gegen Abschluß des Verfahrens noch einmal selbst in ernste Gefahren geraten sind, aber — — —!“

„Da ich einzig und allein die Schuld daran trage —“ fiel Luz ein, „muß ich die Uebertöpelung durch die Frau als eine gerechte Strafe für meinen Leichtsinn und meine Leichtgläubigkeit hinnehmen und tue dies umso lieber, als die Festnahme der Haupttäterin trotz aller Fehler, unmittelbar nach ihrem glücklicherweise verunglückten Attentat doch noch erfolgen konnte. —

Daß wir die rote Grace nur als Leiche mit nach Frankfurt brachten, halte ich nicht einmal für einen Schaden, denn der Tod der Frau sühnt ihre Verbrechen und erspart Polizei und Staatsanwalt eine Unmenge überflüssiger Arbeit. Die Hauptsache für uns bedeutet die Tatsache, daß das Geständnis der Frau von Rottsieper in unseren Händen und keine Phase des kriminalpsychologisch äußerst feinen Falles ungeklärt geblieben ist."

"So, sind Sie überzeugt, daß die Beichte der Baronin als unbedingt wahr hingenommen werden darf?" fragte der Polizeipräsident.

"Jawohl. Die Frau ist keine Verbrecherin in herkömmlichem Sinne gewesen. Die beiden Mordtaten, die erste in Ingolstadt, wo sie selbst die Täterin war, die zweite in Friedberg, bei der sie als spiritus rector gelten muß, sind auf Konto eines ungezügelten, leidenschaftlichen Temperaments zu setzen. Beide Taten wurden im Affekt begangen. Die erste, um den Geliebten zu retten, die zweite, um den gleichen Mann, für den sie zur Verbrecherin geworden, zu verderben, weil sie sich von ihm verraten glaubte.

Der Ingolstädter Fall konnte bereits durch unsere Ermittlungstätigkeit als vollständig aufgeklärt angesehen werden. Neues hat mir Frau Grace nicht mehr erzählen können.

Dafür war die übrige Beichte, besonders die Erzählung über ihre Vergangenheit umso interessanter.

Grace Figueirao war die Tochter eines Zollbeamten in Lissabon, und einer deutschen Gouvernante. Von der Mutter lernte sie auch die deutsche Sprache. Die kleine Grace war das einzige Kind, und besuchte die Universität Coimbra, wo sie durch einen südfranzösischen Studenten verführt wurde. —

Da der Fehltritt nicht ohne Folgen blieb und der unerbittliche Vater die Tochter, auf die er seine ganzen Zukunftshoffnungen eingestellt hatte, des Hauses verwies, verließ Grace Lissabon und ging zum Theater.

Eine Lissabonner Agentur verschaffte ihr Anstellung in

einem kleinen Hafenvarietees in Oporto, wo sie durch ihre Grazie und raffige Schönheit sämtlichen dort verkehrenden Gästen die Köpfe verdrehte, ohne jedoch irgend einen ihrer zahlreichen Anbeter zu erhören.

Ein britischer Marineoffizier nahm sie mit nach Gibraltar, von dort erhielt sie, auch durch seine Bemühung, Engagement am Teatro Real in Granada und ein Jahr später finden wir die bildhübsche Grace als Prima Ballerina am königlichen Ballet in Lissabon. Unnahbar, wie sie als kleines Grisettchen in Oporto war, hielt sie auch hier alle Anbeter und Verführer in respektvollen Schranken. Ins Elternhaus kehrte sie nur noch einmal zurück, als ihre Mutter auf dem Sterbebett lag.

Wenige Monate später heiratete sie den Legationssekretär Hans von Rottsieper von der Deutschen Botschaft in Lissabon.

Der nicht mehr allzu junge, dabei schwindstüchtige Mann war in toller Leidenschaft, die bei Tuberkulösen nicht selten ist, für die reizende Portugiesin entflammt und sie liebte ihren Gatten auf ihre Weise, obgleich sie mehr als seine Krankenpflegerin denn seine Gattin gelten konnte. Sie hielt ihm aber — wenn man ihren Versicherungen Glauben schenken will — die eheliche Treue und betrauerte ihn herzlich, als er nach kurzer Ehe in ihren Armen starb, und zwar in München, wohin das Paar kurz nach seiner Heirat übersiedelt war.

Das tolle Großstadtleben der Residenz — sie kam gerade zur Zeit des Karnevals dort an — sagte der jungen Witwe, die nach dem Tod ihres Gatten Erbin eines ansehnlichen Vermögens war, nicht zu, die faden Kurmacher der Großstadt, die in ihr nur die junge, reiche Witwe sahen, widerten sie an, und durch Vermittlung einer Münchener Maklerfirma mietete sie die Villa in Ingolstadt. Dort stürzte sie sich nach Ablauf ihres Trauerjahres in die wenigen gesellschaftlichen Vergnügungen, die das Mittelstädtchen bieten konnte.

In Ingolstadt ereigneten sich die uns bereits bekannten Vorfälle, welche, wie bereits erwähnt, durch die Beichte der

Frau in keinem anderen Licht erscheinen. Aus Liebe zu Marguth, vielleicht auch aus einem gewissen Selbsterhaltungstrieb heraus, schoß sie den Rittmeister von Brede in seiner Wohnung nieder. Grenzenlos war ihr Entsetzen, als Marguth die ihrer Meinung nach heroische That mit ganz anderen Augen ansah, in ihr nicht das liebende Weib erblicken wollte, das, um den Geliebten zu retten, auch vor keinem Verbrechen zurückschreckte, sondern nur die Mörderin, die kaltblütig ein Menschenleben vernichtete, erkennen wollte.

Ihre Enttäuschung steigerte sich zur Wut und wuchs sich zu einem fanatischen Haß aus, nachdem sich Marguth vollständig von ihr losgesagt hatte und ihre zahlreichen Bitt- und Drohbriefe einfach ignorierte.

Das größte Verbrechen in ihren Augen war jedoch der Umstand, daß Marguth einige Monate später eine junge Artistin namens Ingeborg Schotter heiratete, die er während eines Engagements in Dresden kennen und lieben gelernt hatte. —

Ueber den Charakter jener Ingeborg konnte die Untersuchung zu einem abschließenden Urtheil nicht gelangen. Sicher ist, — daß sie ihren Gatten, Leopold von Marguth, liebte, ebenso sicher scheint jedoch, daß sie ein früheres Verhältnis mit einem Artisten namens Georg Hermann heimlich weiterführte.

Dieser, ein rachsüchtiger, kalt berechnender Schurke, der im zweiten Stadium luetisch war, verfolgte Marguth, welcher ihm die Frau raubte, mit einem tiefen und fanatischen Haß, der umso tiefere Wurzeln schlug, als Marguth sich von der Frau lossagte. Denn, ohne es selbst zu wissen, wurde Inge von ihrem Liebhaber Hermann infiziert und übertrug diese gefährliche Krankheit automatisch auch auf ihren Gatten.

Hier setzt nun die Teufelei des Schurken Hermann ein, der an Inge mit einer wahren sadistischen Leidenschaft hing. Er kannte die Vorgeschichte Marguths, vor allem die Liebesepisode Grace von Rottsieper aus gelegentlichen Erzählungen seiner Geliebten, und setzte sich mit Grace in

Verbindung. Beide hatten — wenn auch aus grundverschiedenen Motiven die gleichen Interessen, Grace nicht nur aus Haß, sondern immer noch von der unbestimmten Angst geschüttelt, Marguth könne eines Tages den Brief, worin sie sich selbst als Mörderin des Rittmeisters von Brede bezichtigte, der Staatsanwaltschaft vorlegen — — und dann war sie verloren.

Marguth mußte aus dem Wege geschafft werden — —!

Hermann verstand es vorzüglich — in einer geradezu raffinierten Weise, die arme, zwiespältige Inge gegen ihren Mann aufzuheben. Er stellte ihr Grace als dessen Geliebte vor, mit der Marguth nicht nur bis in die letzte Zeit intime Beziehungen unterhalten, sondern ihr auch den größten Teil seiner Gage zugewendet hätte.

Außerdem habe nicht Inge Marguth infiziert, sondern umgekehrt. Grace wisse dies am besten, und gerade die Leidenschaft für seine Geliebte Grace bewog Marguth, die Komödie in Ludwigsburg zu inszenieren, um sie, Inge, — auf gute Art und Weise wieder loszuwerden. —

Hermann verstand es, die beiden Frauen gegeneinander auszuspielen und erbot sich, Grace die gravierenden Papiere wieder zu beschaffen. —

Natürlich hütete er sich, offen hervorzutreten, und fand in dem Einbrecher Krefß ein willfähriges Werkzeug. Dieser versuchte einen Raubanzug, stellte sich aber derart plump an, daß Marguth Verdacht schöpfte, die Papiere versteckte und Grace drohte, beim nächsten verbrecherischen Anschlag auf sein Leben und Eigentum, die Staatsanwaltschaft zu Hilfe zu rufen.

Grace drängte nun selbst auf Beseitigung des ihr außerordentlich gefährlichen Mannes, denn die Verhaftung wegen Mordes schwebte stets als dräuendes Damoklesschwert über ihrem rachsüchtigen Haupte.

Inge suchte in den letzten Tagen des Monats Juni in Frankfurt eine Zusammenkunft und Aussprache mit ihrem Mann herbeizuführen, wurde aber stolz abgewiesen und, durch Hermann geschickt in das Stadium höchster Wut ge-

trieben, keimte in ihr der Entschluß, selbst Hand an ihren verräterischen Mann zu legen, besonders, da die Zeit drängte und Krefß, der Athletenschorsch, vollständig versagte.

Hermann schürte die glimmende Asche der Wut und Leidenschaft zu einem lohenden Fanal der Rache, und jene Tragödie wurde inszeniert, der Marguth am Morgen des 1. Juli zum Opfer fallen sollte.

Hermann fuhr einige Tage vorher nach Friedberg, um das Terrain zu sondieren und ließ sich im Hotel Großherzog, das zufällig einen Kellner suchte, engagieren. Am Abend des 31. Juli fuhr er mit Inge nach Friedberg. Er, um seinen Dienst anzutreten, sie, um sich unter falschem Namen, in Männerkleidung, im dritten Stock des Hotels einzumieten.

Grace blieb in Frankfurt, um am folgenden Tag mit Marguth nach Friedberg zu fahren. Ihr kam es nicht nur auf den Tod des Mannes an, sondern ihr eifrigstes Bestreben war, die gefährlichen Briefe wieder zu bekommen.

Ingeborg befand sich am Morgen des 1. Juli in einer geradezu fieberhaften Aufregung. Sie verließ das Zimmer nicht mehr und erwartete mit wildklopfendem Herzen die Stunde der Entscheidung.

Das Artistengewehr Hermanns hatte sie am Abend zuvor bereits sorgfältig geladen und in ihrer Waschtischschublade untergebracht.

Hinter dem Fenstervorhang verborgen starrte sie mit fiebrigen Augen auf den Bahnsteig hinaus.

Kurz nach zehn Uhr stürzte Hermann ins Zimmer.

„Mach dich bereit!“ flüsterte er und drückte ihr die Waffe in die Hand, „der Zug läuft eben ein.“ —

Mechanisch, mit zitternden Händen griff Inge nach der Waffe.

Donnernd fuhr, knapp 100 Meter vom Fenster entfernt, der D-Zug nach Hamburg in den Friedberger Bahnhof.

„Jetzt gilt's! Nimm dich zusammen! — Triff gut!“ —
Unten sprang Krefz in der Uniform eines Depeschboten über die Gleise und rief den Namen des Opfers aus.

Aber Inge stand, die eine Hand in die Vorhänge gekrampft, die andere auf das wildklopfende Herz gedrückt, regungslos im Zimmer.

„Ich — — kann — — nicht!“ — — stöhnte sie. „Ich — — kann ihn nicht — — töten!“ — —

Ein teuflischer Fluch entrang sich den Lippen des Mannes.

„Dirne, verdammt!“ — — zischte er. „Willst du schießen? — — Soll der ganze Plan ins Wasser fallen?“ — —

„Ich kann — — nicht, Georg. — — Laß — — mich!“ —
Hermann hob drohend die Faust. Am liebsten hätte er der Frau, die mit ihrer Unentschlossenheit oder der plötzlich neuerwachten Liebe für ihren Gatten den schön ausgedachten Plan im letzten Moment zum Scheitern bringen mußte, den Schädel eingeschlagen.

Gewaltsam beherrschte er sich.

Marvay erschien unten im Fensterauschnitt seines Wagens. — —

Noch eine viertel Minute — — und es war zu spät! — —

Da riß Hermann mit einer wilden Verwünschung der zögernden Frau die Waffe aus der Hand, zielte kurz und — — — schoß! — —

Stöhnend war Ingeborg auf den Boden gesunken.

Mit derber Faust riß sie Hermann hoch, schüttelte sie und zischte wütend: „Weib —! Verdammtes —! Reiß dich zusammen — —! Willst du dich und mich aufs Schaffott bringen?! — Hier ist dein Gepäck. — Hier die Fahrkarte nach Gießen. — — Fort! Deine weitere Instruktion kennst du —! Ich provoziere morgen mit dem Chef einen Krach und verschwinde. — Fort jetzt — ich decke dir die Flucht — —!“

Halb willenlos ließ sich Ingeborg die Reisetasche in die Hand drücken und auf den Flur hinauschieben. Draußen

brachte sie der Selbsterhaltungstrieb wieder zur Besinnung.

Sie reiste nach Gießen und benutzte dort den Schnellzug, um über Cassel nach Berlin zu fahren. Dort hielt sie sich bis zum 14. des Monats auf und trat am 15. ihr Engagement in Cassel an, wo sie durch den Fahndungsdienst bald ermittelt wurde. Vor ihrer Verhaftung entleibte sie sich.

Die arme Frau verdient mehr unser Mitleid als Verachtung. Sie ist, ebenso wie ihr Gatte, das Opfer Hermanns geworden.

Dieser reiste, ohne sich um seine Geliebte weiter zu kümmern, einen Tag später nach Frankfurt zurück und erwartete Grace, die am folgenden Tag wütend anlangte, denn die in Marguths Gepäck gefundene Venusstatuette erwies sich nicht als hohl, und jene, nach Marguths Tod für sie doppelt gefährlichen Papiere, waren immer noch nicht gefunden.

Die Nachforschungen Hermanns und seines Ablatus Krefß endigten mit einem vollen Fiasko und der Verhaftung des letzteren. Dann wurde Ingeborg ermittelt, zum Schluß Hermann selbst. In seinem Gepäck gefundene Briefe führten mich auf die Spur der langgesuchten Grace Figueirao. In München ging sie mir endlich in die Falle.

Als sie sich davon überzeugt hatte, daß jegliche Fluchtmöglichkeit abgeschnitten war, versuchte sie Selbstmord, ich entwand ihr aber die Schachtel mit den Morphinpulvern noch rechtzeitig, allerdings ohne zu ahnen, daß die Frau in ihrer Rocktasche außerdem ein Fläschchen mit Chloroform verborgen hatte. — Ich trieb sie in die Enge, und versprach ihr, einem Selbstmord keine Hindernisse in den Weg zu legen, falls sie sich vorher zu einem ausführlichen Geständnis herbeiließe.

Nach einigem Zögern war sie bereit, und ich verbürge mich dafür, Herr Präsident, daß ihre Beichte der Wahrheit entspricht. Der unglückselige Gedanke zu entfliehen, muß ihr ganz spontan, am Schlusse ihrer Erzählung gekommen sein. Während des Geständnisses hat sie bestimmt nicht

daran gedacht. Ich benahm mich aber auch zu blöde, weil ich an ein Doppelspiel der völlig zerknirschten jungen Frau nicht glauben konnte und wollte. — Wortlos reichte ich ihr die Schachtel mit den Morphiumpulvern und drehte mich, um nichts sehen zu müssen, nach dem Fenster um.

Ein schwerer, dumpfer Fall ließ mich zurücksehen.

Grace Figueirao lag am Boden und atmete schwer und röchelnd.

Ich beugte mich über die anscheinend sterbende Frau. — — In diesem Augenblick fuhr sie mit der unter dem Rücken versteckten Hand in die Höhe, drückte mir das mit Chloroform getränkte Tuch auf Nase und Mund und riß mich zu Boden! — —

Es muß als ein großes Glück bezeichnet werden, daß Wachtmeister Muschal zwei Minuten nach dem Attentat im Zimmer erschien und es dadurch ermöglichte, die Verfolgung der Frau sofort aufzunehmen, — — diese endete mit ihrem Tode. — —

Acta est fabula — — meine Herren —! Das Spiel ist zu Ende!

Grace, Hermann und Ingeborg sind tot. Krefß sitzt im Gefängnis. Der Fall ist geklärt und die Tat gesühnt. —

Es war einer meiner interessantesten, aber auch schwierigsten Fälle. — Hier, Herr Präsident, überreiche ich Ihnen das Gewehr Hermanns.

Der letzte Schuß diente zur Sühne!

Das Gewehr hat, da eine gerichtliche Untersuchung kaum mehr in Frage kommt, lediglich geschichtliches Interesse und bildet voraussichtlich eines der schönsten Stücke des Frankfurter Kriminalmuseums. — —“

Bei diesen Worten erhob sich Dr. Luz und reichte dem Polizeipräsidenten ein in braunes, starkes Packpapier eingeschlagenes Paket.

„Morgen reise ich zur Erholung auf vierzehn Tage nach Bad Nauheim, und ich darf Sie vielleicht vorher noch daran erinnern, daß im Interesse des Prestiges der Frankfurter Polizei ein ausführlicher Artikel in der Tagespresse nichts schaden kann. — —

Ich war zuerst aus faktischen Gründen gegen eine genaue Bekanntgabe des Falles und der polizeilichen Ermittlungen, heute aber, wo die Mordtat bis in die kleinsten Einzelheiten aufgeklärt ist, wo eine geradezu vorbildliche kriminaltechnische und kriminalpsychologische Arbeit hinter uns liegt, scheint es nur recht und billig, wenn die breite Oeffentlichkeit auch erfährt, in welcher hervorragender Weise das Frankfurter Polizeipräsidium im allgemeinen, und die Abteilung 7 im besonderen, an der Aufklärung des Verbrechens beteiligt ist. —

Mein lieber Fischer, gestatten Sie, daß ich Ihnen als Erster zu diesem fabelhaften Erfolg aus dem Nichts heraus, der sich zu einem Ruhmesblatt in der Chronik Ihrer Kriminalfälle gestaltet hat, aufs aufrichtigste und herzlichste gratuliere. — — —!“

Und ohne auf das nicht gerade geistreiche Gesicht des Inspektors zu achten, schüttelte er erst dem Polizeipräsidenten, dann Fischer die Hand und verließ mit völlig ernststen Mienen das Zimmer.

Nur um seine Lippen zuckte ein leises feines undefinierbares Lächeln.

E n d e !